Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Bauernblut.

Erzählungen aus dem Schwarzwald

von

Heinrich Hansjakob.

Heidelberg.
Georg Weiß, Verlag.
1896.

Hoffmannsche Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Der Graf Magga	1
Martin, der Knecht	57
Der Sepple und der Jörgle	97
Der Lorenz in den Buchen	175
Der Vetter Kaspar	241

Der Graf Magga.

1.

In der Mitte der vierziger Jahre, da ich noch ein Knabe war, fuhr zur Sommerszeit an Sonntagen öfters ein elegantes Gespann vor „das Kreuz" in Hasle, wo alle herrschaftlichen Wagen anzuhalten pflegten. Aus dem Coupé schwang sich ein hochgewachsener, junger Mann, den der Kreuzwirth und sein Hausknecht respektvoll grüßten. Bald darauf tändelte der Angekommene stolz durch die Straßen von Alt-Hasle, bald hier bald dort mit einem bekannten bessern Bürger redend oder mit einer Bürgerstochter scherzend.

Regelmäßig kam er auch zu meiner Großmutter, die dazumal noch zwei ledige Töchter, meine „Tanten", hatte, und unterhielt sich mit diesen Haslacher Schönen wie ein vornehmer Herr. Ich sehe die beiden Weibsleute heute noch vergnügt und verliebt lächeln, wenn der schlanke, schwarze Fitzer mit ihnen sprach.

Mir und anderen Buben sagte man damals weiter nichts, als daß der vornehme Herr „der Graf Magga und aus Zell" wäre. Soviel wußten wir auch schon, daß ein Graf mehr sei als ein Bur oder Bürgersmann, ja noch mehr als ein Oberamtmann, und wir schauten bewunderungsvoll an dem Herrn Grafen hinauf. Daß er von Zell sein sollte dieser Graf, wollte uns nicht recht

einleuchten. In diesem Nachbarstädtle waren wir alle schon gewesen als Wallfahrer bei der Mutter Gottes „zu den Ketten", und die Repräsentanten von Zell, der „Bäre-Metzger" und der „Fischer-Metzger", die nach Hasle aufs Gai kamen und fette Schweine und Kühe kauften, sahen auch nicht vornehmer drein als ein Haslacher Burger. Bisweilen fuhr auch der Porzellan-Fabrikant von Zell in oder durch unser Städtle und erzielte unsern Respekt, aber daß es dort ganz vornehme Herren, Grafen, gebe, wollte uns wunderlich scheinen.

Jahr und Tag später, wir Buben waren größer geworden und hatten dem Grafen Magga wieder einmal bewundernd nachgeschaut, wie er in dem hochfeinen Zweispänner des Fabrikanten Lenz von Zell wegfuhr, fragten wir den Hafner „in der vordern Gaß", einen der geistreichsten Alt-Haslacher, ob der Graf Magga ein rechter Graf sei. Da antwortete ziemlich entrüstet der Hafnermeister, welcher stets nur im reinsten Hochdeutsch redete: „Der ist ein Graf wie ich. Ein Hafnerbub ist er von Haus aus, und ein Hafner ist er geworden und ist's heute noch." Eine weitere Erklärung gab unser stolzer Hafner nicht ab, wie er sich überhaupt nicht mit kleinen Buben in ein Gespräch einließ.

Unser Staunen wuchs. Doch Kinderspiel und Buben-Zeitvertreib brachten uns im nächsten Augenblick schon wieder von unserer Neugierde ab, und der Graf Magga war vergessen, ehe wir, ein jeder in sein Elternhaus, heimkehrten.

In nicht zu ferner Zeit kam der Graf Magga wieder einmal während meiner Knabenzeit nach Hasle. Ich war schon angehender Commis bei der Großmutter und durfte Zucker verklopfen. Die eine Tante war indeß verheirathet

worden, die andere, die Auguste, noch zu haben. Wieder kam der Graf in der Großmutter Haus und schäkerte in der Stube mit der dunkelbraunen Tante; mir fiel jetzt des Hafners Ausspruch ein.

Als der Galant weg war und die Tante in den Laden kam, wo ich mit der Großmutter mich befand, fragte ich die Schwester meiner Mutter: „Ist es wahr, ist der Herr kein rechter Graf, sondern nur ein Hafner, wie der Hafner in der vordern Gaß behauptet?“ Gereizt gab sie zur Antwort: „Ein Modelleur und Künstler ist er, aber kein Hafner.“ Die Tante hatte im Villinger Kloster studirt und konnte mit Worten wie Modelleur und Künstler spielend umgehen, während beide mir spanische Dörfer waren, und weiter fragen wollte ich nicht; denn sie spie Gift aus ihren schwarzen Augen.

Die Großmutter aber meinte: „Der Graf Magga setzt euch Haslacher Maidlen nur Mucken in Kopf und lacht euch dann wieder aus.“ Hierauf ging ihre Tochter in die Stube zurück und schlug die Thüre zu, ich aber hinaus zu den Gassenfreuden.

Zum letzten Male in meiner Knabenzeit sah ich den Grafen, da er als Narrenkönig mit den Zellern an einer Fastnacht nach Hasle kam. In zahllosen Wagen fuhr fast ganz Zell kostümirt in unser Städtle; jung und alt, die angesehensten Bürger und Bürgerinnen. Voraus in einem Viergespann als Prinz Karneval der Graf Magga.

Ganz Hasle war auf den Beinen und alles schwelgte in Lust und Scherz, und wenn man uns Buben gesagt hätte, der Graf sei ein wirklicher König und alle Zeller bildeten seinen Hofstaat, wir hätten es baß geglaubt, so ächt und nobel sah alles aus, ganz besonders der König.

Das glaube ich aber jetzt noch, daß die Menschen

heute nicht mehr so allgemein, wie damals, Städtle bei Städtle, lustig und heiter sind. Alles schien an jenem Tage ein Herz und eine Seele; alles von dem gleichen Luststrom fortgerissen, und aller König der unvergleichliche Graf mit seinem schwarzen Krauskopf und seinen königlichen Augen und Mienen.

Es fehlt den heutigen Menschen an der Einigkeit und am — Geld, drum sieht man sie nicht mehr so allgemein und so friedlich heiter. Die Politik und die Parteikämpfe haben unser Bürgerthum zerrissen, und dann gibt man das ganze Jahr hindurch zu viel Geld aus für Wirthshaus und Vergnügen, so daß, wenn die eigentlichen Tage der Lust kommen, diese fehlt, vorab aber das Geld. —

Jahre kamen und Jahre gingen ins Land, viele Jahre. Der Graf Magga war mir aus Aug' und Sinn gekommen. Da saß ich Ende der siebziger Jahre während eines Landtags einmal „im Geist" in Karlsruhe und speiste zu Mittag an der gemeinsamen Tafel, die jeweils stark mit Geschäftsreisenden besetzt war.

Ich bemerkte unten an derselben einen älteren, stilldasitzenden Herrn. Ich habe für Menschen aus meiner Jugendzeit ein gutes Gedächtniß und erkannte in ihm sofort den Grafen Magga, den ich aber längst unter den Todten wähnte, da ich Jahrzehnte nichts mehr von ihm gesehen oder gehört hatte.

Nachdem gespeist war, stund er zahnstochernd an einem Fenster. Ich trete auf ihn zu, stelle mich vor und frage ihn, ob ich recht gesehen.

Er war's.

Seit jener Stunde stand sein Bild von Zeit zu Zeit vor mir, und ich fand erst Ruhe, nachdem ich sein Leben, das ich jetzt erzählen will, niedergeschrieben hatte.

Zwei Stunden unter Hasle, am Ausfluß des Harmersbachs in die Kinzig, liegt das Dorf Biberach, in der Volkssprache „Biwere" geheißen, liegt, wie ein Waldparadies inmitten von Tannenwäldern und Rebhügeln. Südwestlich schaut die Ruine Hohengeroldseck so luftig und so malerisch nach Biwere herab, als ob in ihr noch Ritter und Burgfräulein Minnesang trieben und alles noch im Flore wäre, wie vor sechs Jahrhunderten.

Sonst ist das uralte Dorf nicht berühmt, außer durch seine Wallfahrt zu den vierzehn Nothhelfern und zum heiligen Wendelin, zu denen die Buren und Völker ringsum fleißig zu wallen pflegen in den verschiedensten Nöthen dieses nothreichen Lebens.

Ich kam als Knabe öfters dahin, obwohl ich damals keine Nothhelfer nöthig hatte, aber einer unserer Bäckerjungen, der prosaische Toni, war von Biwere, und mit ihm besuchte ich dessen Eltern.

Der Toni war meines Vaters vorletzter Lehrbub und der Sohn eines armen, braven Mannes, der im Hunger- und Reaktionsjahr 1851 um seine Habe gekommen war und nun als Holzmacher sein Leben fristete. Er hatte ein schönes, neues Haus im Unterdorf zu Biwere besessen, aus dem jenes Jahr ihn vertrieb, in welchem man unter den Augen der Regierung und mit ihrer Hilfe Leuten Hab und Gut versteigerte, auch wenn sie nicht überschuldet waren.

Ich erinnere mich noch, daß der Toni und ich eines Tages zur Hinrichtung des Vatermörders Haller und seines Gehilfen Schägg über Biwere nach Gengenbach wollten, wohin alles zog und Eltern ihre Kinder absichtlich hinschickten „zum abschreckenden Beispiel" — mein Vater uns dazu aber nicht die Erlaubniß gab. Der war kein Freund der

Abschreckungs-Theorie, auf die ich sehr viel halte, wie ich überhaupt der Ansicht bin, daß ein Theil der sozialen Uebelstände daher kommt, weil zu wenig oder gar nicht mehr geprügelt, gehängt und geköpft wird.

Die Menschen unserer humanen Zeit bekommen Krämpfe, wenn man von Prügelstrafe redet, weil sie nicht einsehen, daß der Humanitätsdusel schuld ist an der zunehmenden Rohheit und Verwilderung. —

Der Toni war ein trockener Prosaiker, langsam im Denken und Handeln, aber lesen und schreiben konnte er viel besser als ich und erwies sich später in allen Dingen, wie sein Bruder, der als Holzmacher in Freiburg lebt, heute noch sagt, als „kaibisch g'scheidt", was sein Unglück wurde.

In die Fremde wanderte er nicht weit, nur bis zum nächsten Städtle abwärts, nach Zell, wo er beim „Eckbeck" als Bäckerknecht arbeitete, bis er Soldat und ob seiner hier gezeigten kaibischen G'scheidtheit Unteroffizier wurde. Er hatte aber während seiner Fremde das Herz der Schwester seines Meisters, einer reichen Bauerntochter, gewonnen; die kaufte ihn nicht bloß vom Militär los, sondern sorgte auch dafür, daß der Toni in Biwere ein stattliches Haus mit Gut erwerben und sich als Bäcker niederlassen konnte.

Jetzt wurde es dem Toni zu wohl. Er bekam einen „hohen Geist", wie die Leute von Biwere sagten. Weil er kaibisch g'scheidt war, strebte er nach höheren Dingen: Er wollte Bürgermeister und selbst Postexpeditor werden. Der gute Toni wußte nicht, daß in der Regel diejenigen, die am besten zu einem Amte passen, es nicht werden, sondern dümmere Leute. Drum wurde auch er nichts. —

Als in den sechziger Jahren die Schwarzwaldbahn

gebaut wurde, kam ein Goldregen über die Bäcker und Metzger im Thal. Des Tonis alter Meister und Schwager fuhr jeden Tag mit einem Brodwagen von Zell ins Kinzigthal vor und wurde ein reicher Mann. Der Toni aber wollte, statt in seiner Bäckerei allein das Gold zu suchen, auch noch den Bauunternehmer spielen, kaufte Rosse und Wagen und ließ seinem hohen Geist den Lauf, um so die gute Gelegenheit, reich zu werden, recht am Schopfe zu fassen.

Dabei war ihm das Backen oft so entleidet, daß er den Teig ungeformt und ungebacken zum Haus hinaus warf. Dazu borgte er gutmüthig jedem, der nie ans Zahlen dachte.

So kam es, daß sie unserm Toni, als die Eisenbahn gebaut war und der Goldregen aufhörte, Hab' und Gut verkauften. Jetzt erst bekam er einen Dienst bei der Gemeinde; er wurde Nachtwächter und später dazu noch Straßenwart; und daß er diesen Diensten sich unterzog, ehrt ihn. In diesen Aemtern ist er alt geworden. Sein hoher Geist wurde ruhiger, und er ist heute ein beliebter Mann in Biwere und ein Rathgeber für viele, weil er immer noch kaibisch g'scheidt ist und imstande, Bittschriften an Kaiser und Großherzog zu fertigen, und jedem, der ihn darum ersucht, seine gewandte Feder leiht.

Als im Herbst 1895 der Sohn des Eckbecken von Zell die Tochter des Bauernfürsten Erdrich in den Buchen, meines alten Freundes, heimführte, war der Onkel des Bräutigams, der Toni, mit seiner Familie auch bei der Hochzeit im Hirschen in Zell. Da traf ich ihn als einen zufriedenen, heitern Mann, dem es jetzt wohler ist, als in jenen Jahren, da er nach Höherem trachtete. Ich freute mich von Herzen darüber, denn ein guter Kerl

war der Toni allezeit, und wenn er auch einmal im Leben einen hohen Geist hatte, so hat er ihn büßen müssen, und wer möchte es ihm verübeln, wenn er, kaibisch g'scheidt, sich mehr dünkte, als andere billige Denker? —

Des Dorfes Biwere genialster Sohn ist aber zweifellos der Graf Magga. Sein Vater war der Hafner-Wenzel, eines Bauern Sohn aus dem Reichsthal Harmersbach. Hier blühte schon zur Römerzeit die Hafnerei, und nachgeborene Söhne der Bauern erlernten dies Geschäft mit Vorliebe.

Wenzel Schmieder hatte einen Vornamen, der im Kinzigthal nirgends vorkommt, als im alten Reichsthal, wo die reichsunmittelbaren Bauern zu Ehren der Kaiser derlei Namen trugen und wohin, wie die Sage geht, Kaiser Wenzel einst selbst zur Jagd gekommen war.

Eben hatte der Burger-Toni, der geniale Hafner, von dem ich im „Eselsbeck von Hasle" erzählt, seine neueste Erfindung in der Hafnerei nach dem Reichsthal gebracht, als der Wenzel sein Handwerk erlernt hatte. In der Heimath war neben diesem neuen und den alten Meistern keine Aussicht mehr für den Schmieder-Wenzel. Er arbeitete drum noch einige Jahre als Geselle bei den Thal-Meistern und drüben in Zell beim Schreiber-Ferde, dessen Enkel später mit mir studirte — und dann zog er das Thal hinaus und „setzte" sich an die Mündung des reichsthälischen Kleinflusses in Biwere als Meister.

Eine Biberacherin, Creszentia Krayer, brachte ihm ein Häuschen und Feld für zwei Kühlein, und so wurde der Wenzel, wie damals alle Handwerker in Städtchen und Dörfern, halb Bauer und halb Hafner.

Ein Hafner im Kinzigthal war in jenen Tagen meist ein ziemlich mittelloser Mann, weil die Konkurrenz zu groß und die Nachfrage nach der Waare zu

klein war. In Hasle saßen in meiner Knabenzeit drei Meister dieses ältesten Gewerbes der Menschheit, einer in der „vordern Gaß", einer in der „hintern Gaß" und einer „hinter der Kirch" — aber alle drei waren nahezu geniale Menschen, die das Zeug zu Staatsräthen gehabt hätten, so aber jahraus jahrein in ihren feuchten Werkstätten saßen und „Häfele drillten".

Der genialste war der Nikolaus in der vordern Gaß, zweifelsohne der erste Sprecher in Hasle, was sehr viel sagen will in einem Städtle, wo jeder als Redner geboren wird. Sein Sohn ist heute Hafner in — Jerusalem.

Diesen drei genialen Haslachern und ihren Vorfahren machten an Jahrmärkten die Hafner der Umgegend Konkurrenz, unter ihnen, der einzige Dorfhafner um Hasle rum, der Wenzel von Biwere, der aber im Kampf ums Dasein den Städtle-Hafnern mit der Zeit unterlag. Kamen die Biberacher auf die Wochenmärkte nach Hasle und Gengenbach oder an Samstagen nach Zell, so brachten sie von dort die neuen Häfen und Schüsseln mit, weil der Bauer von jeher geglaubt hat, im Städtle bekäme man alles besser als daheim.

Zu den Städtle-Hafnern gesellten sich noch die Hausirer, die in jenen Tagen aus dem Breisgau kamen und von Dorf zu Dorf mit dem beliebten „Schwyzer G'schirr" handelten. So ächzte der Dorfhafner in Biwere unter der Konkurrenz.

Und doch war der Wenzel geschickter als viele Städtle-Hafner. Er „glacirte" schöner, modellirte schöner und schrieb die schönsten Sprüche in die Suppenschüsseln. Und an den Jahrmärkten in Hasle verkaufte er am meisten. Aber der Jahrmärkte waren nur sieben im

Jahr, und die konnten einen armen Hafner nicht reich machen.

Die Buren in den Bergen und die Halbburen im Dorfe ließen zwar ihre Oefen vom Wenzel machen, aber ein richtiger Burenofen hält drei Generationen aus, und so hatte der Wenzel von Biwere selten einen neuen zu fabriziren.

So blieb er ein Martyrer all' die zwanzig Jahre hindurch, die er als Klein-Hafner im Dorf an der Kinzig verlebte. Die Hafner-Erde mußte er jeweils im Harmersbacher Thal, drüben in Zell, holen, weil in Biwere keine so gute Lehmgrube sich befand. Oft nun, wenn er, seine zwei Kühlein am Wagen und das jüngste von seinen zwei Kindern, den Franze-Toni, als Passagier, gen Zell fuhr und dort die lustigen Hafner sah, die in der neu gegründeten Porzellanfabrik[1]) arbeiteten, kam ihm der Gedanke, sein Marterleben als Meister aufzugeben und Fabrikhafner und Arbeiter zu werden. Und sein einziger Sohn, der Franze-Toni, sprach bei jeder Heimfahrt von Zell, wohin er später in die Fabrik möchte.

Zwar der alte Ludimagister Mayer und der Pfarrer Paulin Wetterer von Biwere hatten stets gesagt, der Franze-Toni sei der gescheidteste Bub in der Schule und zu etwas besserem geboren als zu einem Hafner und Biberacher Halbbauern. Aber wo sollte der Wenzel die Mittel hernehmen, seinen Sprößling zu etwas anderem zu bringen als zum Handwerk oder zum Bauern- und Knechtsstand?

Aber nicht bloß dem Dorfhafner kamen Gedanken, ins benachbarte Städtle zu ziehen, und nicht bloß der Franze-Toni wollte dort Fabrikhafner werden, auch die

---

[1]) Näheres über ihre Gründung habe ich im „Eselsbeck von Hasle" erzählt.

Hafnerin, des Krayer-Hansen Creszenz, hatte genug an der Dorfhafner- und „Halbburerei“.

Sie mußte helfen Häfen und Schüsseln aufsetzen, wenn diese in und aus dem Ofen kamen, mußte die Kühe im Stalle bedienen und bisweilen, wenn der Hafner auswärts arbeitete, Klee und Gras holen, Kartoffeln hacken, kurzum Frau und Magd und Geselle in einer Person spielen, und das war ihrem hohen Geist zu viel.

Wenn Männer einmal Pläne hegen und die Weiber damit einverstanden sind, dann kommt's bald zur Ausführung, so auch bei der Hafner-Familie in Biwere. Der Wenzel verkaufte Hab' und Gut und die Hafnerkundschaft einem andern Martyrer seiner Zunft, zog hinüber ins Reichsstädtle und wurde Fabrikarbeiter, der Franze-Toni aber Schüler der obern Klassen der Volksschule. Dies geschah Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts.

Der Wenzel, ein ruhiger, stiller, fleißiger Mann, wurde bald ein beliebter Arbeiter und hatte sich rasch in die neumodische Hafnerei eingeschafft.

Aber sein Weib, des Krayer-Hansen Creszenz, brachte die übrigen Fabrikweiber bald gegen sich auf. Sie hatte, wie die Kinzigthäler sagen, „einen Geist“, d. h. sie war hochmüthig, hielt sich für gescheidter als ihre Nachbarinnen, und das wurde ihr verübelt.

Daß auch Naturmenschen fühlen, daß sie andern geistig überlegen sind, ist natürlich. Das Pferd weiß auch, daß es den Esel überragt. Nur fühlt sich der Esel nicht gekränkt, während die Esel unter den Menschen es nie leiden können, wenn andere auch nur um eine halbe Pferdelänge über sie hinausschauen.

Menschen im Volke, über die sich Ihresgleichen im

Gefühle geistiger Ueberlegenheit hinaussetzen, rächen sich durch Satyre, indem sie den Betreffenden einen Spottnamen anhängen; die sogenannten Gebildeten aber kleiden, bösartiger, ihren Neid in Verkleinerung und Verleumdung.

So tauften die Zeller Fabrik- und Burgers-Wiber die stolze Creszenz die „Hafner-Baröne von Biwere". Aber diese geistes-adelige Bauern-Hafnerin hatte, wie überhaupt Geist oder sein Gegentheil stets von der Mutter kommen, auch ihre Kinder, ihren Buben Franze-Toni und ihr Mädle Creszenz, die Jüngere, mit einem adeligen Geiste erfüllt, den beide in der Volksschule von Reichs-Zell geltend machten.

Kinder, die vom Land in eine Stadt oder in ein Städtle kommen, sind in der Schule vorerst schüchtern und in der Regel die von den Stadtkindern unterdrückten. Die zwei Hafnerssprößlinge aus dem Dorfe Biwere machten eine Ausnahme. Das Mädle hatte den Geistesstolz der Mutter und bekam von ihren Kamerädinnen den Spitznamen „der Giggel", was so viel als Hochmuth bedeutet. Der Toni aber gab sich den Zeller Gassenbuben gegenüber von vornherein so vornehm und so extra, daß er von ihnen alsbald genannt wurde „der Schatullen-Toni".

Was man früher, noch in meinen Knabenjahren, gut aufheben wollte und wie ein Kleinod hütete, that man in eine Schatulle, wie das Schmuckkästchen jeder Bürgersfrau hieß. Die Schatulle meiner Mutter, die heute meine Schatzkammer ist, und in welcher die Mutter einige Ringe, goldene Nadeln und Schnallen bewahrte, war mir einst das vornehmste Möbel im Vaterhaus.

Wollte man nun einen Menschen als vornehm und fein

bezeichnen, so sagte man, er ist wie etwas, das aus einer Schatulle kommt oder in eine solche gehört.

So war der „Schatullen-Toni" für den Dorf-Hafnersbuben ein Spott, der ihm aber zugleich ein Kompliment machte.

Das Mädle blieb der Giggel, so lange es in Zell lebte, und der Bub der Schatullen-Toni so lange, bis er sich einen weit höhern und vornehmern Namen verdiente. Den Grund zu demselben legte er alsbald, nachdem er die Volksschule absolvirt hatte, indem er in die Fabrik eintrat als schlichter, einfacher, aber vornehmer und geistreicher Hafner-Lehrling.

2.

Der Schatullen-Toni hatte schon als Schulknabe in freien Stunden seinem Vater in der Fabrik geholfen und dabei so viele Geschicklichkeit an den Tag gelegt, daß der Fabrikherr Lenz auf ihn aufmerksam wurde und ihn, da er nun als wirklichen Lehrbuben sich meldete, sofort in das Atelier der Modelleure aufnahm.

Die Modelleure und die Maler bildeten in der von einem einfachen Hafner, dem Burger-Toni, gegründeten Fabrik das Elite-Corps und verkehrten im Städtle nur mit den besten Bürgern. Sie waren meist Rheinländer, aus der Nähe von Köln, und paßten mit ihrem leichten rheinländischen Blut vortrefflich zu den lustigen Reichszellern alten Schlages.

Zell war drum, belebt durch kongeniale Fremde, von den dreißiger bis hinauf in die sechziger Jahre der lustigste Ort im Kinzigthal. Die bessern Bürger lebten von einträglichen Geschäften, die ärmern verdienten ein schön

Stück Geld in der Fabrik, und alle hatten heitere Herzen und durstige Kehlen und dazu den nöthigen Nervus rerum. Das alles gab ein Stück in der Fidelität, mit dem die Haslacher nicht mehr „wechseln" konnten.

Ehe das Scepter der Vergnügungen an den Grafen Magga überging und damit an „die Fabrikler", führten den Thyrsus zwei bessere Bürger, die ich noch gar wohl kannte, und mit denen ich als Studio im Raben und im Adler zu Zell manchen Schoppen getrunken und manchen Sang gesungen habe, obwohl beide damals schon recht alte Knaben waren. Der eine war der Granatenhändler Mösch, der andere der Postverwalter Schmieder.

Mösch war als armer Teufel und Granatenbohrer aus Altdorf, einem Oertchen des Breisgaus, in das Harmersbacher Thal gekommen, wo, wie wir aus „der Karfunkelstadt" wissen, schon zur Römerzeit Edelsteine verarbeitet wurden. Er trug seine ganze Habe in einem Taschentuch, aber in seinem Kopf ein gesundes Gehirn und in seiner Brust ein Herz voll unverwüstlichen Humors.

Er bohrte, wie viele Granatenbohrer „im Hambe" neben ihm, diese funkelnden Steine, welche aus Böhmen bezogen wurden, zuerst für andere, bald aber auf eigene Rechnung. So oft er wieder ein Trag-Säckchen voll seiner rothen Perlen gebohrt und geschliffen hatte, nahm er es auf seine Schultern und trug es über Hasle und die Elzacher Eck ins Elzthal und vor bis nach Freiburg zum Großkaufmann Sautier. Freiburg hatte von Alters her großen Export von Granaten nach der Lombardei und Südtyrol, und in seinen Mauern war fast jeder zehnte Bürger Granatenbohrer oder Granatenpolirer.

Der reiche Handelsherr Sautier lernte den Bernhard Mösch bald als einen fleißigen und soliden Mann kennen,

und als er selbst den Granatenhandel aufgab, überließ er diesen sammt all' seinen Firmen in Italien und Südtyrol dem Bernhard, der seine Waare so getreulich im Sack über Berg und Thal getragen. Jetzt war der ein gemachter und bald ein reicher Mann.

Mit dem Reichthum wuchs sein Humor und seine Lustigkeit, und allabendlich saß der dicke, behäbige Mösch im Raben und trank viel, viel Bier. Und an jeder Festlichkeit und Fastnacht war er obenan und die lustigen Reichszeller und Fabrikler hintendrein.

Und als die Granaten nicht mehr zogen, weil die Bauern in Italien immer ärmer wurden und bei uns eine Schund-Mode die reizenden Granat-Ketten vertrieb, da fing der umsichtige Granaten-Bohrer kurz entschlossen etwas anderes an.

Er gründete droben im Hambe eine Oelmühle und wurde aus einem Granatenhändler im Handumkehren ein Oelmüller, und wer nebenher noch Granaten wollte, bekam sie auch noch.

Als Oelmüller sah man den dicken Mösch regelmäßig an Markttagen in Hasle, wo er Gesäme, Raps und Mohn, von den schwäbischen Bauern kaufte. Im Kreuz saßen dann Bürger und Bauern um den tüchtigen Mann, der für zwei aß, für drei trank, für fünf lachte und für zehn arbeitete.

In den sechziger Jahren übergab er den Granatenhandel und die Oelmühle seinem Schwiegersohn, aber zu privatisiren war ihm nicht gegeben. Er hielt's nicht lange aus, nur Bier zu trinken und lustig zu sein.

An einem schönen Abend im Raben kaufte er dem Adlerwirth von Zell den Adler ab, wurde Wirth und blieb es bis an sein selig Ende 1874. Aber heute noch

reden alte Bürger in Zell und Hasle und alte Bauern auf den Bergen vom Mösche-Bernhard und seiner lustigen Zeit.

Sein Rivale in Jovialität und heiterem Lebenssinn im Städtle Zell war der „Post-Schmieder", seines Vornamens Franzsepp. Er war in seinen jungen Jahren Bäcker, Ziegler, Musiker, Kirchensänger und Dichter und in letzterer Eigenschaft Fastnachtskönig, Theaterregisseur und Schauspiel-Fabrikant gewesen.

Dichter sein und Bäcker paßt nicht zusammen. Bäckerei ist die Prosa zu Pferd, und Dichternaturen passen nicht zu diesem trockenen Gewerbe, drum prosperirte der Franzsepp auch nicht als solcher. Das Mehl ging ihm bald aus, nie aber seine Lebens-Lust und sein Dichtergenie.

Jetzt machte er einige Zeit Brod aus Lehm, d. h. Ziegel. Er pachtete die städtische Ziegelhütte und buk Backsteine. Diese Bäckerei hat etwas mehr Poesie als die Mehlbäckerei; ihre Arbeit ist meist im Freien, und in meiner Knabenzeit hatte auch ich große Vorliebe für dieselbe Bäckerei, nie aber für die in des Vaters Backstube.

Der Franzsepp prosperirte auch da nicht, weil er zu etwas Höherem berufen war, und dieser Beruf ward ihm auch bald zutheil.

Die ehemalige Reichsstadt Zell hatte bis zum Jahre 1847 nicht einmal eine Postablage. Fast eine Stunde vom Städtchen weg, draußen im Kinzigthal, fuhren die Postwagen durch, von Frankfurt her und Frankfurt zu. In dem einsamen Postwirthshaus zu Stöcken hielt sie an und gab die Postsachen ab für Biwere und für Zell und das ganze Harmersbacher Thal. Postdirektor war für die ganze Gegend der Wirth zum Rebstock, Posthalter Schweiß, der auf seine Postherrlichkeit nicht wenig stolz war.

Es wäre ihm nie eingefallen, den guten Bürgern und Bauern in seinem Paschalik Briefe oder Gelder ins Haus zu schicken. Wer Lust hatte, konnte seine Sachen selbst holen, sonst blieben sie liegen. Und da die Menschen nicht so neugierig waren wie heutzutage und auch nicht so viel darauf hielten, Briefe zu bekommen, so lagen viele Postsachen wochenlang in Stöcken beim Postpascha Schweiß.

Nur die Zeller, besonders seit die Fabrik bestund, wollten ihre Sachen sofort haben und sandten deßhalb täglich einen armen Weber, der nicht viel zu weben hatte, nach Stöcken, damit er die Briefe hole und in den Häusern vertheile.

Noch einfacher ging es in meiner Knabenzeit in Hasle zu. Der Posthalter Kleyle rief uns Knaben nach der Schule und gab uns die Briefe zum Austragen. Wir machten aber vorher oft noch ein Spiel und vergaßen die Briefe bis zum andern Morgen. Manche gingen verloren.

Aber kein Mensch dachte daran, zu reklamiren. So bescheiden und genügsam waren die Menschen noch vor fünfzig Jahren. Wenn heute ein einfältiger Liebesbrief erwartet wird und ausbleibt, sind die Menschen in tausend Nöthen und fragen und klagen, als ob ein Schiff untergegangen wäre mit Mann und Maus. —

Der Zeller Postbote brachte aber nur Briefsachen. Packete und Geldsendungen mußten die Zeller selbst holen, die trug der Hoge-Weber nicht von Stöcken herein.

Mehr und mehr stieg in den vierziger Jahren der Unmuth der Zeller gegen die Postherrschaft und das Monopol in Stöcken. Immer und immer wieder wurden sie in Karlsruhe vorstellig, daß doch ein Postverwalter in der alten Reichsstadt angestellt würde und der Pascha Schweiß

alltäglich ein schönes, gelbes Postwägele mit den Postsachen zu ihnen schicken müßte.

Der aber wehrte sich mit der Kraft und der Macht eines alten Posthalters, dessen Familie seit den ersten Zeiten der Thurn und Taxis'schen Postwagen diese durchs Thal geführt und die Post verwaltet hatte. Aber er unterlag den unausgesetzten Bemühungen einer ganzen Stadt und eines großen Fabrikwesens.

Auf den ersten Juli 1847 sollte der Wunsch der Zeller erfüllt werden, sie sollten bis dahin einen brauchbaren Bürger als Postverwalter vorschlagen. Einstimmig fiel die Wahl auf den Dichter, Musikus und Exbäcker Franz Joseph Schmieder, den jovialen, lustigen Mann. Aber nicht um eine Million hätte ihn der Postgewaltige von Stöcken in den Dienst eingeführt. Der Franzsepp mußte bis nach Villingen hinauf, um in einigen Wochen die ganze damals nöthige Postwissenschaft beim dortigen Posthalter zu studiren.

Die Zeller wollten den Tag, an dem zum erstenmal ein Postwagen durch ihre alten Reichsthore fuhr, festlich begehen. Die greisen Stadtkanonen wurden vor dem Thore aufgepflanzt, Rath, Bürger, unter ihnen auch noch solche, welche die Reichsunmittelbarkeit gekannt, der neue Postverwalter und die gesammte Jugend stunden vor dem untern Thore und erwarteten den Postwagen, der bald nach Ankunft der großen Post im Thal draußen — also etwa um 4 Uhr des Nachmittags in Zell ankommen sollte.

Der Pascha in Stöcken hatte aber Wind davon bekommen, daß die Zeller, ihm zum Aerger, die erste Post feierlich und mit Salutschüssen empfangen wollten. Er ließ deßhalb am ersten Tage den neuen Postwagen für die Zeller noch daheim und schickte einen Fußgänger mit

dem Postsack auf Umwegen zum obern Thor hinein und in die Wohnung des Postverwalters.

Als Jung und Alt, ungeduldig über das Ausbleiben des längst ersehnten gelben Wagens, am untern Thor spähte, lärmte und schimpfte über den Malefiz-Postlöwen in Stöcken, der so lang nicht anfahren lasse, kam die Frau des Franzsepp aus dem Städtle mit der Nachricht: „Die Post ist da, ein Mann hat sie zum obern Thor hereingebracht.“

Wären die deutschen Kleinbürger nicht zu allen Zeiten friedliche Menschen gewesen, die von Gewaltthaten nur reden, aber sie nie ausführen, so hätten die Zeller ihre Kanonen scharf geladen, wären nach Stöcken gezogen, hätten das Posthaus in Grund und Boden geschossen und den Post-Schweiß aufgehängt — so empört waren sie über den Streich, den er ihnen gespielt.

So ging der Empfang des ersten Postwagens in Zell aus, wie das Hornberger Schießen und noch schlimmer, denn die Hornberger haben geschossen, die Zeller aber konnten zum Spott, den sie erlitten, nicht auch noch mit Kanonen schießen. Sie mußten die Ladung wieder herausnehmen und das Pulver für eine andere Gelegenheit aufsparen.

Von jenem Tag an aber war der Ex-Bäcker, Dichter und Musiker Schmieder — der Post-Schmieder und blieb es fast 50 Jahre lang in allen Ehren, selbst dann noch, als die Badischen so gutmüthig waren, die Meisterschaft im Postwesen den Preußen zu überlassen und den Profit mit ihnen zu theilen. —

Und nun zurück zum Schatullen-Toni. Der machte in dem Atelier der Modelleure solche Fortschritte, daß der Fabrikherr Lenz mit wachsendem Wohlgefallen seine Fortschritte wahrnahm und ihm noch Unterricht im

Zeichnen geben ließ. Der letztern Kunst kaum etwas mächtig, zeichnete der junge Modelleur eigene Entwürfe. Die fremden Modelleure ergriff der Neid und die Buben und Maidle von Zell, welche mit ihm einst in die Schule und jetzt in die Fabrik gingen, Erstaunen.

Bei den Hafnern, bei den Malern, bei den Mädchen, welch' letztere vergoldeten, polirten und glasirten — überall in der Fabrik sprach man vom Talent des Schatullen-Toni von Biwere. Und bald saß er abends im Raben in der bessern Gesellschaft, und die Löwen von Altzell, der Granaten-Mösch und der Post-Schmieder, behandelten den aufsteigenden Fabrikstern mit gebührendem Wohlwollen.

Was der Gesellschaft im Raben, jenem einst so vielbesuchten, jetzt vereinsamten Wirthshaus im Schatten des untern Stadtthores, am meisten an dem Schatullen-Toni auffiel, das war seine hervorragende Gewandtheit in zierlicher Rede und sein geradezu elegantes und kavaliermäßiges Auftreten. „Wo hat er das her?" fragten sich die bierge dehnten Urzeller. „Er tritt auf, wie ein Baron." Nun, er war ja der Sohn einer zweifellos geistvollen Hafner-Baronin, und die hatte ihm ihren „Geist" vererbt. Ein genialer Geist hat aber von Natur aus gar viele Dinge, die andere Leute lernen müssen, und noch mehr Dinge, die billige Denker überhaupt nie lernen, und wieder andere, die man nur ererben, aber auf keiner Schule erlernen kann.

Bald verschwand der Schatullen-Toni im Volksmund, und der Hafnersbub von Biwere war der „Herr Schmieder" — „hinten und vornen".

Er wohnte und lebte bei seinen Eltern und theilte mit ihnen seines Talentes Silber. Aber je älter er wurde,

um so mehr fühlte er, zu etwas Besserem geboren zu sein als zum Modelleur. Konnte er vernünftiger Weise auch nichts Besseres erreichen, so wollte er sich doch einmal in einer bessern Rolle versuchen.

Kaum über zwanzig Jahre alt, kam ihm der Gedanke, einen Ausflug in die Welt zu thun, aber nicht als Modelleur, nicht einmal als Baron, sondern als Graf. Er gewann zwei Freunde als Begleiter und Diener, den Dreher-Mathis, einen lustigen Fabrikarbeiter, und den Uhrenmacher Gromer, einen Spaßvogel erster Güte.

Draußen in Stöcken beim Postpascha ward eine vierspännige Chaise bestellt und zwar vom Dreher-Mathis. In Stöcken wurde in jenen Tagen manche vierspännige Extrapost befördert für reisende Engländer, aber aus Zell war noch nie einer vierspännig gefahren, und der Post-Schweiß fragte spöttisch: „Was für ein Baron oder Millionär will vierspännig fahren aus Euerm armseligen Zell? Gewiß Du, Mathisle?“

„Ich fahr mit, Posthalter, und Euch kann's gleich sein, wer mitfahrt, wenn Ihr nur Euer Geld habt. Was kostet der Spaß, vierspännig nach Straßburg, einen Tag Aufenthalt und retour?“

„Zwölf Kronenthaler und einen Kronenthaler Trinkgeld für den Postillon. Aber baar Geld will ich sehen, ehe ich anspannen lasse, dann ist's mir allerdings gleich, was für eine Zeller Narrengesellschaft abfährt“ — sprach trocken und höhnisch der alte Postmeister.

„Hier ist baar Geld!“ entgegnete trotzig der Mathisle, „aber morgen früh um sechs Uhr muß der Wagen parat sein. Wir Zeller wollen auch einmal nobel fahren, wie die großen Herren und die Engländer.“

Am kommenden Morgen, es war im Frühjahr, die Sonne guckte noch schüchtern über den Nilkopf hervor und hinab ins tannenumsäumte Städtchen, zogen drei Männer zum untern Thor von Zell hinaus. Ihrem Anzug nach ein Herr und zwei betreßte Diener. Der erstere tadellos schwarz, mit Cylinder und Glacéhandschuhen, die letzteren in blauen, silberbebordeten Kammerdiener-Röcken.

Wir kennen die Reisenden. Aber die Leute, so an ihnen vorbeizogen, die Zeller Kleinbürger, welche am frühen Morgen Klee holten für ihre Kühe oder zur Arbeit ins Feld gingen, kannten die vornehme Gesellschaft nicht. Nur einer, der Geschirrhändler Serenbez, welcher auf dem gleichen Weg ins Thal hinausfuhr, meinte, als die Drei an ihm vorbeigehuscht waren: „Des isch bigott der Modell-Schmieder, die andre kenn i nit. Do isch was los."

In Stöcken angekommen, trafen sie die Postillone und Knechte schon beschäftigt, den Vierspänner ins Zeug zu setzen. Der Post-Schweiß, sonst nicht so früh auf, weil er den Nachtwagen um Mitternacht noch hatte abwarten müssen und spät zur Ruhe gekommen war, stund auch schon im Hof, begierig, was die verfluchten Zeller für einen Baron brächten für den Vierspänner.

Einer der Bedienten trat auf den Posthalter zu mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Posthalter, bitte vorfahren zu lassen."

„Des isch jo der Mathisle," rief der Postgewaltige. „I hätt' Dich fast nit kennt. Wer isch denn der fein Herr dort drüben und der andere Bediente?"

„Das sag ich Euch nicht, Posthalter, wenn Ihr unsern Herrn nicht kennt, so müßt Ihr glauben, daß er was Rechts und nicht von Zell ist."

Der Graf würdigte den Postmeister keines Blickes, tändelte auf der Straße, mit seiner Reitpeitsche spielend, hin und her, bis die Chaise vorfuhr.

Dem Post-Schweiß kam die Ahnung, es könnte doch ein rechter Herr sein und er später in Verlegenheit kommen durch die Bosheit der Zeller. Als der elegante Herr einstieg, trat der Alte an den Wagenschlag, nahm sein Morgenkäppchen in die Hand, verneigte sich tief und sprach: „Hab' die Ehre, gute Reise zu wünschen."

Der Graf nickte stillschweigend. Der Dreher-Mathis schwang sich vorn auf den Bock zum Postillon, der Uhren-Gromer als Heiduck hintenauf — und fort ging's in scharfem Trab und mit Posthornsklang thalab.

„Aber den Posthalter haben wir schon zu einer Anerkennung unserer Gräflichkeit gebracht," schmunzelte der Modell-Schmieder, und alle drei spotteten über den reingefallenen Post-Schweiß, den kein Zeller leiden mochte.

Kaum war die Extrapost abgefahren, als der Geschirrhändler Serenbez mit seinem Wagen bei Stöcken auf die Landstraße traf. Der Posthalter rief ihm zu, ein wenig zu halten, und fragte: „Serenbez, wißt Ihr nicht, was das für ein vornehmer Herr war, der vorhin von Zell herkam und eben mit vierspänniger Extrapost nach Straßburg gefahren ist? Ich hab' nur den Dreher-Mathis gekannt, der als die Packete holt für die Fabrik."

„Vornehmer Herr?" lachte der lustige Serenbez, „des isch der Modell-Schmieder gsi, der Sohn vom Hafner-Wenzel von Biwere, den Ihr gewiß kennt!"

„Himmel-Donnerwetter!" fluchte jetzt der Post-Schweiß. „Hab' dem Malefiz-Hafners-Bua a Kompliment g'macht und ihn für a rechte Herr g'halte. Aber wenn er zurückkommt, soll's anders lauten."

„Wünsch' Glück, Posthalter," meinte der Serenbez, „die Zeller werden Euch nicht schlecht auslachen. Hi, Schimmel!" — und der Geschirrhändler zog thalaufwärts. Der reingefallene Pascha von Stöcken aber verfluchte in sich hinein die kaiben Zeller, und an jenem Tage war ihm in Haus und Stall nichts mehr recht, und seine Donnerwetter blitzten nach allen Seiten. —

Die drei Touristen hatten indeß das Stöcken zunächst gelegene Biwere, des Grafen Geburtsort, passirt und fuhren Gengenbach zu. Hier sollte der Post-Schweiß insofern Revanche bekommen, als der Graf, der den Posthalter in Stöcken so mystifizirt hatte, sich vor dessen Kollegen, dem Salmenwirth in Gengenbach, blamirte und zwar, wie wir sehen werden, unsterblich.

In Gengenbach wurde angehalten, um ein Gabelfrühstück einzunehmen. Der Graf ließ es durch den Dreher-Mathis bestellen; aber ehe das Dejeuner aufgetragen wurde, fiel ihm ein, daß man in Stellungen, wie die seinige, zuerst mit einem feinern Wein beginne. Er hatte nun schon gelegentlich gehört von einem Dessertwein aus Spanien, aber den Namen hatte er nicht richtig behalten.

Er rief nun pathetisch dem Salmenwirth, der natürlich die ganze Gesellschaft nicht kannte, zu: „Wirth, bringen Sie uns drei Glas Magga!"

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, Magga habe ich keinen, aber Malaga."

„Ja, Malaga wollt' ich sagen; hab' mich versprochen."

Dem Posthalter fiel es auf, daß die Bedienten mit ihrem Herrn aßen und tranken, was sonst bei solchen Herrschaften nicht vorkam. Erst als diese fort waren, erfuhr er durch seinen Hausknecht, dem der Postillon es

verrathen, daß alle drei nur — Zeller seien — und Fabrikler.

„Kein Wunder," meinte der Salmenwirth, „haben sie nicht gewußt, daß man Malaga sagt und nicht Magga." —

Am Nachmittag fuhr der Vierspänner durchs Metzgerthor in Straßburg ein. Die zwei Bedienten kleideten sich in „Kavaliere" um, und nun ging es daran, alles zu genießen, was die von Paris beeinflußte, alte deutsche Stadt an Genüssen bot.

Am dritten Tage waren die Kronenthaler des Modelleurs ziemlich am Ende, und wie gekommen kutschirten die Drei wieder dem Kinzigthal zu. Der Posthalter von Stöcken wartete den ganzen Nachmittag auf ihre Rückkehr, um durch Grobheit seine Komplimenten-Blamage wieder gut zu machen.

Aber er wurde auch hier zu Schanden.

Die lustigen Brüder verabredeten auf der Heimfahrt, an Stöcken vorüber nach Zell zu fahren und hier ihren Vierspänner durch die alten Gassen paradiren zu lassen. Der Postillon ward dafür gewonnen. Der Posthalter, das wußte er, würde ihn dafür zwar „abfluchen", aber dem alten Rosselenker that ein Kronenthaler Trinkgeld wohler, als einige Donnerwetter seines Herrn ihm weh.

In dieser Absicht fuhren sie von Biwere thalauf. Am Fenster stund der ergrimmte Pascha und schaute thalabwärts. Als er den Vierer-Zug, Staub aufwirbelnd, sich nähern sah, trat er vors Haus.

Das Gefährt nahte, kam, sauste um die Ecke und — an dem Posthalter vorüber, Zell zu. Die Bedienten grüßten denselben flüchtig, der Hafner-Bua aber lag im Wagen, wie ein Graf, und würdigte den Herrn von Stöcken kaum eines Blickes. Wie in einem Vulkan tobte es in dem Post-

meister und sein Zorn wußte nicht, wohin sich mehr wenden, gegen die Fabrikler, die jetzt in Zell seiner spotten konnten, oder gegen den Jakob, den Postle. Der fuhr eine Stunde später langsamen Schrittes wieder dem Posthaus zu, und als der Löwe auf ihn losfuhr, meinte er trocken: „Die Herren von Zell haben mir gesagt, sie hätten bis Zell bezahlt, und da Ihr, Posthalter, mir nicht anders befohlen bei der Abfahrt, hab' ich sie auch noch heimgeführt."

„Was, Herren!" brüllte der Post-Schweiß. „Du Viehkerle, Zeller und Fabrikler sind's gsi."

„Was sie gsi sind, isch mir glich, Posthalter, aber mit solche Fabrikler fahr ich lieber, als mit Herren. Ich hab's noch bei keiner Fahrt so gut g'habt, wie bei der, und 's Trinkgeld war herrenmäßig." Sprach's und führte seinen Zug in den Stall, wohin der grollende Postmeister ihm folgte und schimpfte, bis sein letztes Donnerwetter ausgeklungen war. —

In Zell aber hatte alles Fenster und Thüren aufgerissen, als das Viergespann durch die engen Gassen rasselte; und da die Karosse endlich vor dem Raben hielt und der vornehme Herr unter allerlei Komplimenten seiner Diener ausstieg, liefen die Bürger ins Wirthshaus, um Näheres zu erfahren und zu sehen.

Wie erstaunten sie, als die Fremdlinge sich entpuppten als der Modell-Schmieder, der Dreher-Mathis und der Uhren-Gromer.

In den nächsten Tagen erzählte der letztgenannte Spaßvogel die Fahrt bald da, bald dort. Er konnte nicht genug sagen, wie vornehm der Schmieder sich gegeben, und wie er schon in Stöcken den hochmüthigen Post-Schweiß klein gemacht habe. Aber er erzählte auch, der

Mephisto, wie der Graf sich einmal blamirt und statt Malaga Magga bestellt habe.

Auf diese Kleinigkeit warf sich nun die Zeller Volksseele, und in kurzem hieß der ehemalige Schatullen-Toni, der jetzige Modell-Schmieder, in Zell und „rings um Zell rum" der Graf Magga. Und so hieß er, so lange er lebte, und so heißt er heute noch bei allen Kinzigthälern, die ihn kannten.

Aber seine Grafen-Fahrt und der Titel, den er dabei sich geholt, wurden Veranlassung, sein Genie auf einem Gebiet leuchten zu lassen, auf dem er sich bis dahin noch nicht versucht hatte.

3.

Was im Frühjahr geschehen, die Reise des Grafen Magga nach Straßburg, war, als es im nächsten Jahr wieder Frühling werden wollte, noch nicht vergessen. Den ganzen Winter über hatten die Zeller und die Fabrik-Maler unter Leitung des Regisseurs Schmieder darüber berathen, und als die Fastnacht ins Land kam, spielten sie in Zell zum erstenmal „die Reise des Grafen Magga" und luden dazu Wochen vorher ein. Da die Bauern ringsum schon längst in den Zeller Wirthshäusern von dieser Reise gehört hatten, waren sie doppelt neugierig auf den Fastnachtsdienstag des Jahres 1842, und von allen Seiten strömten an diesem Tag Buren und Völker dem Städtchen zu.

Als Bajazzo sprang von einem Stadtthor zum andern der Mephisto und einstige Reisemarschall, der Gromer-Karle, und vertheilte den Kommenden gegen kleine Entschädigung das „Magga-Lied, ganz neu gedichtet von des untern Färbers Rothem" und forderte auf, wenn der

große Maskenzug komme, kräftig mit dem Zeller Chor Hurra zu singen.

Das Lied, welches des „untern Färbers" Aeltester gedichtet hatte, lautete:

In Zell da war ein Hafners-Bua,
Dem ließ der Hochmuth alles zua.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Er reist als Graf wohl in die Welt,
Es fehlt' ihm nicht an Taschengeld.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Das Posthorn bläst, das Thal hinab
Nach Straßburg geht die schöne Fahrt.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Und als er kam nach Gengenbach,
Ruft er ein Gläschen Magga wach.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Und da der Graf nach Straßburg kam,
Schaut er die Stadt ganz gründlich an.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Das Münster gafft er staunend an,
Wie man nur so was bauen kann.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

In diesem Genre waren alle Thaten und Genüsse weiter besungen, bis die letzten Strophen schlossen:

Und als die Grafschaft hat ein End,
Ward doch Graf Magga er genennt.

Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Graf Magga heißt er für und für,
Sich selbst zur Ehr, der Stadt zur Zier.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Drum freuet Euch, der Wundermann
Graf Magga heut ist kommen an.
Hurra, hurra, hurra
Und alles singt hurra!

Gen zwei Uhr Nachmittags kam der Zug zum untern Thor herein. Vorauf Reiter, dann in einem Zweispänner die angebliche Mutter des Grafen als „Hafner-Baronin", elegant gekleidet und vornehm sich neigend, aber einen alten Milchhafen in der Hand und allerlei Hafnergeschirr im Wagen.

Dann kam vierspännig der Graf, gegeben vom Bäcker und Arrangeur Schmieder — gefolgt von Dienern zu Pferde.

Vor dem Raben wurde Halt gemacht und ein Glas „Magga" verlangt und getrunken. Und alles sang Hurra an jenem Fastnachtsdienstag, und die Schulbuben warfen Schneeballen dazu.

Und der Graf Magga? Er war gescheidt genug, sich nicht darüber zu ärgern, daß er gespielt wurde. Sein Fabrikherr, Lenz, den es gefreut, daß sein Modelleur so vortrefflich eine Grafenrolle gespielt hatte, lieh ihm an jenem Fastnachtstag sein eigen Reitpferd, damit er fortreite und dem Spott aus dem Wege gehe; aber hoch zu Roß sah der Graf lachend zu, wie sie alle Akte seiner vierspännigen Reise nachahmten und das Lied des rothen Färbers dazu sangen.

Nur über eines hielt er sich mit Recht auf, daß die boshaften Zeller seine Mutter nicht schonten und die Hafner-Baronin auch spielten.

Aber, da er so in das Gewühl der Spötter und Sänger hinein sah und ihren Neid aufs neue weckte, weil er zum erstenmal auf des Fabrikherrn englischem Vollblut paradirte — kam dem genialen „Hafners-Bua" ein rettender Gedanke für die Zukunft.

Er dachte, spielen sie mich dieses Jahr als Graf Magga, so muß ich das nächste Jahr herhalten, weil ich auf des Fabrikherrn Engländer sitze. Drum wird's am besten sein, wenn ich mich selbst an die Spitze der Narren stelle und die Direktion der Fastnacht in die Hand zu bekommen suche. Gesagt, gethan. Gewandt, wie er war, setzte er sein Vorhaben mit Glanz durch. Er wurde vom nächsten Jahre an Dichter, Regisseur und Inhaber der ersten Rolle bei allen Fastnachtsspielen der folgenden Jahre und erlangte als Fastnachtskönig eine unbeschränkte Herrschaft über Zell und die Zeller an jenen drei Tagen närrischer Lust.

Er brachte die Leute dazu, auch an höheren Stücken, nicht bloß am Schinderhans und ähnlichen Darstellungen Geschmack zu finden. Mit Vorliebe bearbeitete er selbst Stoffe aus der englischen Geschichte zu Fastnachtsspielen oder arbeitete Shakespeare'sche Dramen für die Zeller Zwecke um.

Der Fabrikherr war lange in England gewesen, animirte ihn dazu und lieh seinem genialen Modelleur die betreffenden Bücher, aus denen er die Spiele bearbeitete.

Und noch eines setzte der noble Graf durch, daß unter seiner Leitung nie Stücke vorkamen, in denen lebende Personen verhöhnt wurden.

Waren die Tage der Lust vorüber, so versammelte er alljährlich am letzten Abend die gesammte erwachsene Jugend von Zell vor dem Rathhaus um eine Tribüne, beleuchtete die Versammlung mit bengalischem Licht und hielt eine humoristisch-elegische Abschiedsrede an den Karneval, der jung und alt mit Begeisterung zuhörte.

So war der Hafners-Bua von Biwere, der Schatullen-Toni der Schulzeit, bald der beliebteste Mann in Zell, und die Zeller vergaßen es ihm das ganze Jahr nicht, daß er in der Fastnachtszeit ihrer Lustbarkeiten Vater und Leiter war.

Wie Muhammed, der Prophet, seinen Gläubigen zurief: „Euer Paradies ruht im Schatten eurer Schwerter," so konnte Graf Magga den Zellern zurufen: „Eueres Daseins heiterste Tage ruhen in den Erfindungen meines Geistes."

Und berühmt wurden die Zeller auch in jenen Jahren, da der Graf Magga der maitre de plaisir im Städtle war. Der alte Ruf der Haslacher, in der Narrenzeit das Beste zu geben, schwand vor den glänzenden Leistungen des Grafen Magga. Und wie in der Buß- und Fastenzeit die Völker des Kinzigthales zur Mutter Gottes nach Zell wallfahrten, so wallten sie damals in den Fastnachtstagen „Zell zua", um die neueste Dichtung des Grafen im Schauspiel zu sehen.

In dieser Zeit war es, daß ich ihn zum erstenmal in Hasle sah, wo sein Auftreten Furore machte, vorab bei den Weibsleuten.

Aber nicht bloß unter dem Publikum wuchs seine Beliebtheit, auch anderswo blühten ihm vorher schon Rosen, wo er es nie zu hoffen gewagt hatte. Er wurde der erklärte Liebling des reichen und vornehmen Fabrikherrn Lenz, der

sonst wie ein englischer Lord mit den Zellern und mit seinen Fabriklern verkehrte. Und wie war das gekommen? Der ehemalige Schatullen-Toni war zwar der genialste Modelleur, aber von einem genialen Musterarbeiter bis zum Schoßkind des Fabrikherrn ist in der Regel noch eine Kluft, welche man nicht mit geistreichen Modellen aus Gips und Thon ausfüllt. Wir müssen auch hier fragen, wie meist bei derlei Dingen: „Où est la femme?“ Und dieses Weib war „die Fräulein Karoline“, des ledigen Fabrikherrn Gesellschafts-Dame und Obersthofmeisterin.

Sie war entzückt von dem jungen Modelleur, von seiner eleganten Gestalt und seinem ungezwungen vornehmen Auftreten; eine Schwäche, die man einem weiblichen Wesen stets verzeihen wird.

Der Hafnerssohn hatte sich bisweilen, nachdem er ausgelernt, in des Fabrikherrn Garten umgeschaut und in Stunden, da die Herrschaft dinirte oder ausgefahren war, sich an dem Blumenflor ergötzt und mit dem Müller-Sepp, dem alten Hofgärtner, sich unterhalten. Dieser, seinem Berufe gemäß mit Schönheitssinn begabt, hatte ebenfalls das größte Wohlgefallen an des Hafner-Wenzels Toni. So oft nun die Fräulein Karoline im Garten sich erging und der Toni kurz vorher dagewesen war, erschöpfte sich der Müller-Sepp in Lobsprüchen auf die Grazie des Modelleurs. „Der,“ meinte der Gärtner, „ist ein Herr von Natur aus. Ich glaube jedesmal, es käme ein ächter Graf, wenn der junge Mann kommt. Ich hab' schon in Straßburg in manchem Baronengarten geschafft und in Offenburg beim Baron von Neveu, aber so was Vornehms nie gesehen, wie den Sohn von unserm Hafner-Wenzel. Mich nimmt nur wunder, wo der's her

hat? Er ist doch von Buren-Eltern da und noch nie über Biwere und Zell hinausgekommen?"

Wo in aller Welt gäb's ein Fräulein Karoline, das nicht neugierig gewesen wäre, den also geschilderten jungen Herrn kennen zu lernen?

Drum fügte es sich, daß unser Fräulein Karoline von Zell Gelegenheit suchte und fand, den vornehmen Modelleur ihres Herrn im Garten zu treffen. Sie sah ihn, redete mit ihm, und er siegte kraft seiner überwältigenden Vornehmheit.

Sie war so des Lobes voll bei ihrem Herrn und ließ nicht nach, bis der ebenso besiegt war von des Hafners-Buben unwiderstehlicher Art, sich zu geben, und dieser nun bei beiden Hahn im Korb wurde. Als solcher figurirte er bereits in der Villa des Fabrikherrn, da er seine Grafen-Fahrt nach Straßburg anstellte. Aber diese schadete ihm nicht nur nicht bei der Dame des Hauses, sondern sie imponirte ihr. Entrüstet fuhr sie mit ihrem Herrn zu Zell hinaus an jenem Tag, da die „wüsten, rohen" Zeller ihren Liebling spielten, nachdem sie diesem noch zuvor das Leibroß des Fabrikanten verschafft hatte.

Aber noch mehr! Das allmächtige Fräulein suchte in nicht zu ferner Zeit ihre Neigung zu dem vornehmen Manne in einer Weise praktisch zu bethätigen, die sein dauernd Lebensglück ausgemacht hätte, falls er dem Sterne gefolgt wäre, den sie ihm anzündete.

Nachdem des Hafner-Wenzels Toni, wie, wissen wir, der Liebling auch der Zeller geworden war — in jenen Tagen tauchte in des Fabrikherrn Villa ein junges Mädchen auf, das mit der Obersthofmeisterin sehr nahe verwandt war und bei ihr und ihrem Herrn noch mehr galt, als selbst der Graf Magga. Dies Mädchen nun sollte

sich nach dem Wunsche der Obersthofmeisterin, der zugleich dem Fabrikherrn Befehl war, dem Grafen verloben. Es hatte aber eine gerade so große Abneigung gegen den eleganten Mann, als Fräulein Karoline Neigung für denselben besaß.

Was bringen Frauen nicht fertig, wenn sie einmal etwas im Kopfe haben? Wer die Mutter für sich hat, wird stets Bräutigam der Tochter werden, selbst wenn zehn Väter dagegen wären. Das war allzeit so. Und da der Graf Magga in der Fabrikvilla zu Zell das Fräulein Karoline für sich hatte, so entging ihm die Braut nicht.

Das Mädchen wurde seine Frau und der Hafners-Sohn mit einem Mal der erste Mann nach dem Fabrikherrn, dessen Prokura er von Stund an bekam in alleweg, und der ihm am Hochzeitstag ein großes, schönes Haus zum Geschenk machte. Jetzt war er erst ein Herr, ein rechter Herr, und die Zeller kamen aus dem Respekt nicht mehr heraus.

Wie wir aber bald sehen werden, so spielte des Hafner-Wenzels Toni, und das war ein großer Zug an ihm, nie den Herrn, außer auf seiner jugendlichen Grafenreise. Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Wenn der Bauer aufs Roß kommt, reitet er stärker als der Herr.“ Das traf bei unserm Biberacher Dorfkind nicht zu. Ja, er blieb nach wie vor Modelleur und arbeitete in der Fabrik, wie jeder andere seiner seitherigen Kollegen.

Diese weise Mäßigung hielt den Grafen Magga auch ab, in der mit Aufgang seines Sternes losbrechenden Revolution eine Rolle zu spielen, obwohl er in erster Linie das Zeug dazu gehabt hätte.

Die Zeller als ehmalige Reichsstädter waren ziemlich konservativ, und deßhalb die Revolution in ihrem Städtle nur ein Sturm im Wasserglas gegen jene der Haslacher, die auf dem vollen Meere der Freiheit schwammen.

In Zell spielte damals nur einer eine hervorragende Rolle und das war, es ist bezeichnend, der Dichter des Magga-Lieds, des untern Färbers Rother. Die Dichter sind bekanntlich die allergrößten Wolkensegler und springen mit beiden Füßen in die Arme der „vierge fougueuse“, wie die Franzosen ihren revolutionären Freiheitsgeist nennen.

Ja, des untern Färbers Rother trug die Fahne der Revolution durch die dunklen Gassen von Alt-Zell und hinauf ins Reichsthal und hinab in „den Entersbach“. Er wurde Hauptmann aller Freischärler des ganzen Bezirks, und wer, weil das republikanische Vaterland rief, sich als Gemeiner unter des rothen Dichters Kommando stellte, war kein anderer — als der Graf Magga. Niemand wird ihm bestreiten, daß in diesem Schritt ein großer Zug ungewöhnlicher Bescheidenheit lag.

Der Feldzug der Zeller war unblutig. Sie lagen mit den Haslacher Freiheitsmännern einige Zeit als Exekution bei den aristokratischen Einwohnern von Lahr und Dinglingen. Und als sie später das Land hinunterzogen, um in und um Karlsruhe die Preußen verjagen zu helfen, tranken sie unterwegs vom besten Blut — Rebenblut.

Bei Offenburg im Gebirg drüben liegt die uralte Burg Stauffenberg, damals im Besitz des Großherzogs Leopold. Hier saß dieser Fürst manchmal in der obersten Kemenate, die einen herrlichen Ausblick gewährte, und trank Durbacher. Denn das weinberühmte Dorf Durbach liegt zu den Füßen der Burg, und an ihrer Halde wächst der beste.

Diesem Schloß und seinem Keller einen Besuch zu machen in alter Art des dreißigjährigen Kriegs, war der Anschlag des rothen Hauptmanns, und er ward natürlich ausgeführt.

Während sie im Schloß tranken, tranken, tranken, die durstigen Reichs-Städter und Reichs-Thäler, gingen auf dem gleichen Bergrücken, nur weiter hinten im Tannenwald, andere hungrige und durstige Krieger „der Moos“ zu und ihren düstern Gründen.

Es waren reguläre badische Soldaten, die, im Unterland von den Preußen versprengt, auf Gebirgspfaden sich heimschlichen, weil die Freischärler im offenen Lande draußen auf sie fahndeten und jeden, dessen sie habhaft wurden, als Verräther wieder landab lieferten.

Ein Bauersmann, der das Durbacher Thal heraufgekommen war, hatte den Soldaten droben auf der Höhe verrathen, daß vornen im Schloß Stauffenberg Freischärler sich gütlich thäten an fürstlichen Weinen. Zum Spaß ließen die regulären Krieger einige Salven aus ihren Flinten ins Thal vor knallen, um die bacchantischen Franktireurs aufzuschrecken.

Der Spaß gelang. Die Reichsmänner von Zell, Hambe und Entersbach flohen entsetzt aus den Burgkellern, so entsetzt, daß sie vergaßen die Hahnen zu schließen, weil sie glaubten, die Preußen hätten die Moos besetzt und fielen nun auf die tapfern Trinker hernieder.

In Offenburg sammeln sie sich wieder. Dort liegen auch noch andere Tapfere, vom ganzen Kinzigthal her konzentrirt. Von hier aus soll's vereint mit den Offenburgern abwärts gehen dem Feind entgegen.

Im Feldlager von Offenburg erscheint auch der Bürgermeister von Entersbach, der Jokeles-Bur, mit dem ich, noch ein Knabe, ein Jahr später wohl bekannt wurde. Er stund mit meinem Vater in Geschäftsverbindung, in Kirschen- und Zwetschgenwasser, und mehr denn einmal bin ich als Agent meines Vaters bei ihm auf dem Hofe gewesen.

Der Jokeles-Bur hörte, daß seine Entersbacher bei Offenburg im Lager sich befänden, und wollte sie, als Vater der Gemeinde, besuchen und sich nach ihrem Wohl und Wehe erkundigen. Er war zufrieden, als er sah, daß es ihnen weder am Essen noch am Trinken fehlte; da er aber hörte, es sollte weiter marschirt werden, erhob er feierlichen Protest: „Meine Entersbacher gehen mit mir heim. Wie ich höre, sollen Preußen drunten im Land sein, und ich hab' meine Leute nicht hergegeben zum Todtschießen. Da wird nichts draus, und wenn's so gemeint ist, nehme ich meine Bürger und Bürgersöhne wieder mit ins Thal hinauf. Und es wäre das Gescheidteste, Ihr alle würdet es auch so machen."

Der Jokeles-Bur sprach stets langsam, pathetisch und wie mit einem Schwert vom Munde weggehauen. Der Ernst seiner Worte und das Komische ihres Inhaltes bewirkten, daß man die Entersbacher Völker mit ihrem Oberhaupt heimließ und von den andern Oberthälern alle, die nicht todtgeschossen werden wollten.

Die Zeller aber gingen allermeist, unter ihnen der Hauptmann und der Gemeine Graf Magga, dem Feind entgegen. Sie kamen aber nur bis Beiertheim vor Karlsruhe, und da sie hörten, weiter unten sei die Sache der Freiheit definitiv verloren, kehrten auch sie heim.

Je weiter die Preußen das Land heraufrückten, die Freischaaren vor sich her treibend, um so unbehaglicher wurde es dem Dichter und Feldhauptmann, des Färbers Rothem, von wegen seiner Hauptmannschaft, seiner feurigen Reden und von wegen des rothen großherzoglichen Durbachers im Schloß Stauffenberg.

Geradeaus, thalab, Straßburg zu war die Flucht schon nicht mehr möglich. Der Rothe mußte den Rhein

weiter oben zu gewinnen suchen. Er verließ nächtlicher Weile die Vaterstadt, zog über den Schönberg an der Burg Geroldseck vorüber, umkreiste Lahr, wo es für ihn, sich zu zeigen, ganz gefährlich gewesen wäre, erreichte bei Ottenheim den Rhein und weiter das große Wasser und Amerika. Unter dem Sternenbanner fand er die Freiheit, die er in Baden vergeblich gesucht mit dem Schwert in der Hand, und er soll heute noch dort leben — in San Franzisco.

Nicht so gut, wie des Färbers Rothem, gelang die Flucht dem Bezirkskommandanten und Civilkommissär von Gengenbach, dem das Corps der Zeller unterstand, dem Advokaten H., vom Volke damals allgemein der „Revolutions-Hans" genannt. Er war der schärfsten Revolutionsmänner einer. Es gelang ihm nicht mehr — vor lauter Preußen — über den Rhein zu flüchten, und er nahm den Weg übers Gebirg der Schweiz zu.

So kam er als Flüchtling ins Nordracher Thal und über den „Mühlstein" und die „Haldeneck", die wir kennen, in die Schottenhöfe. Hier traf er einen Bauer, der eben vom „Däschenkopf" her aus dem Wald kam. Es war der „Schillisepp", den wir aus „dem Vogt von Mühlstein" ebenfalls kennen, der handfeste Vertreiber der Hexen in den Schottenhöfen.

Dieser erkannte sofort den Fremdling, der ihn nach dem nächsten Weg ins Württembergische fragte, ohne zu merken, daß er es mit dem Schillisepp zu thun habe, dem er vor Jahren einen Prozeß verloren, weil er dem Gegner des Bauern geneigter war, als diesem, seinem Klienten.

Der Schillisepp packt zum Schrecken des Flüchtlings diesen am Halse, schüttelt ihn nach Bauernart und schreit: „Du bist der Freiheits-Hans und willst durch vor den

Preußen. Mir hast Du vor Jahren einen Prozeß mit Gewalt verloren, trotzdem ich im Recht gestanden. Ich könnte Dich jetzt dafür strafen und den Preußen ausliefern, die schon dort unten in Zell eingerückt sind und auf derlei Vögel fahnden. Aber ich will ehrlicher an Dir handeln, als Du an mir. Da kommt mein Knecht, der muß Dir den Weg zeigen dem Kniebis zu."

Nach dieser Strafpredigt schüttelte der Schillisepp den zitternden Freiheits-Hans nochmal kräftig, und dann entließ er ihn. Der Knecht aber gab ihm das Geleite bis zu sicherer Fährte.

Die Flucht gelang. Zwanzig Jahre später war der Freiheits-Hans wieder im Thal, amnestirt, und paukte im Kulturkampf ritterlich in den vordersten Reihen gegen die Pfaffen und war keiner der letzten meiner vielen Gegner, als ich in den siebziger Jahren für den Reichstag kandidirte. —

Der Graf Magga blieb als Gemeiner unbehelligt in den Tagen der Reaktion, und sein Stern begann jetzt erst recht zu strahlen in den nun kommenden friedlichen Jahren.

4.

Eine der ritterlichsten Gestalten der vergangenen Jahrhunderte war der „schwarze Prinz". Zu seinem Wahlspruch hatte er die Worte: „Ich dien'", eine schöne Devise für einen königlichen Prinzen und tapfern General.

Unser Graf Magga nahm diesen Wahlspruch auch zu dem seinigen, und trotzdem er ein gemachter Mann war mit der glänzenden Zukunft, in Zell der erste Bürger und Fabrikherr zu werden, diente er doch gerne allen Leuten.

Das Wort dienen hat aber im Bauernvolk des Kinzigthales eine ganz eigene Bedeutung, und gerade in dieser nahm der Graf das Wort auf. Wenn im Kinzigthal die Hochzeitsläder und die Leichenbitterinnen umhergehen und einladen, sagen sie jeweils: „Es wird die Hochzeits- oder die Leidleut' freuen, wenn Ihr dient; sie werden Euch auch wieder dienen in Leid und Freud."

Diesen Dienst, auf den das Volk im Kinzigthal viel sieht und darnach einen Mann charakterisirt, leistete der Graf Magga vollauf, vorab im Leid. Und, was ihn besonders ehrte, er diente den Armen wie den Reichen. Keine arme Person im Städtle starb und keine im Spital, die der angesehene Mann nicht zu Grab begleitet und deren Opfer er in der Kirche nicht angewohnt hätte. Und wer immer ihn zu seiner Hochzeit einlud, dem diente er.

Und wenn ein armer Mann oder ein lediges Maidle keinen Pathen finden konnte für ein zu taufendes Kind, so gingen sie zum Schmieder, und er diente ihnen gerne, weil er ein gefälliger Mann war und an jenes Sprichwort glaubte, sich zu weigern, ein Kind zur Taufe zu begleiten, sei vor Gott ein schweres Mißfallen.

Bei seiner Pathenschaft für „ledige Kinder" trat er mit Recht einem Zeller Pfarrverweser entgegen, der ein ungeschickt eifriger und eigenmächtiger Mensch war und die armen, unschuldigen Kinder für das Vergehen ihrer Mutter strafen wollte, indem er jeden außerehelich geborenen Knaben „Justus" und jedes Mädchen „Bibiana" taufte.

So trug jedes Kind mit diesen Namen das Brandmal der unehelichen Geburt, und die Unschuld des Kindes und mit ihr die genannten Heiligen waren verfehmt. Diesem ebenso taktlosen als ungerechten Verfahren

machte der Graf Magga ein Ende, indem er fortan als Pathe mit in die Kirche ging und so lange höflich aber energisch verlangte, daß das Kind den von der Mutter gewünschten Namen erhielt, bis der Pfarrverweser nachgab und der Unfug gänzlich aufhörte.

Des Grafen Auftreten in dieser Sache gewann ihm so sehr das Wohlgefallen der Zeller, daß sie ihn zum Kirchen-Rath und Mitglied des Stiftungsrathes erwählten, damit er auch hier, wo der genannte Geistliche ganz nach seinem Belieben schaltete und waltete, Ordnung und dem Stiftungsrath wieder den gebührenden Einfluß verschaffe.

Auch dies besorgte der gewandte Mann so vortrefflich, daß der hitzige Pfarrvikar es vorzog, den Zellern den Rücken zu kehren und einem richtigen Pfarrer Platz zu machen; wofür nicht nur die Reichsstädter, sondern auch die vielen Bauern, so nach Zell eingepfarrt sind, dem Grafen dankbar waren.

Aber nicht bloß den todten Armen diente dieser, auch die lebenden vergaß er nicht, und die Armen fanden bei ihm, wie bei seiner Frau, stets ein offenes Haus. Und ihre Hände waren nicht leer; denn außer seinem glänzenden Honorar als erster Künstler und Erfinder neuer Formen kamen Geld und Geschenke im Ueberfluß aus des Fabrikherrn Villa und von dem Fräulein Karoline.

Reitpferde und Equipage stunden dem Liebling der Herrschaft längst zu Gebot, und nach allen Richtungen, thalauf und thalab, fuhr er an Sonntagen.

Seinem alten Freunde, dem Dreher-Mathis, der Fabrikarbeiter blieb sein Leben lang, war der Graf unentwegt treu, und beide beschäftigte, da der Mathis, ehe er in die Fabrik trat, Uhrenmacher gewesen war, die so oft schon

vergeblich versuchte Herstellung eines „Perpetuum mobile“, einer stets gehenden Uhr.

Auch dem Mephisto Gromer-Karle blieb er trotz allem hold, aber es war diesem nicht zu helfen. Er kam immer mehr herunter durch seinen leichten Sinn, putzte schließlich nur noch den Bauern auf den Höfen die alten Wanduhren und ward mehr und mehr ein armer Mann. Als solcher holte er einst droben im Nilwald zur Winterszeit Holz, kam unter den Schlitten und ward andern Tags erfroren und todt aufgefunden. —

Der Graf sorgte in seiner Sternenhöhe auch für seine eigene Schwester — die Eltern waren todt — und verheirathete sie an einen braven Mann, der als Unterlehrer in Zell fungirte.

In der Fabrik war der leutselige, vielvermögende Mann das Faktotum und der Patron aller, die beim Fabrikherrn ein Anliegen hatten. Und es gab sehr viele Menschen, in und außerhalb der Fabrik, die bei ihr interessirt waren.

So lange es keine Eisenbahnen gab, war täglich großer Verkehr um die Fabrik herum. Da kamen Wagen, die Porzellanerde brachten, und Wagen, die das Porzellan in die Welt führten.

Die Porzellanerde machte damals einen Riesenweg, bis sie in die Hände der Zeller Hafner kam. Von Limoges in Frankreich ging sie per Achse nach Bordeaux und von da nach Rotterdam. Von Rotterdam kam sie den Rhein herauf nach Mannheim, wo sie wieder auf Wagen geladen wurde und den weiten Landweg von Mannheim bis ins Kinzigthal zurücklegte.

Geholt und in die Welt gebracht wurde die zerbrechliche Waare von zahlreichen Porzellan-Händlern und

Hausirern. Die erstern holten sie mit Wagen, die letztern in Karren und Körben. Unter jenen stund obenan ein Zeller selbst, der Serenbez, ein lustiger Mann, den ich noch wohl gekannt. Er fuhr nur in größere Städte und hatte, wenn er heimkam, alle Taschen voll Geld. Fragten ihn nun die Zeller im Wirthshaus, wie's gegangen sei auf der Reise, so meinte er regelmäßig: „Schlecht, hab' Roß und Wagen eingebüßt."

Täglich kamen auch Wirthe oder Brautleute aus dem Kinzigthal und an Wallfahrtstagen Landleute, um einzukaufen. Auf vielen Höfen des Thales, wo sonst alles noch primitiv ist, findet man heute noch feine Kaffee-Tassen mit Goldreifen. Und das hat mit ihrem Porzellan die Fabrik in Zell gethan.

Kamen bessere Haslacher, die dem Grafen Magga gut bekannt oder befreundet waren, in die Fabrik, so führte er sie mit Stolz darin umher und zeigte ihnen alle Zweige der Fabrikation. Und wenn er dann an Sonntagen mit des Fabrikherrn elegantem Zweispänner wieder nach 'Hasle gefahren kam, da war alles voll seines Lobes und des Lobes seiner porzellangewaltigen Stellung.

„Glück und Glas, wie leicht bricht das," sagt das Sprichwort. Das Glück des Grafen Magga war von Porzellan, und dieses bricht fast so leicht wie Glas. Und ein ander Wort heißt: „Wem das Glück wohl will, den macht es zum Narren", und „schnelles Glück hält schnelle Fahrt".

So ging's auch bei dem Grafen Magga. Dazu kam noch der weitere Umstand, daß jeder Mensch in seinem Leben einmal eine oder die andere große Dummheit begehen muß. Diejenigen, welche von diesem Umstand befreit bleiben, sind entweder Heilige, d. h. übernatürliche Menschen oder solche, die von Natur aus zu wenig haben — billige Denker.

Je begabter und talentvoller ein Mensch ist, um so mehr wird er veranlagt sein, Fehler und Thorheiten zu begehen. Die größten Sünden an und in der Menschheit und die größten Thorheiten in der Welt haben nicht Esel — sondern sogenannte gescheidte Leute begangen.

Den schlechtesten Kerl, den's gibt, den Teufel, hat noch nie jemand für einen Esel gehalten. Er hat in der Menschheit zu allen Zeiten das Renommé eines Genies gehabt, und man spricht deßhalb von „teufelmäßig gescheidt". Und doch hat der Teufel schon so viele ungeschickte Streiche gemacht, daß man im Volk schon längst auch vom „dummen Teufel" redet. —

Dem Sohne des Hafner-Wenzels von Biwere war das Glück zu schnell gekommen, und es wurde ihm, wie das Volk zu sagen pflegt, zu wohl. Eines schönen Tages ist er verschwunden, Weib und Kinder zurücklassend.

In Paris taucht er wieder auf. Im Babel an der Seine will er seine Narrheit austoben. Doch es ist viel leichter, in Zell sein Glück zu machen als in Paris, wo es mehr als einen geschickten Modelleur gibt.

Es geht dem Glückskind bald herzlich schlecht, und in des Lebens Noth herabgesunken, ruft er die Verzeihung seines braven Weibes an, mit dem er glücklich gelebt und das er trotzdem im Leichtsinn verlassen hat.

Wenn einem Manne die Frau leichtsinniger Weise durchbrennt und er holt sie wieder, wird er mit Recht ausgelacht, wenn aber eine Frau in ähnlicher Lage ihren Mann wieder holt, verdient sie, ebenfalls mit Recht, hohes Lob.

Die Liebe einer Frau „glaubt alles, trägt alles und duldet alles", und so lange ein Mann diese Liebe nicht völlig verscherzt hat, kann er stets auf Verzeihung rechnen.

Solch' eine Frau hatte auch der Graf Magga. Sie hatte ihn wider Willen geheirathet, hing ihm aber jetzt in aller Treue an und verließ ihn nicht in der selbstverschuldeten Noth. Sie ging selbst nach Paris, suchte ihn in seinem Elend auf, brachte ihn heim und stürzte sich so mit ihm ins Elend. Warum?

Der Fabrikherr hatte nach des Grafen Flucht der Frau zugesagt, für sie und ihre Kinder zu sorgen, wenn sie von dem leichtsinnigen Mann, der Gunst und Stellung bleibend verloren hatte, ablasse. Und als das brave Weib trotzdem diesem nachreiste, um ihn zu holen, traf sie das gleiche Loos. Und dieser harte Beschluß blieb bestehen, denn reiche Leute werden gerne erbarmungslos, blieb um so mehr bestehen, als „die Fräulein Karoline" gestorben und ein anderes Fräulein Obersthofmeisterin in des Fabrikherrn Villa geworden war, die von den Lieblingen ihrer Vorgängerin erst recht nichts wissen wollte.

So kam der Graf mittellos nach Zell zurück und wurde, weil ohne jede Hilfsquelle, in der ersten Zeit bettelarm. Aber seine vielen Freunde aus besseren Tagen ließen ihn nicht hungern. Als er reich war, hatten er und seine Frau den Armen viel Gutes gethan, und als sie selbst arm waren, fanden sie drum ebenfalls Erbarmen. Lebensmittel aller Art wurden der verschämt armen Familie heimlich und nächtlicher Weise vors Haus gestellt. Selbst die Bauern des Harmersbacher Thales vergaßen den Narrenvater nicht; namentlich wurde sein Wohlthäter der „Herr Breig", der Lunzenbur, den wir aus dem „letzten Reichsvogt" kennen.

Aber bald erhob sich das Talent des schwer geprüften Mannes wieder und verschaffte ihm Brod.

Sein Freund, der Post-Schmieder, gab ihm einige Geldmittel und nun fabrizirte er Teppiche aus Lumpen. Da dies nicht prosperirte, so verhalf ihm sein Schwager, der Lehrer, eine kleine Fabrik für feuerfestes Kochgeschirr zu gründen. Als dies Erfolg hatte, faßte er sofort einen höhern Plan; er gewann Aktionäre und richtete eine größere Steingutfabrik ein in der alten Hammerschmiede, alles nach eigenen Heften und ohne jede technische Beihilfe.

Da er keine Aktien hatte zeichnen können, blieb die Fabrik, als sie nach Jahren blühte, den Aktionären, die ihn für seine Mühe belohnten, aber nicht als Geschäfts-Theilhaber annahmen, was ihn zum Austritt veranlaßte.

Jetzt wird er, bereits ein Sechziger, Reisender für eine große Porzellan- und Steingutfabrik in Lothringen. Als solchen traf ich ihn, den längst Todtgeglaubten, wie schon oben erzählt, Ende der siebziger Jahre einmal in Karlsruhe.

Seit den vierziger Jahren hatte ich ihn nimmer gesehen, denn in jenen Tagen, da ich zwischen 1858 und 1862 als Student oft nach Zell kam und mit den bessern Bürgern im Raben trank und sang, war er ein armer Mann, und ich sah ihn nie in der Gesellschaft.

Er kannte mich natürlich nur dem Namen nach, aber unsere Unterhaltung war bald im Fluß. Ich erinnerte ihn an jene Zeit, da ich ihn in Hasle bewunderte, wenn er bei meiner Großmutter Besuche machte. Ein schmerzliches Lächeln zog über sein Gesicht, und er sprach: „Hätt' ich jene Zeiten nicht verpaßt, so müßte ich in meinen alten Tagen nicht als Reisender umherziehen."

Dann erzählte er, daß ihm kürzlich seine Frau gestorben sei und er jetzt vorhabe, sich in Zell bleibend niederzulassen und mit einigen Erfindungen, die er im Kopf trage, sein Leben weiter zu fristen.

Ich sprach an jenem Tage zum erstenmal im Leben mit dem Grafen Magga und war erstaunt über seine ruhige, sichere und vornehme Art zu reden. Er gab sich in Rede und Geberde wie ein vollendeter Weltmann und kam mir vor, wie ein adeliger Herr, der bei der Garde gedient hat und jetzt, als Rittergutsbesitzer auf dem Lande lebend, von Zeit zu Zeit in der nächsten Stadt erscheint.

Bald nach unserm Zusammentreffen leuchtete ihm noch ein Glücksstern. Der Fabrikherr, welcher schon in den sechziger Jahren von Zell nach der Schweiz verzogen war, starb und setzte die Nachfolgerin des Fräulein Karoline als Erbin seines vielen Geldes ein.

Der Graf, schon in Zell sitzend und seinen Patenten nachsinnend, erhob Einsprache gegen das Testament und berief sich auf die nahe Verwandtschaft seiner Frau mit dem Fabrikherrn. Er hatte Glück. Die Erbin zahlte, um allen Eventualitäten zuvorzukommen, des Hafner-Wenzels Toni und seinen erwachsenen Kindern 50 000 Mark heraus.

Sein erstes, edles Werk darauf hin war die Erbauung eines Denkmals über dem Grabe seines treuen Weibes und einer Gruft neben ihr für sich selber. Dann sorgte er für seine Kinder, für deren Ausbildung er — seine Pariser Zeit abgerechnet — stets alles gethan hatte.

Und nun ging er wieder an seine Arbeit. Er gründete eine Tabakfabrik und gab seinen Cigarren und seinem Tabak den Titel: „'s gibt keine und keinen bessern.“ Mit seinem Fabrikat reiste er selber, und gewandt, wie er war, verkaufte er es auch. Als er aber Alters halber nicht mehr reisen wollte, engagirte er einen Zeller Schuhmacher, der das Sitzen nicht gut vertrug; der mußte das Magga'sche Rauchwerk verhausiren. Aber er eignete sich nicht wegen seiner für einen Detailreisenden allzugroßen Offenheit.

Wenn er zum zweitenmal zu den Kunden kam und diese meinten, die Cigarren entsprächen nicht ganz dem anpreisenden Titel, sagte der ehrliche Meister Knieriem: „Der Titel ist verschrieben, es sollt' heißen, ‚wir haben keine bessern'." Daraufhin wurde er ausgelacht, und das Geschäft seines Herrn kam ins Stocken.

Jetzt ließ der unermüdliche Graf seine Erfindungen los: eine Patent-Strickmaschine für Wollwaaren-Fabrikation, wozu er die selbsterfundene Kunstwolle gleich mitlieferte; ein Patent-Pferde-Kumet, zu dessen Verschleiß er selbst nach England reiste; Patent-Schuhsohlen (er erfand das Aufschrauben des Leders), Patent-Hosenträger, Patent-Hosenschoner. Die meisten dieser Erfindungen brachten Geld, und so hatte der Fink immer Samen, und es wurde ihm auch so wohl, wie dem Finken im Hanfsamen. Ja, er wurde wieder jung und dachte in seinen alten Tagen wieder ans Freien, da sein Wohlergehen ihn abermals in Versuchung führte.

Einige Jahre später, nachdem ich den Grafen Magga in Karlsruhe getroffen, kam ich eines Tages von den Bergen herab nach Maria-Zell und kehrte durstig im badischen Hof ein. Der Pfarrherr des Städtchens leistete mir Gesellschaft. Ein junges Mädchen, dreinschauend wie Milch und Blut, kredenzte uns die Gläser. Da die Wirthsleute mir fremd vorkamen und ich schon mehr denn dreißig Jahre nicht mehr in dem badischen Hof gewesen war, fragte ich meinen Begleiter, ob das Mädchen die Tochter des Hauses sei. „Ja," war die Antwort, „und sie ist zugleich die Braut des Grafen Magga."

„Was, des Magga? Lebt der noch? Der könnte ja der Großvater der jungen Donna sein!" fragte ich erstaunt.

„Ja, der lebt noch, gerade da drüben in dem Hause.

Dort fabrizirt er seine Patent-Sachen und hat nebenbei das Herz dieser schönen Nachbarin erobert, und sie will keinen andern als den fünfundsechzigjährigen Grafen Magga."

Der hatte die Welt stets überrascht, schon in meiner Knabenzeit, ich glaubte deßhalb auch an diese Neuigkeit. Sie bewies mir, daß er eben in seinen alten Tagen noch könne, was in jungen. Er hatte vor vierzig Jahren das ganze Städtchen Zell närrisch zu machen gewußt, warum sollte er nicht heute noch das Talent haben, diese Kunst mit Erfolg an „einer Frau Wirthin Töchterlein" zu versuchen.

Man räsonnirt so gerne über alte Männer, die junge Mädchen heirathen, und spricht gleich von „alten Sündern". Nach meiner Ansicht mit Unrecht. Man sollte derartige Herren bekomplimentiren, daß sie noch so viele Anziehungskraft haben und noch so jugendlich erscheinen, daß Mädchen ihrer begehren. Und wenn geschimpft werden soll, so wende man sich gegen die junge Braut, die es über sich gewinnt, einen alten Kerl zu heirathen und zwar, was die Geschichte noch schlimmer macht, meist nicht wegen des Alten persönlicher Anziehungskraft, sondern weil er die Dame versorgen kann.

Viele der schönsten Mädchen werden jederzeit bereit sein, einen Millionär zu heirathen, selbst dann, wenn er häßlich wäre wie ein Pavian und so alt wie Methusalem.

Bei unserm Grafen aber möchte ich der jungen Dame das Wort reden. Ich sah und hörte ihn als einen Sechziger und war entzückt von seinem vornehmen Benehmen und seinen gewählten Redensarten.

Wenn er aber mich, der ich sonst auf elegante Redensarten nichts gebe, entzückte, wie wird er erst auf eine Vertreterin jenes Geschlechts gewirkt haben, das auf Redensarten alles hält und am meisten lügt und belogen wird. —

Bald nach meiner Bergfahrt kam's in Zell richtig zur Hochzeit. Der Graf machte, wie vornehme Leute zu thun pflegen, alsbald eine größere Hochzeitsreise bis Wien, um seine junge Frau in die Welt einzuführen. Von dieser heimgekehrt, wollte er sich und seine jüngere Hälfte nicht dem Gespötte der Zeller aussetzen, sondern diesen gründlich aus dem Wege gehen, indem er übers Meer nach Amerika zog. Hier ließ er sich in New-York nieder und kaufte — denn das Geld ging ihm in der letzten Zeit selten aus — ein „Hotel garni".

Amerika ist das Land der Erfindungen; hätte unser Graf sich hier auf solche verlegt, es wäre ihm wohl besser ergangen. Aber als Hotelier und Zimmervermiether prosperirte er nicht, weil die Leute in jenem Land auf die schönen Redensarten eines Wirths viel weniger geben als bei uns. Er schlug sich mühsam durch und kehrte auf Drängen seiner Gattin dem Lande der Yankees nach drei Jahren wieder den Rücken, fuhr übers Meer zurück, an Zell vorbei und tauchte plötzlich auf als Gastwirth zum „wilden Mann" in Villingen.

Der Graf ist alt und muß einen Beruf ergreifen, in dem seine Frau thätig sein kann, und da sie Kellnerin war in ihrer Mutter Stube, wurde er, wie in Amerika, so in Deutschland, Hotelier.

Der „wilde Mann" in Villingen ist zwar nur eine Bauernherberge, aber der badische Hof in Zell, in welchem seine Frau einst das Serviren besorgte, ist auch keine Herrenwirthschaft und selbst den Bauern ein höflicher Wirth lieber als ein grober.

So bediente die Frau die Bauern, und der alte Graf machte die Honneurs, und wie er sie machte, hat mir ein Villinger selbst bezeugt mit den Worten: „Er war

ein äußerst liebenswürdiger Mann und konnte trefflich erzählen, denn er war in der Welt herumgekommen, und was er sprach, hatte Hand und Fuß."

Ein Jahr blieb er als Pächter auf dem wilden Mann und unterhielt seine Gäste, als unweit Villingen im Dorfe Marbach die Eisenbahn-Restauration frei wurde. Sonnig liegt dies Häuschen unweit des Brigflüßchens, das eine der Mütter der Donau ist und seine Wasser ins schwarze Meer rollt. Der greise Magga kauft die Bude, weil die Frau was eigenes haben wollte und alte Männer, so gut sie können, stets den Willen ihrer jungen Weiber erfüllen, und wird Restaurateur an der Schwarzwaldbahn.

Die Marbacher Bauern gehören schon zu den „Booremern", d. h. zu jenem alemannischen Stamme, der die Baar bewohnt, das Hochplateau um die Quellen der Donau herum. Die Bauern jener Gegend sind ein starkes, stämmiges Geschlecht, das nicht an Gemüthsschwäche leidet und drum wenig Poesie kennt.

Aber auch solchen Leuten wurde unser Graf gerecht; er, der Mann mit dem sanguinischen Herzen und den leichten Idealen, wurde in Marbach Philosoph, und zwar Stoiker. Die Marbacher sagen heute noch von ihm: „Er war ein zufriedener und sehr genügsamer Mann," das schönste Zeugniß, welches man einem Sterblichen geben kann.

Ein Eisenbahn-Restaurateur an einer abgelegenen Dorfstation muß zwar an sich ein genügsamer Mann sein, daß er ein zufriedener ist, wird selten vorkommen.

So lebte der einstige Löwe des Tages im mittlern Kinzigthal droben auf der öden Baar als stiller, genügsamer Kleinwirth, bis im Herbst des Jahres 1891 der Tod ihm nahte. Er ließ den Pfarrer von Kirchdorf rufen, in welches Marbach eingepfarrt ist, machte seine

Rechnung mit dem Himmel und starb, siebenzig und drei Jahre alt.

Religiös war der Graf in seinen spätern Lebensjahren gleichgiltig geworden. Man findet dies vielfach bei Leuten aus dem Volk, die geistig über die andern hervorragen. Sie wollen auch in religiösen Dingen anders sein als andere. Und der Mensch ist am meisten versucht, seinen Größenwahn dem kindlichen Glauben gegenüber zu zeigen. Drum hat schon der göttliche Heiland gesagt: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Genialen, hochbegabten Menschen fehlt in der Regel die Demuth, die der christliche Glaube verlangt; drum gehören derlei Leute in ihrem Gros gerne dem Unglauben an. Nie wird aber jemand den Grafen Magga über die Religion anderer spotten oder seine religiöse Ansicht als die richtige haben anpreisen hören. Er achtete die Ueberzeugung eines jeden und behielt die seinige still für sich.

Auf einem einsamen Kirchhofe an der Brig — die schöne Gruft in Zell neben seiner ersten Frau bezog er nicht — ruht nun der Mann, der so heitere Tage gesehen und andern geschaffen hatte. Und wenn die Leute von Kirchdorf, Klengen und Marbach an seinem Grabe vorüberziehen, ahnt keines, daß hier der einst so hoch gefeierte Graf Magga ruht. Sie kannten ihn ja nur als den genügsamen Restaurateur und nicht als den genialen Erfinder und den berühmten Fastnachts-König von Zell am Harmersbach, drunten im lustigen Kinzigthal.

Aber hier ist er nahe am Vergessen-Werden. In meiner Knabenzeit sprach jung und alt von ihm, und er war thalauf thalab ein berühmter und gerühmter Mann. Heute wissen die Jungen nichts mehr von ihm, und die Alten müssen erst wieder an ihn erinnert werden; aber dann

sagen sie einstimmig: „Ah, der Graf Magga, der war ein freundlicher, fröhlicher, jedermann gefälliger Herr, der sich in alles schicken konnte und der im ganzen Kinzigthal unter Bürgern und Bauern keinen Feind hatte.“

Noch wenige Jahre und der Mann wäre unbeschrieen untergegangen wie schon Hunderttausende vor ihm in den Bergen des Kinzigthals. Und das hat er nicht verdient; drum hab' ich ihn hier „verewigt“, wenigstens für so lange, als das Holzstoff-Papier des 19. Jahrhunderts hält.

Wenn man nicht wüßte, welch' ein Fluch auf der Kultur liegt, und wie sie nicht bloß alle Nationen, mit denen sie in Berührung kommt, verzehrt, sondern auch die Bücher und Zeitungen, die sie druckt und in denen ihr am meisten gehuldigt wird — am Holzstoff-Papier allein könnte man's sehen.

Zum Kulturfortschritt gehört die Erfindung dieses elenden Papieres. Die kommenden Geschlechter aber werden diese neumodische Papiermacherei verfluchen. In hundert Jahren wird von unserer Literatur, soweit sie in Bibliotheken aufbewahrt ist, nur noch Sägmehl übrig sein.

Man baut also unsere Bibliothekpaläste für künftige Schutthaufen, da niemand, auch unsere Regierungen nicht, daran denkt, ein Gesetz zu machen, wonach das Holzpapier nur gebraucht werden darf für Liebesbriefe, Zahlungsbefehle und zum Einwickeln von Käse und Wurstwaaren. —

Manch' einer wird vielleicht sagen, der leichtsinnige Magga, welcher Fabrikherr von Zell geworden wäre, wenn er nicht seine Lustreise nach Paris gemacht hätte, verdiente es gar nicht, verewigt zu werden; es stirbt mancher zeitlebens brave Mann, und kein Mensch denkt daran, sein Leben zu schreiben.

Ich aber sage, zunächst fühle ich mich nicht berufen, die leichtsinnigen Streiche anderer Leute zu verurtheilen;

ich denke dabei stets an den sich seiner Bravheit rühmenden Pharisäer im Tempel als an ein abschreckendes Beispiel. Und dann, wer weiß, was andere Sterbliche für Dummheiten gemacht hätten, wenn sie vom Hafnerslehrling so rasch heraufgestiegen wären, wie der Graf Magga? Denken wir also an das bekannte Wort des Heilandes: „Nolite judicare — richtet nicht!“ Menschen, die in ungewöhnliche Verhältnisse kommen, verüble — ich wenigstens große Fehler viel weniger. Auf den Höhen des irdischen Lebens ebenso gut wie in seinen tiefsten Tiefen ist der Sterbliche nicht immer Herr seiner selbst.

Warum ich den Grafen Magga trotz seiner Fehler in mein Bauernblut aufgenommen, das geschah deßhalb, weil ich an ihm zeigen wollte, zu was allem ein Mensch befähigt sein kann — ohne Schule und Dressur, lediglich durch die Gaben der Mutter Natur. —

Das junge Weib des Eisenbahnrestaurateurs von Marbach nahm bald nach ihres greisen Mannes Tod einen jungen, verkaufte die stille Wirthschaft im Brigthal und kredenzt jetzt Bier an einem lustigen und bekannten Kurort des Schwarzwalds. Wenn sie aber vom Grafen Magga erzählt, weiß sie nichts zu sagen als: „Ich würd' meiner Lebtag keinen alten Mann mehr nehmen“ — und zeigt dadurch, daß sie ein „Wibervolk“ ist, das die geistigen Vorzüge ihres ersten Mannes nicht zu schätzen wußte. Doch eines müssen wir ihr zu gut halten: sie hat ihm einen schönen Grabstein setzen lassen auf dem Gottesacker zu Kirchdorf. Er trägt die Inschrift: „Hier ruht Franz Anton Schmieder, gestorben am 4. September 1891 in seinem 73. Lebensjahre. Er ruhe im Frieden.“

Vom Grafen Magga steht aber nichts darauf, drum soll der seinen Denkstein in diesem Buche gefunden haben.

Martin, der Knecht.

1.

Eines der einsamsten Schwarzwalddörfer, ebenso reizvoll gelegen, als wenig bekannt, ist das Bergdorf Oberbiederbach, zwei Stunden von Hasle. Es liegt fast auf der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz in einer Bergmulde versteckt, abseits der Heerstraße, die seit Jahrhunderten aus dem Elzthal über die „Herne" nach dem Kinzigthal führt.

Seine Bevölkerung ist rauh, wie der Boden, den sie bebaut. Große, starke Männer mit dem „Schwyzerbart" ihrer Ahnen, die nach dem dreißigjährigen Krieg aus der Schweiz zahlreich in diese damals verödeten Berge und Thäler zogen — und kräftige Wiber und Maidle, bis heute treu einer der reizendsten Trachten des Schwarzwalds, bewohnen in zerstreuten Gehöften die zahlreichen „Zinken" und Thälchen dieses waldigen Hochlandes. Viehzucht und ein wenig Ackerbau bilden ihre Beschäftigung und ihres Lebens Unterhalt.

Ueber den Berg treiben sie an jedem Markttag ihr Vieh zum Verkauf hinab ins Kinzigthal und nach Hasle. Die finstern, bärtigen Buren aus dem Biederbach waren mir, dem Knaben, nie so sympathisch, wie ihre glattrasirten Kollegen in meiner Heimath.

Es ist eigen. Ich bin ein Freund der Vollbärte, weil sie den Mann zieren und ihm seine Signatur geben. Und ich bedauere, daß die katholischen Geistlichen in Europa, wo herrschend gewordene französische Mode sie der Bärte beraubte, bartlos einhergehen, ein Privileg oder richtiger eine unfreiwillige Mode, die sie mit den Kellnern und Schauspielern theilen. Trotzdem sehe ich bärtige Bauern nicht gerne, kann mir's aber höchstens dadurch erklären, daß ich in meiner Knabenzeit allermeist nur rasirte Buren sah.

Die Burschen von Biederbach zogen damals gerne in unsere Gegend herüber als Knechte. Sie waren beliebt als tüchtige „Schäffer", aber gefürchtet als hitzig und rauflustig. Die Bauern und die andern Knechte des Thales nannten sie nur die „Ruh-Windigen", weil sie aus einer Gegend kamen, wo ein rauher, scharfer Wind weht, und sie selber rauh waren. Auch die „Ueberländer" wurden diese Landleute aus dem Elzthal von ihren Standesgenossen im Kinzigthal genannt.

Heute sind die Biederbacher Buren verschrieen als Prozeßkrämer, den vielen Advokaten in „Friburg" wohl bekannt. Die Burschen aber gelten heute noch als Leute, die wenig Spaß verstehen. Wenn sie drüben auf der Herne im einsamen Rößlewirthshaus Tanz haben, müssen die angrenzenden Kollegen aus den Gebirgshöfen von Hofstetten und Mühlenbach bescheiden auftreten, wenn sie im Frieden scheiden wollen.

Unter diesem Volke lebte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Bauersmann, Andreas Spitz, der aber allgemein den Namen „der Spaniol" trug, weil er den napoleonischen Feldzug in Spanien mitgemacht hatte. Heimgekehrt, erzählte er seinen Biederbachern viel von

dem südgluthigen Spanien, von seinem Wein und seinen Orangen, aber auch von den Kämpfen, welche er unter den Marschällen Massena, Soult und Mortier mitgemacht hatte, und sie horchten hoch auf die Biederbacher in ihren Tannen- und Föhrenwäldern und in ihrem friedlichen Bergdorfe, als der Andres so erzählte und sich so den Namen „der Spaniol" als Ehrennamen verdiente.

Er war eines Bauern Sohn aus dem Finsterbach, einem engen Thälchen, das von der Herne herabzieht und ihre Wasser zu Thal bringt. Spitzhof hieß das Gut und heißt es heute noch, weil die Bauernfamilie Spitz seit unvordenklichen Zeiten auf ihm haust.

Als nachgeborenem Sohne blieb dem Spaniol nichts anderes übrig, als sich ein Heim selbst zu gründen, und er kaufte in den zwanziger Jahren ein kleines Gut im Finsterbach, das flugs beim Volk den Namen „Spaniolengütle" erhielt und ihn behielt bis zum heutigen Tag.

Der alte Spaniol ist längst heimgegangen, hat das Gütchen seiner Tochter hinterlassen, ihrem Mann aber bis zur Stunde den Namen der „Spaniolen-Mathis".

So wird von Geschlecht zu Geschlecht stets ein Andenken an Napoleons spanische Kriegszüge und an die Knechtschaft, die Deutsche damals durch ihre Fürsten ihm leisten mußten, im einsamen Biederbach fortleben, wenn längst kein Mensch mehr was weiß von des Spitzburen Andres, dem ersten Spaniol. Dieser nun hatte einen Sohn, den Marte, den Helden unserer Erzählung und meinen Freund in den Tagen der Knabenzeit.

Der „Martis-Märkt" in Hasle, der anfangs November gehalten wird, ist der Jahrmarkt im mittlern Kinzigthal, an dem die „Völker", das heißt die Dienstboten: Knechte, Mägde, Hirtenbuben und Hirtenmaidle nach Hasle

kommen. Die Haslacher wissen das, und die Metzger richten mehr Bratwürste und die Bäcker mehr Wecken als an einem andern Markt. Denn die Hirten-Völker bekommen da die einzige städtische Bratwurst im Jahre, oft die erste im Leben, und auf die Wecken freuen sie sich schon im Sommer und Herbst, wenn sie einsam auf den Bergen in der Nähe der Heerden bei einander sitzen und vom Martis-Märkt reden.

Zwar macht jeder Bur, so oft er metzget, auch „Brotwürst“, aber nur für sich, den Fürsten im Hause oder für Besuche, die aus dem Städtle kommen; ein Hirtenbüble darf nicht einmal an des Buren Bratwürste „schmecken“ oder daran denken. Drum denkt er an die „uf 'm Martis-Märkt“, die servirt ihm eine schmucke Haslemer Kellnerin auf einem Porzellan-Teller, und diese Bratwurst macht ihn glücklicher als manchen Fürsten sein Thron.

Die Völker kommen aber zum Martis-Märkt nicht bloß der Bratwürste und Wecken halber, sondern auch noch aus einem viel wichtigern Grund, dem eigentlichen Anlaß des Marktganges. Und der ist das „Verdingen“. Am Martis-Märkt werden die „Völker“ frisch gedungen, sei es vom alten, sei es von einem neuen Herrn.

Im Frieden scheiden allermeist Buren und Völker, wenn eines des andern nicht mehr bedarf oder eines dem andern nicht mehr dienen will. Im politischen Leben geht's bekanntlich nicht so friedlich ab, wenn die Völker ihren Fürsten nicht mehr dienen wollen.

Der Hirte will Unterknecht, der Unterknecht Oberknecht werden; der eine hat bisher auf den Bergen gedient, jetzt will er auch einmal schauen, wie 's in den Thälern drunten hergeht. Aehnlich bei den Maidlen.

Von den Buren braucht der eine keine Hirtenvölker mehr, er hat „eigene Waare"; seine Buben und Maidle kommen „aus der Schul", können selbst hüten oder sind vom Hirten zum Knecht- und Magddienst herangewachsen.

So gibt es überall friedliche Veränderungen, die am Martis-Märkt ihre Lösung finden. Da wird „gedingt" und „verdingt", und jedes gedingte „Volk" und jedes „Völkle" [1]) erhält sein Haftgeld.

Am Abend gehen die Völker wieder in die seitherigen Dienste zurück, und erst am „Bündilistag", d. i. an Sankt Johann „zu Winächten" oder am „Bündilis-Märkt", der in Hasle am ersten Montag nach des Herrn Geburt abgehalten wird, werden die Bündel geschnürt und abermal nach dem Städtle gezogen und Bratwürste gegessen. Dann geht's auf den neuen „Platz".

Zwischen Weihnachten und Neujahr ist alle Tage Feiertag auf allen Höfen, und nur das Nothwendigste wird gearbeitet, damit der „Wechsel" und das „Bündeln" in aller Ruhe vor sich gehen kann.

Am Bündilistag wird der Jahreslohn ausbezahlt, denn ein ordentlicher Knecht und eine ordentliche Magd nehmen das ganze Jahr über keinen Kreuzer Lohn vom Buren bis auf diesen Tag; höchstens, weil sie alles früher Verdiente auf der Sparkasse haben, einige Mark, wenn sie einmal zu einer Hochzeit oder auf den Markt wollen.

Mehr und mehr aber reißt mit der „Kultur" jetzt die Mode ein, öfters Geld zu erheben beim Bur. Und jene Knechte, die gar jeden Sonntag ihren Wochenlohn verlangen, gehören sicher zu den lumpigen und haben, wenn's Jahr rum ist, keinen Pfennig im „Portmonä". Zu meiner Knabenzeit trugen die Knechte in einer getrockneten

[1]) Ein Hirtenbub oder Hirtenmaidle heißt „ein Völkle".

Schweinsblase Kronenthaler, heute im modernen Portmonä Zwanzigerle und Zehnerle. Und das haben mit ihrem Singen die Kultur und die Mode gethan. —

Im Jahre 1841 zog am Morgen des Martis-Märkts der Spaniol von Biederbach „vom ruhen Wind" her Hasle zu, neben ihm sein 14jähriger Sohn, der Marte. Mit ihnen andere „Ledige" und „Völker" und Buren aus der Frischnau, ab der Bachere und ab der Hochmunde, aus Yach, von Ober- und Unterwinden, und unter den letztern auch der „Strau-Toni" aus der „Eych", mein späterer Freund.

Der kam vom Martis-Märkt an jeden Winter-Markttag mit seinen „Strauschuhen" auf dem Rücken, große und kleine, schön eingefaßt mit rothen oder grünen Zeugstreifen — über den Berg nach Hasle. In meinem Vaterhaus trank er seinen Schnaps und aß sein Groschenlaible dazu. Ich aber durfte ihm alljährlich ein Paar Strohschuhe abkaufen, in denen man so leicht ging, wie auf Engelsflügeln, und die man ohne Schaden auch im Streit mit seinen Altersgenossen einem an den Kopf werfen konnte. Mich überkam, so oft ich ein Paar neue Strohschuhe erhielt, ein größeres Vergnügen, als wenn man mir heute Gold und Edelsteine schenkte. Selige Zeit, in der ein Paar Strohschuhe einen glücklich machen können!

Der Toni hatte ganze Legionen von Strohschuhen vorn und hinten über seine Schulter hinunterhängen und versah jung und alt im Städtle und die Wibervölker auf dem Land weithin mit seiner erwärmenden Waare.

Auf der Herne war der Strau-Toni an jenem Novembertag mit dem Spaniol zusammengekommen und fragte diesen alsbald: „Willst den Bua gewiß verdingen z' Hasle?"

„Jo," meinte der Gefragte, „i will schaue, daß ich ihn als Hirtebua zu einem Bur bring, damit er mir weg kommt von der Tischlad'."

„I weiß ihm a Platz," entgegnete der Mann aus Yach — „beim Dirhold im Welschbollenbach. Der het mi uf 'm letzte Märkt g'frogt, ob i kei Hirtebua us 'm Ueberland wüßt. Jetz gosch (gehst) zuem Becke-Philipp z' Hasle, dort het der Dirhold si Ikehr[1])."

Weiter unten bei Hofstetten kamen die ersten Buren aus dem Kinzigthal zu ihnen, die aus dem Salmersbach. Und vom „Schelmenrain" herab hinkte auf sie zu die interessante Persönlichkeit des „Stelzenschniders", in meiner Knabenzeit der in Hasle bekannteste und beliebteste Hofstetter.

Er war ein alter, ungemein lebhafter, kleiner Mann, in einem langen, blauen Tuchrock, mit einer großen Schildkappe von der gleichen Farbe und einem Stelzfuß. Ein Faun schaute aber unter seiner Kappe hervor und aus seinen winzigen, grauen Augen ein lebhafter Geist.

Sein Stelzfuß genirte ihn in gar nichts; er lief einem jeden zum Trotz und trug jeden Montag, den Gott vom Himmel gab, eine große Last Besen nach Hasle zum Verkauf.

Seitdem seine Buben selbständig schneidern konnten, überließ er es diesen, die Buren zu kleiden, machte Besen und Fausthandschuhe für den Export nach Hasle und vertrank regelmäßig, was er eingenommen hatte, am Markttag.

Außer seinen Waaren trug ihm sein böses Maul noch manchen Schoppen ein bei den Haslachern. Bei diesen verdiente sich der Stelzenschnider etwas mit seiner

[1]) Einkehr.

scharfen Zunge, anderswo hätte er Schläge bekommen. Der Stelzenschnider, Kasper war sein Geschlechts-Name, konnte so virtuosenmäßig schimpfen, daß die kuriosen Haslacher ihm Schnaps und Wein bezahlten unter der Bedingung, daß er ihnen „allen Spott und alle Schand" sage. Das that der Alte, die Haslacher freuten sich über des Schneiders Schimpf-Lexikon und bezahlten.

Regelmäßig trug der greise Faun sein Räuschchen heim, und wir Buben gaben ihm manchmal das Geleit zum Städtle hinaus, indem wir hinter ihm herliefen und riefen:

Der Stelzenschnider, der Stelzenschnider
Het si Möntigs-Rüschle wieder!

Wir bekamen so seine Schimpfereien billiger, als die alten Haslacher, aber wehe dem, den er erwischte. Und diese Gefahr war nicht klein, denn auf seinem Stelzen und mit Hilfe seines Steckens konnte er springen wie ein Junger.

Oft wenn ich in Hofstetten hause und seine malerisch am Schelmenrain gelegene Hütte betrachte, denke ich jetzt noch an ihn und seine und meine Tage in Althasle. —

Der Stelzenschnider, der alle Buren diesseits und jenseits der Berge kannte, wurde an jenem Morgen vom Spaniol auch gefragt nach dem Hirtenamt, das sein Marte im Welschbollenbach antreten sollte.

Er meinte: „Der alte Bur, der Dirhold, ist ein rechter Mann, aber der Junge, der den Hof eben übernommen hat, ist ein Kalb, grob und dumm dazu. Dem gäb' ich den nette, schwarze Bua nit, wenn ich Dich wär', Spaniol."

„Der Stelzschnider weiß über jeden ebbis (etwas)," gab jetzt, etwas gereizt, der Strau-Toni zurück.

Da wurde der Kasper vom Schelmenrain, ein hitziger Mann, teufelswild, blieb stehen, stützte sich auf seinen

Stock, um seinem Stelzfuß mehr Halt zu geben, und rief: „Was bigott! Du mainsch, i wüßt über jeden ebbis! Ueber Dich weiß ich nichts, als daß Du dümmer bist, als Dine Strau-Schuh uf Dim Buckel. Wohr isch's, daß der jung Dirhold a Kalb isch, und jetz mach', was Du witt (willst), Spaniol!"

Nach dieser Rede hüpfte der Stelzenschnider mit seinen Besen, über die noch ein Dutzend Handschuhe gebunden waren, davon und schloß sich einer weiter vorn marschirenden Gruppe von Marktbesuchern an.

Der Strau-Toni aber sprach leise zum Spaniol: „Loß den verruckte Schnider schwätze un folg' mir."

Die Ueberländer sind alle etwas mißtrauisch gegen die Kinzigthäler, weßhalb der Spaniol dem Toni folgte und nicht dem Schnider, der schon ins Kinzigthal gehörte.

Der Spaniol zahlte dem Toni für den guten Rath beim Becke-Philipp, meinem Vater, einen Schnaps, und am Mittag war der Marte ernannter Hirtenbub beim Dirhold mit einem Gulden Haftgeld in des Spaniolen Tasche und der Verheißung von 20 Gulden Lohn nebst „doppeltem Häs" [1]). Am Abend ging der Marte wieder mit seinem Vater heim in den Finsterbach bis zum Bündilistag.

Das Bündel eines Hirtenbuben auf dem Schwarzwald ist gleich gemacht. Ein Hemd und zwei Paar Strümpfe in ein Fazzinettli (Taschentuch) gebunden — das ist alles. Dazu einen Stecken in die Hand und von der Mutter ein Nister [2]) in die Tasche der Zwilchhosen. So verließ zu meiner Zeit ein Hirtenbub das Vaterhaus, und so auch der Marte des Spaniolen den Finsterbach.

In Hasle nahm ihn der Dirhold in Empfang; er durfte hinten aufs Wägele stehen, auf dem vornen der

1) Ein Anzug für Werktag und einer für Sonntag. 2) Rosenkranz.

alte Bur und die Büre saßen, und so ging's an der Kinzig hinunter und dem Gebirg und dem Welschbollenbach zu.

Der Welschbollenbach, wie das kleine, eine halbe Stunde nördlich von Hasle gelegene einsame Thälchen heißt, hat nur sechs Buren-Höfe, drei auf der Höhe und drei im Thale. Von denen im Thale war der versteckteste und finsterste der vom Dirhold. Unter uralten Nußbäumen verborgen, liegt er abseits der Straße am Abhang einer Bergmulde. Wer von ihm nichts weiß, sieht den alten Hof nicht, obwohl er in nächster Nähe vorbeigeht.

Vom Finsterbach in den Welschbollenbach kommen heißt zwar von einer Einsamkeit in die andere ziehen, und doch war es ein großer Unterschied. Wer vom Finsterbach heraufsteigt auf die nahe Herne und, wie die Biederbacher Hirten, im Herne-Fohrenwald sein Vieh hütet, der schaut ein Stück Himmel auf Erden.

Drum wird es dem jungen Spaniol nicht groß gefallen haben, als er, nachdem er den Winter über den Knechten hatte müssen dreschen und den Mägden Erdäpfel waschen helfen, im Frühjahr zum erstenmal mit des Buren Groß- und Kleinvieh „ausfuhr" und an den dunkeln Halden hin „krebsen" mußte, während droben auf der Herne die Hirtenbuben bequem in den „Pfriemen" [1]) lagen und hinaufschauten bis gen Basel und hinüber in die Vogesen.

Auch Nachbarshirten hatte er keine; diese hüteten alle droben auf den Höhen, und die Thalhöfe waren zu weit entfernt. Nur jauchzen hörte er bisweilen die andern Hirtenbuben und konnte wieder jauchzen, aber nicht mit ihnen reden und noch weniger Feuer machen, Geißelstöcke flechten und Pfeifen schneiden, wenn die Weiden unten am Bache im Saft waren.

[1]) Ginster.

Und über dem Berg drüben im Fischerbach waren die Hirten noch besser daran, sie waren noch „Schuoler", und zu ihnen kam damals der Heckenlehrer, der Kohmann, den ich in dem Buche „Aus meiner Jugendzeit" geschildert, und unterhielt sie zwischen „Busch und Hecken" mit den Elementen des menschlichen Wissens.

Von Herzen hat's mich gefreut, daß der Heckenlehrer, mein alter Freund, jetzt auch seinen Sänger gefunden[1]) hat. Ich will meinen Lesern das köstliche Lied, das ihn besingt, nicht vorenthalten:

Hoch wintert der Schnee und hoch sommert der Klee,
Stolz hin will zur Höhe — das A b c.

Hochauf in des Heckenlehrers Gehirn
Erklimmt es die Almen, die Alpenfirn.

Der Heckenlehrer, das merkt man ihm an,
Halb Schulfuchs, halb Bettler, ist ganz doch ein Mann.

Der Bauer, der denkt: „Dumme Leute hat's genug,
Der Heckenlehrer macht meine Buben mir klug."

„Die hüten mein Vieh und dem thut es nicht weh,
So der Hirtenbub' lernt was vom A b c."

„Vier Spezies braucht er. Was mehr, das ist Dunst.
Kommt, Heckenlehrer, schlaft Nachts an der ‚Kunst'."

„Und nehmt nach der Frühsupp ein Viertele Wein . . .
Wie grünen und duften die Wiesen im Mai'n."

Ja, hätt' nur der Sepp nicht die Liberat gern
Und wär von der Lene ihr Kaspar nicht fern.

Hinhockt sich zum Meister barfüßig der Bu,
Großäugig verwundert anstiert sie die Kuh.

---

[1]) Georg von Oertzen in seinen tief lyrischen Dichtungen „Auf Schwarzwaldwegen".

Das Glöcklein am Hals ihr, es läutet fein hell ...
Was lugt nur sell Maidle dorther über'n Quell?

So scheu und so schämig, wie's Röslein am Strauch:
„Herr Lehrer, ein Brieflein" ... Ei, lehrt er das auch?

Die Kultur hat die Heckenlehrerei längst vertrieben und jetzt auch noch, wie ich anderwärts schon geklagt, die meisten Hirtenbuben von den Bergen, weil die kultivirte Landwirthschaft gegen das Weiden predigt und viele Bauern dieser Predigt glauben, trotzdem sie von Jahr zu Jahr mehr über Verarmung klagen. —

Kinder vom Land bekommen meist nur Heimweh in den Städten. Wenn man sie auf den gleichen Boden verpflanzt, auf dem sie geboren und aufgewachsen sind, und nicht Hunger leiden läßt, gewöhnen sie sich alsbald an, wie daheim. So auch die Hirtenbuben. Wenn sie am Maien-Markt nur nach Hasle dürfen, um Glocken für ihr Vieh zu kaufen, und am Pfingsttag zum Glockenfest, sind sie zufrieden. So wäre auch der Marte trotz allem zufrieden gewesen, wäre der junge Bur nicht gar so grob mit seinen Leuten umgegangen.

Wenn der Mensch seine Lage verbessern kann, thut er's überall, selbst im Hirtenleben. Und als am nächsten Martis-Märkt der „Epplisbur" von Fischerbach einen Hirtenbuben suchte, verdingte sich der Marte diesem. Der junge Bur im Welschbollenbach hatte aber nicht mehr lange Hirtenknaben. Bald wurde ihm der Hof verkauft, und er suchte sein Heil in Amerika. —

Der Marte kam nun aus dem Fegfeuer des Welschbollenbachs ins Paradies des Epplinsbergs. Dieser kann sich wohl messen mit der Herne in herrlicher Fernsicht; ja, er übertrifft diese noch auf dem „Schornfelsen", der zunächst über

dem Hofe liegt, und wo gerade die Heerde des Epplisburs ihr Weidegebiet hatte.

Jetzt sah der Marte hinüber, weit hinüber auf die Höhen bei Biederbach, sah das weißschimmernde Wirthshaus zum Rößle auf der Herne, wo die Biederbacher an Sonntagen trinken und tanzen.

Und der Epplisbur war ein lustiger Mann. Er konnte den ganzen Tag lachen, wenn er am Morgen ordentlich „Chriesewasser" getrunken hatte, und in meines Vaters Wirthsstube lachte er an Markttagen oft bis zum späten Abend. Und dann saß er erst noch z' Willer „im Schloß" und trank eins bis tief in die Nacht hinein. Daß er noch durch den „dachgähen", steilen Kirchenwald heim mußte, genirte ihn gar nicht. Sein Rößlein zog ihn den Wald hinauf, am „Geistacker" vorüber, bis vor den Hof. Der Bur konnte auf dem ganzen Weg ruhig schlafen, das Rößlein blieb, daheim angekommen, stehen, und der Hund gab nicht laut, weil er wußte, wer kam, und der Epplisbur schlief so oft noch den Schlaf des Gerechten im „Wägele" weiter, bis die Morgensonne über den Schornfelsen hereinkam, es im Hause lebendig wurde und der Hirtenbub ausfuhr.

Er war aber auch ein höflicher Mann, dieser Bur. Das erste Haus auf dem Williger Schloßberg, zu dem er kam vom Epplinsberg her durch den Kirchenwald, ist das Schulhaus. Stund nun gerade die Lehrerin, die Frau meines heutigen Vorlesers, des Oberlehrers Götz, unter der Hausthüre, so grüßte er sie stets mit den Worten: „Guate Morge, Herr Lehrerin".

Und Gastfreundschaft kannte er nicht minder, denn Höflichkeit. Die Haslacher, so im Frühjahr und Sommer vom Thal heraufstiegen, um von dem Schornfelsen aus

hinab zu sehen aufs Straßburger Münster und über Berge und Thäler, hielten ihre Einkehr beim Epplisbur.

Das muß man meinen Haslachern lassen. Sie waren zu aller Zeit Idealisten und sind es geblieben. Drum ist der Gott unserer Zeit, der Mammon, auch nie heimisch in Hasle gewesen.

Vor fünfzig Jahren noch dachten nicht einmal Studenten daran, Bergtouren auszuführen. Während meiner Studienzeit in Freiburg fiel es keinem Studio ein, den Feldberg oder den Schauinsland zu besteigen. Ich kannte keinen, der dort oben war, und wurde ein alter Mann, ehe ich dahin kam. In Hasle aber wanderte schon vor einem halben Jahrhundert zur Frühjahrs- und Sommerszeit an Sonntagen vor oder nach dem Gottesdienst jung und alt, Weiblein und Männlein, in die Berge. Da wurden Maikuren in den Helgenberg, Wanderungen auf die Schanz, auf den Schornfelsen, zu's Sandhasen-Hütte und zum heiligen Brunnen gemacht und Lebensluft geholt aus dem Anschauen der Natur.

Auf der Schanz ward beim „Wendel" eingekehrt, auf dem Schornfelsen beim Epplisbur und von's Sandhasen Hütte weg bei den Buren im Bärenbach. Ueberall waren die lustigen Haslacher willkommen, und „Chriesewasser" und Speck gab's in Hülle und Fülle.

Freilich waren die alten Buren gastfreundlicher als die jungen. Die letzteren sind theils ärmer, theils trinken sie den Schnaps zu gerne allein.

Das ist ein Mißstand, der „wîß Wî", wie der Schnaps auch heißt, in manchem Bauernhof des Kinzigthals. Und manch' ein Bauer sammt dem Hof geht unter im Schnaps. Das war früher nicht so. Aber die Genußsucht liegt in der heutigen Luft und kommt wie die

Influenza in alle Berge und Thäler, und da die Bauern meist weder Wein noch Bier im Keller haben, so trinken sie eben den Schnaps oder fahren und laufen auch unter der Woche dem Städtle zu und trinken eins.

An der gefährlichen Luft aber, die auch den Bauernstand zu ruiniren droht, nicht bloß durch's Trinken, sondern durch die wachsende Genußsucht überhaupt, ist niemand anders schuld als die liebe Kultur.

Sie hat die Eisenbahnen gebracht, und mit diesen erschienen Händler und Hausirer aus allen Gegenden. Schnapsreisende kamen das Land herauf und auch zu den Buren im Kinzigthal, riethen ihnen, das gute Kirschenwasser zu verkaufen und von ihnen billigen Fruchtschnaps zu kaufen. Sie könnten mehr trinken, und es bliebe ihnen noch Geld in der Tasche. So wurden die Buren in manchen Dörfern Schnapstrinker und vertranken Hab' und Gut.

Dazu lesen die Leute vom Land in den Zeitungen, die ihre Väter und Großväter kaum dem Namen nach kannten, wie die Menschen in den Städten überall so lustig sind und so viele Feste feiern. Es kommen ferner viel mehr junge Burschen als früher zu den Soldaten. Diese lernen außerhalb der Kaserne das neumodische Leben kennen und trennen sich, heimgekommen, nur schwer davon. Sie wandern drum als Buren auch gerne unter der Woche ins Städtle — zum Bier. Andere, die es nicht zu Buren bringen, ziehen lieber ganz in die Stadt, wo es lustiger hergeht, heirathen und werden armselige Taglöhner und Fabrikarbeiter, statt wohlversorgte, ledige Oberknechte zu bleiben.

Die letztere Thatsache ist die schlimmste und hängt ebenfalls mit der allgemeinen Genußsucht zusammen.

Die Bearbeitung des Bodens ist nicht bloß ein Stief-

kind unserer Kultur, die tausend Schritte macht für die Industrie, ihre Lieblingstochter, bis sie einen macht für die Landwirthschaft; sie entzieht dieser auch die nöthigen Arbeiter und stempelt diese zu elenden Kulturmenschen, zu Stadt-Proletariern und Fabriksklaven.

„Die Menschen," sagt sehr richtig Max Nordau in seinen ‚konventionellen Lügen der Menschheit', „sehen nicht ein, daß sie zu Grunde gehen, wenn sie sich von der Scholle losreißen, daß nur der Bauer sich ununterbrochen fortpflanzt, gesund und stark bleibt, während die Stadt ihren Bewohnern das Mark ausdörrt, sie siech macht, sie nach zwei oder drei Generationen ausrottet, so daß alle Städte in hundert Jahren Kirchhöfe wären, wenn die Todten nicht durch Einwanderung von den Feldern her ersetzt würden. Und doch bestehen die Leute darauf, den Acker zu verlassen und in die Stadt zu wandern, sich vom Leben loszureißen und den Tod zu umarmen."

Aber die Kultur zieht die Menschen nicht bloß in die Städte, um sie hier krank, siech und unglücklich zu machen, sie kommt auch von Jahr zu Jahr mit Hilfe des modernen Staates und seiner Kulturmanie mehr und mehr aufs Land und greift die Buren auf der eigenen Scholle an, und das ist noch schlimmer.

Ich bin mit Leib und Seele Agrarier, aber nicht im Sinne der norddeutschen Rittergutsbesitzer. Wenn ich's machen könnte, würde ich denen gegen entsprechende Entschädigung ihre Latifundien nehmen und sie an ihre Taglöhner vertheilen; denn der Großgrundbesitz ist fast so schädlich als die Industrie, nur daß seine Sklaven noch bessere Luft und besseres Licht haben, weil sie auf dem freien Felde arbeiten.

Agrarier bin ich in dem Sinne, daß ich sage — auf

dem Acker (lateinisch ager) und im Acker, auf der Scholle und in der Scholle ruht das Leben und das Heil der Menschheit. Bei der Mutter Natur, da wohnen Glück und Friede, so weit sie hienieden zu wohnen pflegen.

Unsere Nationalökonomen und Staatsmänner sehen im Handel und in der Industrie das Heil der Völker. Handel und Industrie aber haben das Großkapital geschaffen, den Fluch unseres Jahrhunderts, und Millionäre gemacht, wie noch keine Zeit der Menschheit sie sah. Beide haben die Menschheit verdorben durch Herbeischaffung und Produzirung immer neuer Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, und die Industrie hat uns dazu noch die soziale Revolution auf den Hals geladen durch das Arbeiter-Proletariat, an dem sie allein schuld ist.

Würden all' die Menschen, die in Fabriken arbeiten, auf dem Lande leben und in der Landwirthschaft helfen, sie wären zufriedene Menschen und hätten Brod und Milch und Fleisch zur Genüge, während sie jetzt in den Großstädten vielfach am Hungertuch nagen und unsere Landwirthschaft darniederliegt aus Mangel an Arbeitskräften.

Alle Erfindungen, alle Maschinen haben keinen Werth für die Landwirthschaft, sie sind nur Nothbehelfe für den Mangel an Händearbeit. So wie alles von Hand Gemachte, auch in Handwerk und Kunst, mehr werth ist, als die Arbeit der Maschinen, so gedeiht die Landwirthschaft am besten, je mehr sie das Feld bearbeitet mit der Hacke und mit der Schaufel, d. i. mit den Händen.

In Indien und China, wo sie Arbeiter in Hülle und Fülle hat, ist bekanntlich die Bodenkultur am höchsten und ergiebigsten. Und die Bodenkultur ist die einzige Kulturart, die den Menschen zum Segen gereicht.

Schon im Paradies und nach der Vertreibung aus demselben hat der Schöpfer die Menschen auf das Bebauen der Erde verwiesen und nicht auf die Errichtung von Fabriken, Handelshäusern oder gar von Universitäten.

Und wenn man das Geld, so die Menschen unserer Tage in Europa für Soldaten, für Bildung und sogenannte Kultur, für neue See- und Handelswege ausgeben, für die Landwirthschaft verwenden und die Freizügigkeit vom Land in die Städte beschränken würde, könnte man Felsgestein, Seen und Einöden urbar machen, und wenn der Boden mit Schuhnägeln beschlagen wäre, er müßte Brod bringen. Brod ist aber die Mutter aller Kultur, weil es die erste und nothwendigste Frage löst, die Magenfrage.

Wenn einst der Pflug wieder über unsere Städte geht, diese Brutstätten der Kultur, der Industrie und des Elendes, und die Menschen zwischen ihren Trümmern Gaisen und Schafe hüten, werden sie, deß bin ich gewiß, weit glücklicher sein, als heute, wo unsere Professoren triumphirend von der Höhe der Bildung und dem Steigen des nationalen Wohlstandes reden, während Millionen unzufriedener Armen nach Brod und Genuß schreien.

Unsere vom Kultur- und Stadtleben blasirte Menschheit fühlt es, vermöge eines natürlichen Instinktes, wo das Glück noch zu suchen ist. Drum eilt sie in hellen Haufen allsommerlich hinaus aus den Städten aufs Land zur Mutter Natur — um sich zu erholen von all' den schädigenden Kulturgenüssen des Stadtlebens.

Es geht diesen Leuten wie dem geistvollen Jean Jacques Rousseau, der nicht so lange vor der Revolution schrieb: „Ich war der Salons, der Wasserspiele, der Haine, der Gärten und ihrer Besitzer so überdrüssig, und ich war so über-

häuft mit Broschüren, Klavierspiel, L'Hombre, Karten, dummen Witzen, faden Zierereien, Märchenerzählern und großen Soupers, daß ich — wenn ich mir eine einfache, armselige Hecke, einen Dornbusch, eine Wiese oder eine Scheune betrachtete, oder wenn ich, ein Dorf durchwandernd, den Geruch einer guten Omelette einathmete — alle Schminken, Toiletten und Parfüms zum Teufel wünschte, mich nach Hausmannskost und gewöhnlichem Wein sehnte und die Herren, die mir zur Zeit des Abendessens zu diniren und zur Zeit des Schlafengehens zu soupiren gaben, gerne durchgeprügelt hätte."

Drum hat er Recht, dieser Rousseau, wenn er sagt, „die Kultur sei schlecht und ihre Resultate seien Auswüchse und Gifte." — —

Bald hätte ich vor lauter Kulturkampf — der wahre Kulturkampf wäre, die Hyperkultur unserer Zeit zu bekämpfen — den Hirtenjungen Marte am Schornfelsen vergessen, von dem er selig, singend und jauchzend, hinabschaut aufs Straßburger Münster.

Er gehörte jetzt in das Gebiet, in dem der Heckenlehrer seines Amtes waltete, aber zum Marte kam er nicht, denn dieser war „aus der Schule", und der Heckenlehrer unterrichtete nur die schulpflichtigen Hirtenknaben und Hirtenmaidle, damit sie nicht hinauslaufen mußten in die Dorfschule von Willer und so ihren Hirtenpflichten entzogen wurden.

An der Grenze seines Weidbezirks kam der Marte aber mit zwei Hirtenbuben vom obern Welschbollenbach und vom Entersbach zusammen, mit denen vom Barbarast und vom Eckerhof, und von ersterem erfuhr er, daß sein Bur am nächsten Bündilis-Tag einen Unterknecht suche.

Daraufhin meldete sich der Marte beim „Barbaraster“, und schon vor dem Martis-Märkt war er gedungen.

Wir kennen den Barbarast aus früheren Erzählungen. Jetzt war der Marte auf dem vornehmsten Hof der Gegend, sein Besitzer trug den Namen „der Fürst“, und einem Fürsten dienen zu dürfen, haben viele, größere Leute als des Spaniolen Marte von Biederbach zu allen Zeiten für eine Ehre gehalten. Ich gar für meine Person wollte, wenn ich dienen müßte, lieber der Unterknecht eines Bauernfürsten, als der Kammerdiener eines regierenden Fürsten sein, lediglich wegen der größeren persönlichen Freiheit und wegen der kleineren Komplimente.

Ein Bauernfürst im Schwarzwald steht al pari mit seinen Knechten, vorab in der Hauptsache, in der Arbeit. Ja, die wichtigsten Arbeiten verrichtet der Bur allein, so das Säen und das Füttern des Viehs — und bei der schwersten, beim Mähen, Rütti-Brennen und z' Ackerfahren steht er vorn dran.

Das ist das Schöne in einem richtigen, kleinen Bauernstaat, daß die Obern in der Arbeit mit dem guten Beispiel vorangehen. So stehen Oberknechte und Obermägde am Morgen zuerst auf, und dann kommt erst der Unterknecht und die Untermagd, und ähnlich bei der Arbeit, die härtere verüben die Obern und die leichtere die Untern.

In unserm Staatsleben und in der Beamtenwelt ist in der Regel das Umgekehrte der Fall.

Ein Unterknecht beim Fürsten auf dem Barbarast hatte auch deßhalb einen bevorzugten Platz vor andern seinesgleichen, weil er ein Privilegium ausüben durfte, dessen sich sonst nur die Oberknechte erfreuten. Er durfte Schafe halten, d. h. unentgeltlich solche beim Bur weiden lassen, was, wie wir gleich sehen werden, ein großes Benefiz war.

Drum blieb der Marte auch beim Barbaraster, bis ihm, früher als üblich, ein Posten als Oberknecht aufging; da zog er, nach zwei Jahren, eine halbe Stunde auf der Höhe westwärts und kam als Oberknecht auf den Dierlisberg.

Hier beginnt Marte's großes Leben und unsere beiderseitige Bekanntschaft.

2.

Der Dierlisberg hatte in meiner Knabenzeit bei mir den hellsten Klang unter allen Bauernhöfen im Kinzigthal. Er war der einzige Hof in der ganzen Gegend, auf welchem Kastanien wuchsen. Wein wächst noch überall an den untersten Gehängen des Gebirgs am rechten Kinzigufer, aber Kastanien brachte nur der hoch oben an einer sonnigen Bergwand gelegene, im Thale weithin sichtbare Dierlisberg hervor.

Wir Buben kauften im Spätjahr die „Kesten" „viertelsmäßlewis" bei der alten Pfränglerin oder beim Biremadel unter dem Rathhaus. Und wenn einer von uns einen Hosensack voller Kesten sein eigen nannte, war er glücklicher als heutzutag jeder König.

Der Dierlisbur aber brachte, und das machte ihn uns zum Kastanien-Krösus, diese Maroni des Schwarzwalds in großen Säcken voll zu Markt, stellte sie in meines Vaters Hausgang auf, und es kamen dann meist Händler aus dem „Schwobeland" und kauften die Waare.

Wenn der Bur, Wendel war sein Vorname, mir einige Hände voll schenkte und unsere Magd, die Luitgard, sie mir kochte, da hatte ich Hochzeit. Einmal lud mich der Dierlisbur gar ein, auf seinen Hof zu

kommen, dort könnt' ich Kesten auflesen, so viel ich wollte. Doch ehe ich dieser Einladung folgen konnte, starb der Bur im Oktober 1848 und hinterließ seiner Frau, der Theres, zwei unmündige Kinder, einen großen Schuldenstand, aber einen tüchtigen, jungen Oberknecht, den Marte.

Fortan führte dieser mit dem Fuchs, der mehr denn dreißig Jahre lang auf dem Dierlisberg diente, die Büre und die Kesten uf Hasle, und wir beide wurden gut, sehr gut Freund.

Der Marte war ein hochgewachsener, blasser, junger Mensch mit schwarzen Haaren, ein ächter Spaniol, dabei ernst, still und friedlich geartet. Ich half ihm aus- und einspannen, führte den Fuchs an den „Rohrbrunnen", und der Marte versprach mir dafür nicht bloß Kesten, wenn ich auf den Dierlisberg komme, sondern stellte mir eine noch viel größere, dauernde Freude in Aussicht.

In früheren Jahren, d. h. zu meiner Bubenzeit, wo das Hirtenleben noch im Flor war und namentlich jeder Bauer noch eine Heerde Schafe hielt, gehörte es, wie ich oben schon angedeutet, zu dem am Martis-Märkt ausbedungenen Vorrecht eines Oberknechts, eine Anzahl eigener Schafe bei des Buren Heerde laufen zu lassen.

Diese billige Schafzucht war die Remuneration des ersten Ministers auf dem Hofe und trug diesem alljährlich ein schön Stück Geld ein.

So hatte auch der Marte, welcher nach des Wendels Tod nicht bloß als Oberknecht, sondern als vielvermögender Reichskanzler auf dem Dierlisberg amtete, eigene junge und alte Schafe. Und weil er, der gerade zehn Jahr älter war denn ich, mir wohl wollte, machte er mir eines Tages folgenden Vorschlag:

„Heiner, schwäz' Du mit Deinem Vater und sag' ihm, ich

wolle Dir ein junges Mutterschaf verkaufen um einen Gulden. Das bringt Dir im nächsten Frühjahr Junge. Dann hast Du im Sommer schon drei Stück Vieh laufen auf dem Dierlisberg und bekommst Wolle zu Strümpfen. Und wenn die jungen Schafe groß sind, verkaufst das alte an den Metzger für 6—8 Gulden. So wächst Dir im Schlaf alles ans Geld auf dem Dierlisberg, und Du kannst hie und da hinaufkommen und Deine Freude haben, wenn Du siehst, wie die Schafe gedeihen."

Wenn mir heute ein Millionär in die Stube käme und mich aus freien Stücken zum Theilnehmer an all' seinen Staatspapieren, Fabriken und Landgütern ernennen wollte, ohne daß ich irgend etwas dagegen zu leisten hätte, er würde millionenmal weniger Freude und freudige Gefühle in mir wach rufen können, als in jener Stunde Martin, der Knecht vom Dierlisberg.

Ich sah den Kinderhimmel voller Schäfle und zwischen mir und dem goldenen Vließ, das der Marte mir verkaufen wollte, lag nur eine schwere Wolke — der Gulden, den ich für das Mutterschaf erlegen sollte.

Ein Knabe — und es ist dies auch ein Zeichen der Zeit, aber kein gutes — erhält heute von seinem Vater, wenn der kein armer Mann ist, leichter zwanzig Mark, als unsereiner vor fünfzig Jahren nur eine einzige.

Mit Hilfe der Mutter gelang der Schafhandel zwischen dem Marte und dem Vater zu meinen Gunsten. Schon am folgenden Tage nahm ich den Weg unter die Füße und zog dem Dierlisberg zu, das Schaf zu besehen und dem Marte den Gulden zu bringen.

Es ist ein beschwerlicher Marsch von Hasle auf den Dierlisberg, der auf einer steilen Berghalde, fast am

Kamm des Gebirges liegt. Als ich auf dem „Heizenberg" angelangt war, gab mir der „Heizenbur", welcher eben unter dem Strohdach seine „Sägets" dengelte, eines seiner „kleinen Völker", einen seiner Buben mit, der mir den Weg zeigte bergauf bis zum Dierlisberg, wo Freund Marte und die Büre mich empfingen wie einen Herrn und mich ebenso gastirten.

Dann geleitete mich der Marte noch höher hinauf, auf die Eck, wo der Sohn der Büre, der Klaus, in meinem Alter stehend, das Vieh hütete, und wo ich mein Schaf sah, dem der Marte alsbald zu meiner großen Freude mit „Röthel" ein H auf die Wolle zeichnete, um es von den andern als mein Eigenthum zu unterscheiden. Ich war stolz wie ein König auf mein Besitzthum. Unterwegs hatte mir der Marte auch die „Kestenbäume" gezeigt, die ersten, die ich im Leben sah.

Ehrlicher als Jakob dem Laban hütete mir der Marte mein Schaf und seine Nachkommenschaft; er brachte meiner Mutter die Wolle von der Schur und verkaufte die alten Thiere, wenn die jungen groß waren, im Einverständniß mit meinem Vater, der auch das Geld nahm. Aber was lag mir am Geld, wenn ich nur die kleine Heerde auf dem Dierlisberg mein eigen nennen und von Zeit zu Zeit besuchen durfte.

In diesen Tagen wurde der Marte, kaum einige zwanzig Jahre alt, Alleinherrscher auf dem Dierlisberg. Die Büre-Regentin wurde geisteskrank und kam nach Illenau. Sie war drüben auf der ihrem Hof entgegengesetzten Bergwand zu Haus, „im Gritt" (Gereuth). Jene Bergwand gehörte einst auch zum Dierlisberg, wurde aber später ein eigen Gut für die Secundogenitur des Stammhofes.

In diesem schauerlich einsamen Gritt, wo die Sonne nur am Abend und der Mond nur am Morgen hinschauen, war der Wahnsinn daheim. Kurz vor der Büre auf dem Dierlisberg hatte er schon ihren Bruder erfaßt, den Gritt-Klaus, und der erschlug in dieser Umnachtung drunten im Dorf einen kleinen Knaben, der ihm zufällig in den Weg kam.

Bald darauf ward die Büre selbst von der Krankheit ergriffen, und der Marte mußte allein schalten und walten und helfen und sorgen auf dem Dierlisberg. Und er gebrauchte seine Alleinherrschaft nur zum Segen der heimgesuchten Familie.

Eine Büre, die als Wittwe einen Hof regiert, hat mehr zu sagen in diesem Regiment, als eine Königin von England, deren Minister regieren und denen das Parlament diktirt. Die Knechte und Mägde einer regierenden Hofbüre müssen in allem nach dem Willen derselben gehen; sie kommandirt, und die Ministerien in Feld und Stall folgen.

So kam der Marte an ein ungewohntes Ruder, aber er führte es tapfer, wehrte den Schulden, sorgte für Haus und Hof und zahlte die Krankenkosten für die geisteskranke Büre.

Kaum war diese wieder geheilt und daheim, so kam neues Unglück über den Dierlisberg. Der Hof brannte eines Tages im Jahre 1854 bis auf den Grund nieder. Nicht einmal das Vieh konnte gerettet werden — nur der Fuchs kam davon. Jetzt stund die kleine, grelläugige, sonst unverzagte Büre jammernd und wehklagend mit ihren Kindern vor dem Grabe ihrer Habe, die nicht versichert war, und niemand konnte wissen, welchen Augenblick ihr Wahnsinn wieder losbräche ob des Unglücks.

Da war abermals der junge Spaniol von Biederbach der Retter. Er ermuthigt die Weinenden, richtet mit beredten Worten ihre Hoffnung auf und handelt demgemäß. Er eilt in der Nachbarschaft von Hof zu Hof, bittet um Holz zum Aufbau und um Zugvieh zum Herführen des Baumaterials. Nirgends thut er eine Fehlbitte, und nach Jahr und Tag steht ein neuer Hof da. Aber das Haus ist leer, ohne Vieh und ohne Geräthschaften. Das letzte Geld und den letzten Kredit hat der Bau erschöpft.

Jetzt geht der Marte unverzagt hinab ins Thal, wo die Sparkasse z' Hasle den Schatz birgt, den er sich zurückgelegt von den Tagen eines Hirtenbuben an. Er hebt diesen Schatz, übergibt ihn der Büre und sagt: „Da habt Ihr mein Vermögen. Kauft zwei Kühe, und was Ihr sonst ins Haus braucht. Wenn Ihr wieder bei Mitteln seid, gebt Ihr mir's wieder. Und jetzt mach' ich Euch wieder den Knecht, und wir fangen in Gottes Namen von neuem an."

Ueberall erzählte die heimgesuchte Frau Marte's Großthat, und alles lobte den braven Knecht auf dem Dierlisberg, ohne welchen der Familie des Buren nimmer zu helfen gewesen wäre.

Mit neuer Kraft ging der Gelobte an die Arbeit. Es kamen bessere Jahre, und bald waren wieder hinreichend Ochsen und Rinder bei den Kühen im Stalle, Schafe weideten wieder auf der Dierlisberger Eck, Schweine grunzten in den Ställen, und der Marte fuhr mit dem Fuchs nach Hasle mit Frucht, Aepfeln, Birnen und Kesten. Ich spannte ihm aber nimmer aus in jenen Tagen der mittlern fünfziger Jahre; denn ich war in

Rastatt und lebte das Leben eines schwer mit dem Studium kämpfenden Studentleins.

Aber auch die Büre war nicht undankbar dem Fleiß und dem Edelmuth ihres Knechtes gegenüber, der nun seit mehr denn zwölf Jahren Hab' und Gut hatte retten helfen. Sie beschloß im Jahre 1857 ihren Thron mit ihm zu theilen und bot ihm unter Billigung aller Nachbarn ihre etwas alte Hand an. Der noch junge Mann nahm sie an und ward jetzt Bur auf dem Dierlisberg.

Was er als Knecht gewesen, blieb er als Herr, still, fleißig, bescheiden.

Kaum Bur geworden, entdeckte er auf seinem Hof noch eine „Goldgrube".

Da kam seit Jahren den Berg herauf der „klein' Neumaierle" vulgo Duppele, ein Fuhrmann von Hasle, der Sohn des in meinen „Wilden Kirschen" genannten „wüsten Neumaiers". Er suchte auf dem Dierlisberg und andern Bergen der Gegend Schwerspath, der in Findlingen zerstreut bald da bald dort sich zeigte, und den er für gutes Geld in die Steingutfabriken Hornberg und Zell verkaufte.

Der Marte hatte Jahr und Tag schon dem Duppele zugeschaut, wie er Steine zusammenlas auf der Halde über dem Hof, und hatte auch von diesem Steinsucher oft gehört, in den genannten Fabriken seien die Steine vom Dierlisberg die beliebtesten, weil die feinkörnigsten.

Da schloß der Marte nach einigem Nachdenken, wo einzelne Steine über der Erde lägen, müßten noch größere Kameraden unter der Erde sein, weil die erstern unmöglich durch die Luft auf den Dierlisberg geflogen sein könnten.

Und der Bur fing an in seiner Berghalde bald da bald dort zu schürfen und zu muthen, bis er einen ganzen, gewaltigen Klotz von Schwerspath entdeckte.

Jetzt wurde des Spaniolen Sohn aus dem Finsterbach noch Bergmann. Er sprengte in den von landwirthschaftlichen Arbeiten freien Stunden Schwerspath und nahm dafür Geld ein. Sein kleines Vermögen, das er einst von der Sparkasse geholt, lag bald mehr als verzehnfacht wieder dort.

Noch einmal ward die Büre von der ererbten Krankheit ergriffen und mußte abermals in die Irrenanstalt verbracht werden.

Das Uebel, welches auf dem Gritt daheim war, lebt heute noch in Sprößlingen der Familie. Ein Sohn eines zweiten Bruders der Dierlisbüre, des in Hasle wohlbekannten Grittsepps, ist seit Jahren in der gleichen Anstalt, die zweimal seines Vaters Schwester beherbergte.

Drum hab' ich schon oft gesagt, neunzig Prozent aller unserer körperlichen und geistigen Eigenschaften bringen wir Menschen aus den Windeln mit, d. h. als Erbstück.

Der Grittsepp, einst Besitzer des Grittguts, bis es ihm sein Gläubiger, der „Malefiz-Apotheker" Schulz von Lahr, anno 1848 versteigern ließ, wohnte viele, viele Jahre in Hasle als Taglöhner. Er hatte die gleichen grellen Augen, wie seine Schwester, und diese glühten unheimlich, wenn ihr Besitzer hinter dem Glas in meines Vaters Stube saß und auf den Apotheker zu sprechen kam, der ihn hatte verganten lassen.

Der Grittsepp taglöhnerte anfangs der fünfziger Jahre auch oft bei uns, und ich leistete ihm Gesellschaft,

d. h. ich warf die Mahden auseinander, die er mit seiner Sense hingelegt hatte. Der Sepp war schon seit Morgengrauen draußen auf dem „Brühl" und mähte. Ich brachte ihm das „Nünibrod", und da war sein erstes Fragen: „Waisch Du nit, was Di Muotter z' Mittag kocht? Wenn's nur keine Wasserschnitten gibt." Ich und der Grittsepp hatten beide die gleiche Antipathie gegen „Wasserschnitten" und die gleiche Vorliebe für „Küchle".

Wasserschnitten sind ein Haslacher Bäckeressen. Bei der großen Legion von Bäckern, die zu allen Zeiten im Städtle an der Kinzig ihr kümmerliches Dasein fristete, bleibt viel Brod liegen und wird „altbache". Die Bäckerfrauen schneiden es dann in dünne Scheiben, tunken diese in einen Mehlteig, sieden diese Tunken in kochendem Wasser und schmelzen sie schließlich ab — als ein Hauptgericht für Mittag.

Mir waren diese allwöchentlich ein oder zweimal servirten Wasserschnitten ein Greuel und dem Grittsepp auch. Und regelmäßig, wenn wir im Feld oder auf der Matte beisammen waren, hub er von ihnen zu erzählen an, wobei er äußerte, er „taglöhnere" gerne bei meinem Vater, aber die Mutter meine es nicht gut mit ihm, weil er so oft Wasserschnitten bekäme.

Dann hielt er ein Loblied auf die Küchle und Strüwle, so seine Frau ihm gebacken, als er noch Bur gewesen im Gritt.

Wenn er nichts zu taglöhnern hatte oder gerade Saison war für den Handel, handelte der Grittsepp mit Kuder, Asche, Nüssen und Aepfeln. Dabei zog er von Bauernhof zu Bauernhof.

Doch hatte er auch seine Zeiten, wo der böse Geist vom Gritt in ihn fuhr, und dann war er leutscheu und voll Schwermuth.

Als er alt und arbeitsunfähig wurde, unterstützten ihn seine Kinder, die in aller Welt zerstreut lebten, besonders sein Sohn Wilhelm, bis dieser auch von bleibendem Irrsinn befallen wurde.

Der Sepp starb zu Hasle, ein Achtziger, erst 1892. —

Zwölf Jahre war der Marte Knecht gewesen, und zwölf Jahre blieb er Herr und Bur, dann übergab er dem Sohne seines Vorgängers, meinem Altersgenossen Klaus, den Hof und ging mit seiner Alten aufs „Libling", wie die Kinzigthäler ihren Pensionsstand, das Leibgeding, nennen.

So wurde der Klaus, nicht viel jünger als sein Stiefvater, Bur auf dem Dierlisberg.

Der Klaus war aber kein Marte. Ein guter Kerl, aber kein Bur. Er ging freien hinüber zu meinem ältesten Bekannten unter den Buren um Hasle, zum Vogelsbur auf dem Vogelsberg.

Die junge Büre war ein braves, bildschönes Maidle, die schönste im ganzen Revier, zu dem auch die Karfunkelstadt gehört. Aber schöne Maidle sind nit immer oder, richtiger gesagt, selten tüchtige Frauen.

Wenn eine ein Gesicht hat, wie es auf Puderschachteln, Seifenpäckle oder Knorr'schen Suppenpräparaten abgebildet ist, kann man sicher annehmen, daß sie zu den billigsten Denkerinnen ihres an sich schon billig denkenden Geschlechtes gehört.

So hatte auch des Vogelsburen schöne Theres keinen Einfluß auf den Klaus, der, sonst der beste Mensch, einen

Hauptfehler für einen Bur hatte — er blieb nicht gerne zu Haus.

Am Samstag nach Zell wallfahrten, aber weniger der Mutter Gottes als den Wirthshäusern zulieb, am Sonntag nach Steinach in die Kirche und dann dort sitzen bleiben, wo man „mit Gläsern zusammenläutet", am Montag nach Hasle „z' Märkt" und bleiben bis in die Nacht, und unter der Woche noch etlichemal in die Mühle oder zum Schmied oder zum „Krummholz" fahren, das hielt der Klaus mit seinen blauen, schläfrigen Augen für eines Buren Hauptaufgabe.

Mit Unmuth mögen der Marte und des Buren alte Mutter dem Gebahren des regierenden Herren zugeschaut haben. Aber sagen läßt sich so ein kleiner Burendynast, wenn er einmal auf dem Gaul sitzt, ebenso wenig als ein absoluter Fürst auf seinem Thron.

Was zum Glück der Marte dem Bur mit dem Hof nicht übergeben hatte, das war die von ihm entdeckte Goldmine in dem Schwerspath-Bruch. Die behielt der Marte, und während der junge Bur in die Welt fuhr und sein Geld los wurde, fuhr der alte in sein Bergwerk und verdiente Geld mit Steinsprengen.

Und während der Klaus in dumpfen Wirthsstuben saß, saß der Marte auf der Dierlisberger Eck über seinem Steinbruch, wartete, bis der Schuß dröhnte ins Thal hinab, und schaute weithin über die Berge bis hinüber auf die Herne, unter der seine Heimath lag, der Finsterbach.

Nur vierzehn Jahre war der Klaus Herr auf Dierlisberg, und dann starb er und hinterließ neun lebendige Kinder, und den Hof „verlottert" und verschuldet. Da

ergriff der Marte in seinen alten Tagen wieder die Zügel und ward für des Buren Jüngsten Reichsverweser auf dem Dierlisberg, und das ist er heute noch, länger schon, denn er Knecht und selber Bur gewesen. Und den Hof hat er abermals wieder heraufgebracht durch sein umsichtig Regiment, und des Klausen Weib und dessen Kinder schauen dankbar und achtungsvoll an dem greisen Reichsverweser hinauf, und sein Wille geschieht in alleweg.

Aber noch mehr, er ist der Helfer aller bedrängten Buren und Taglöhner in Berg und Thal. Braucht einer Geld, so geht er zum Marte, und der gibt ihm, denn er hat. Er ist der Bankier „im Welschbollenbach", nur nimmt er keine Provision.

Im Jahre 1885 starb die alte Büre, hochbetagt. Sie war mir eine der frühesten Erscheinungen aus der Bauernwelt in meinem Elternhause, eine kleine, lebhafte, lustige und gesprächige Frau, hinter der ich als Knabe alles gesucht hätte, nur nicht die Anlage zu so schweren Leiden. Außer diesen sah sie den Hof zweimal am Abgrund, aber auch zweimal gerettet durch den Marte, der so treu ihr zur Seite gestanden war in allen Lägen eines harten Lebens.

Als am Tag nach ihrem Tod der Rathschreiber und der Bürgermeister des Dorfes Bollenbach auf den Hof gestiegen kamen, um den Nachlaß der Büre aufzunehmen, da wurde der Marte teufelswild.

„Was wollt Ihr, Ihr Buben?" schrie er. „Ich bruch hier kein Waisengericht. Bi mir gohts ehrlich her."

Der Marte, welcher zweimal den Hof auf dem Dierlisberg gerettet, glaubte, die Aufnahme sei ein An-

griff auf seine Ehrlichkeit, und so war sein Zorn gerechtfertigt.

Zum Glück sind die Bürgermeister und Rathschreiber auf dem Land nicht so empfindlich gegen gewisse grobe Redensarten, wie höhere und niedere Staatsdiener, sonst hätte der wackere Dierlisberger eine Klage zu gewärtigen gehabt wegen Beleidigung von Beamten im Dienst. Und diese Art von Vergehen kommt bekanntlich gleich nach den Majestätsverbrechen und hat auch mich im Kulturkampf sechs Wochen Gefängniß gekostet, die ich unschuldig abbüßte. Aber damals war ja vieles möglich in und außerhalb Badens. —

Auch auf Steuerzettel ist der alte Marte nicht gut zu sprechen. Er bezahlt sie, wie's recht und billig ist, aber sehen will er keinen, und wenn ihm der Accisor einen aufdrängt, vernichtet er ihn sofort unter seinen schweren Bundschuhen, fragt dann, was drauf gestanden — und bezahlt. —

Ich hatte den braven Mann, der nun bald ein halb' Jahrhundert auf dem Dierlisberg haust, seit wenigstens dreißig Jahren weder gesehen noch gesprochen. Ja, so gut ich sonst ein Gedächtniß habe für alles, was in meine Knabenzeit fällt, ich weiß heute nicht mehr, wie die Schafgeschichte auf dem Dierlisberg ausging, wohin meine Schafe kamen und wann meine Verbindung mit dem Marte aufhörte. Ich vermuthe, die lateinische Grammatik sei dazwischen gekommen und die thörichte Freude jener Tage, studiren zu dürfen, habe den Dierlisberg sammt seinen Lämmern in meinem Gedächtniß verwischt. —

Oefters bin ich in den letzten zehn Jahren in der Nähe des Dierlisbergs über den Paß gegangen, hinüber „in die Buchen", und habe jedesmal voll Elegie

hinab geschaut zu dem Hof, den ich hundertmal schon seit jener Zeit von den verschiedensten Höhen des Kinzigthals aus erblickt — auf den ich aber seit bald fünfzig Jahren nicht mehr gekommen war.

So oft ich jedoch in meinen alten Tagen meine Freunde und Bekannten aus der Bauernwelt der Heimath im Geiste wieder aufleben ließ, kam mir gar oft die Gestalt des Marte. Ich ließ mir dann gelegentlich über ihn berichten und nahm ihn jetzt unter das „Bauernblut“ auf.

Während ich in den Februartagen des Jahres 1895 in müßigen Stunden das Vorstehende niederschrieb, kam mir die Sehnsucht, den Dierlisberg noch einmal zu besuchen und den Marte, der mir einst mehr Freude gemacht hat, als alle Ehren der Welt sie mir heute bereiten könnten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Als das Frühjahr kam, wurde diese Sehnsucht gestillt.

Ein schöner Maientag sonnte sich über „der Welschbollenbacher Eck“ und über ihren lichten Buchen, als ich von ihr herab dem Dierlisberg zuschritt. Ueberall her rief's: „Frühling!“ — aus Baum und Strauch, aus Gras und Halm, aus Feld und Wald.

Je näher ich dem Hof kam, um so mehr heimelte es mich an, aber um so wehmüthiger ward's mir auch ums Herz. Fast ein halbes Jahrhundert war ins Land und über mein Leben hingegangen, seitdem ich keinen Fuß mehr auf diese Berghalde gesetzt, und doch, wohin ich sah, war's wie ehedem.

Da stunden die Kastanienbäume, noch die gleichen, nur stärker geworden, unter denen ich Kesten aufgelesen, dort weideten Rinder und Schafe, und ihr Hirte jauchzte

wie ehedem der Klaus, als ich zum erstenmal da heraufstieg. Nur ich war ein anderer geworden. Aus dem heitern Knaben, dem der Besitz eines Lämmleins auf dem Dierlisberg eine Seligkeit war, der nichts wußte von der Welt, ihren Sorgen und Mühen und Kämpfen, nichts wußte von dem, was sie Wissenschaft nennt, der wie jener Hirtenknabe, welcher heute unter den Kastanienbäumen singt, das Erdenleben für ein Kinder-Paradies hielt — aus jenem Knaben war ein kranker, lebensmüder Mann geworden, der mit Thränen in den Augen von ferne stille stand und den Hirtenknaben unter den Kastanienbäumen beneidete um sein Glück, um seine Unwissenheit und um seinen Frohsinn.

Und noch einer hatte sich geändert, aber lange nicht so gewaltig und nicht so tief, wie ich. Das war Martin, der Knecht. Unter dem schattenspendenden Strohdach des Hauses sah ich einen alten Mann, wie er eben zwei junge Lämmer aus einem Kübel mit Milch tränkte. Er beachtete mich nicht, bis ich ganz in seine Nähe gekommen war. Jetzt schaut er auf von seinen Schäflein, sieht mich, greift an seinen Hut, schwenkt ihn in die Höhe und ruft fragend: „Was, Ihr kommt noch einmal auf den Dierlisberg?“ Sonst fragt er weiter nichts, weder woher, noch wie, noch warum.

Ohne mein Wissen hat er mich in den letzten dreißig Jahren bisweilen gesehen, ich ihn nie, aber auf den ersten Blick hatte ich meinen alten Freund Marte wieder erkannt.

Er eilt mir voran in die Stube, wo wir am großen, tannenen Tisch uns niederlassen, und der Marte beginnt zu reden, wovon mein Herz schon voll ist, von den langen Jahren, die ich nicht mehr da oben gewesen, von den

Schafen, die damals mein waren, und von den weißen Tauben, die er, was ich nicht mehr gewußt, von mir hatte, und die so zahm und so alt bei ihm geworden seien.

Auch vom Fuchs sprachen wir, den er so oft vor meines Vaters Herberge geführt, und er lobte begeistert seine herrlichen Eigenschaften. „Der Fuchs," meinte er, „war gescheidter als mancher Bürgermeister. Ich bin einmal in den sechziger Jahren mit unserm Bürgermeister aus dem Dorf drunten nach Straßburg gefahren mit dem Fuchs. Wir hatten arme Auswanderer aus dem Dorf bei uns, die ich um Gottes willen hinüber führte. Als wir nun, der Bürgermeister und ich, wieder aus der großen Stadt heraus und dem Rhein zufahren wollten, da wußte keiner von uns mehr den Weg durch die vielen Straßen zum ‚Metzgerthor'. Jetzt ließ ich den Fuchs machen, wohl wissend, daß er gescheidter sei, als wir. Der sprang bald rechts, bald links durch eine Gasse, und in kurzem waren wir am Thor und Kehl und dem Rhein zu."

Dann redeten wir von der alten Büre, der Theres, die er über alle Maßen lobte, und die „Kuraschi" hatte, einmal selbst zum Großherzog zu gehen, damit ihr Sohn, der Klaus, nicht Soldat würde.

Und als ich ihn zu loben anfing, als den Retter des Dierlisbergs und den Bankier, der, wie alle Leute mir erzählt hätten, überall aushelfe, da wurde der Marte innerlich selbstbewußt, und es that ihm wohl, die verdiente Anerkennung zu finden, und er meinte: „I hab's müsse hart verdienen, bis ich's so wit brocht ha."

Indeß war die junge Büre gekommen, des Klausen Wittib, meines alten Freundes, des Vogelsburen Tochter,

eine welke, kranke Gestalt; von ihrer einstigen Schönheit war jede Spur verschwunden. Sie stellte Speck und Würste und Most und Chriesewasser vor uns auf. Doch ich war zu voll von alten Erinnerungen und mochte nicht essen; „zutrinken“ mußte ich aber der Büre und dem Marte, sonst wär's eine Beleidigung gewesen. Nach alter, schöner Sitte ist nur ein Glas auf dem Tisch; die Büre schenkt's voll, trinkt zuerst davon des Gastes Gesundheit und reicht's dann diesem. Hat er getrunken, so füllt der Bur das Glas und trinkt dem Gaste ebenfalls zu und gibt's ihm dann wieder hin zum Trunk.

Und nach dem Trunk redeten wir weiter, der Marte und ich, von seinem Bergwerk, von den alten Buren unserer Jugendzeit, und wie wir beide alt geworden seien.

Je länger wir redeten, um so mehr staunte ich über den Marte, wie aus dem stillen, blassen Knechtlein von ehedem ein ganzer, selbstbewußter Mann geworden war, dessen Redensarten stark und gewaltig waren, wie das Rauschen einer alten Eiche.

Als ich mich erhob, um für immer Abschied zu nehmen vom Dierlisberg, da gab mir der Marte das Geleite bis hinab ins Thal, und unten im tiefen Thal sprach er: „Behüet Gott, Heiner, 's het mi g'freut. 's wird am End 's letztmol si. Sie werden den alten Marte bald hinabführen im Todtenbaum. Behüet Gott!“

Ich kämpfte mit Thränen, da einer der letzten Sterne an meinem Knabenhimmel von seinem Erlöschen sprach.

Aber der Marte soll nit ganz auslöschen, drum steht von ihm hier geschrieben. Sagen durft' ich es ihm aber nicht, daß ich ihn in der Feder gehabt im vergangenen Winter, sonst wär' er teufelswild geworden. Bücher und Steuer-

zettel, in denen sein Name steht, haßt der Marte. Er gehört zu jenen vernünftigen Menschen, die nicht in der Welt bekannt sein, sondern, wie Bergblumen, unbekannt leben, blühen und sterben wollen in der Einsamkeit.

Aber er muß es mir doch zu gut halten, daß ich nicht schweigen konnte über den Mann, der mir so manche, reine Freude gemacht hat in des Lebens Sonnenzeit.

Der Sepple und der Jörgle.

1.

Die Eisenbahnen haben, wie ich anderwärts schon einmal gesagt, ein großes Stück Poesie aus der Welt genommen. Die poesievollen Fußreisen der Studenten und Handwerksburschen haben aufgehört, die Post- und Eilwagen, um die und in denen sich eine Menge von eigenartigen Lebensbildern abspielte, sind eingegangen, und die schweren Frachtfuhren mit ihren stolzen „Sechserzügen" sind verschwunden. Einsam ist's auf den ehedem so belebten Landstraßen, und der Straßenwart ist oft den größten Theil des Tages der einzige Mensch, der auf ihnen verkehrt.

Die kleinen Städtchen aber, durch die einst jener Verkehr zog, und an denen heute die Lokomotive vorüberfliegt, sind still und öde geworden. Sie gleichen an Tagen, wo das Gros der Bevölkerung auf dem Felde ist, Kirchhöfen. Hörnerklang, Posthorn, Peitschenknall, das Stampfen muthiger Rosse und das Krakehlen lustiger Fuhrleute haben aufgehört in ihren Hauptstraßen, und in den Wirthsstuben sitzt einsam der Wirth und liest die Zeitung.

Da war's noch anders vor fünfzig Jahren, anders überall, anders auch in Hasle, und keines der kleinsten Vergnügen, die wir Knaben genossen, war unser Interesse für die täglich ankommenden und abgehenden Fuhrwerke.

Dabei waren es weniger die Eilwägen und Extrachaisen, die uns interessirten, als die volksthümlichen, schweren Frachtfuhrwerke, die den Verkehr mit Mannheim, Frankfurt nach unten und mit Konstanz und Schaffhausen nach oben vermittelten.

Sie stehen noch alle lebhaft vor meinem Geiste, die ritterlichen Gestalten der Frachtfuhrleute, die vier- und sechsspännig an bestimmten Tagen in Hasle anfuhren und entweder im Kreuz oder im Engel Halt machten.

Wenn heute ein Fürst bei meinem Hause vorführe, ich würde ihn nicht mit dem Respekt anschauen, wie damals die Matadoren unter jenen Fuhrleuten. Da waren die Gebrüder Rubi, Hans und Konrad, aber jeder mit eigener Fuhre und jeder an einem andern Tage seinen Einzug haltend, ebenso die Fratres Schäfer, Hans und Martin, ferner der Haßfelder, der Frankfurter Hannes, der Schlenker, der Schopfer und viele andere.

Meist ritten sie daher auf dem „Sattelgaul", der mit Dachsfell verziert war, während die „Vorderroß" Glocken um ihre Hälse trugen und beim Einzug ein Glockenspiel zum besten gaben.

Waren sie angefahren, so warfen sie dem respektvoll dastehenden Hausknecht die Peitsche zu, feierlich wie Fürsten, die, vom Throne steigend, ihr Scepter einem Hofmarschall übergeben, erwiderten kurz den Gruß des herbeigeeilten Wirths, schritten in die Stube und setzten sich an ihren Stammtisch, wo alles ihren Befehlen lauschte.

Aus ihren großen Ledertaschen, die sie unter dem blauen Fuhrmannshemd hervorzogen, verlasen sie dann die Frachtbriefe für die Waaren, die nach Hasle gehörten, schrieben ihren Fuhrlohn darauf und ließen expediren.

Dazu waren schon die „Spanner" angerückt, zu meiner

Bubenzeit der „Nokkenjörg", der „Muserlorenz", und andere, meist Haslacher zweiter Güte aus der Vorstadt. Der Unterschied zwischen einem Haslacher erster Qualität und dem zweiter bestund in jenen Zeiten darin, daß der letztere noch durstiger und noch mittelloser war, als der erstere, und dieser im „Städtle" wohnte, jener aber in der Vorstadt.

Die beiden genannten Spanner fungirten im Engel, ganz in meiner Nachbarschaft — und ihnen stund ich deßhalb unter, obwohl ich auch beim Kreuz oft verkehrte, — hatten sich die Aufgabe gestellt, auf jeden Frachtwagen zu spähen, seine Waaren abzuladen und zu expediren und in der Zwischenzeit, bis wieder eine Fuhre ankam, den Spannerlohn zu vertrinken.

Ihr nächster Vorgesetzter war nicht der Frachtfürst und Inhaber des Sechserzugs, sondern der Hausknecht. Der empfing die Befehle des regierenden Fuhrherrn und übermittelte sie den Spannern.

Diese selbst hatten wieder ihre Unterbeamten, und die spielten wir, die Buben, welche an der Grenze von Stadt und Vorstadt wohnten, gratis und mit dem größten Vergnügen. Wir holten die Handwerker: Sattler, Schmiede, Wagner, wir avertirten die Krämer von der Ankunft der Spanner mit den Waaren und halfen dann die Pferde tränken oder, im Sommer, ins Wasser reiten.

Es fiel keinem Menschen ein, uns auch nur den geringsten Lohn oder einen Schluck Wein zu geben, wir selber dachten nicht daran, und unser Lohn bestund in der Freude, diese Dienste leisten zu dürfen.

Der Spanner Nokkenjörg, ein großer Mann, hinkend wegen eines kranken Fußes, war in Hasle berühmt wegen seines Weibes, das den zweifelhaften Ehrennamen

trug „die Suffnokki". Sie trank dermaßen viel Schnaps, daß der Jörg sich endlich friedlich von ihr trennte, weil er nach seiner Angabe nicht mehr so viel verdiene, als er und seine Frau zum „Suffen" brauchten. Wir Knaben, die Untergebenen Jörgs, rächten den Braven bisweilen an seiner Ehehälfte, indem wir ihr „Suffnokki" nachriefen, was er ihr jeweils von Herzen gönnte.

Neben dem Nokkenjörg fungirte im Engel als Spanner der Muserlorenz, ein kleines, verwachsenes Männchen. Er thatete sonst nach Weiberart, indem er Garn spulte bei seinem Schwager, dem „Muserfidele", der ein Weber „auf dem Graben" war. Hatte der Fidele nichts zu spulen, so verrichtete der Lorenz Spannerdienste im wahren Sinn des Wortes. Er ging mit des Engelwirths Pferden, die den Groß-Fuhrleuten als Vorspann dienten, bis ins Gutacherthal, von wo er sie wieder zurückbrachte. Er ritt dann „heimzua" und wurde wegen seiner schlechten Reiterfigur von uns Buben oft ausgelacht.

Des Muserlorenzen Bruder, der Bernhard, war aber ein vielgenannter Mann im Städtle. Er bekam schon als Knabe den Spitznamen „der Gitschebock", weil er, die einzige Gaise (Ziege) seiner Base, „des Muser-Fränzelis", hütend, seinen Kameraden erzählte, sein „Bäsle" habe den schönsten „Gitschebock", und den müsse er hüten.

Diesen Namen bekam er vor bald 70 Jahren und trägt ihn in Hasle heute noch.

Später wurde er Schuhmacher, wanderte und arbeitete elf Jahre lang in der Schweiz, aber als er heimkam, war er eben wieder der Gitschebock, wie vorher.

Nach seiner Rückkehr schusterte er beim „Haserhans", einem Freund meines Vaters, und ich bin als zehnjähriger Knabe oft beim Gitschebock in der Werkstätte gesessen,

wenn ich seinem Meister Arbeit brachte, und habe des Gesellen Schnurrbart bewundert, den er aus der Fremde mitgebracht hatte. Ich hab' mich auch einmal geschnitten in seiner Gegenwart mit einer „Kneipe“ und trage die Narbe heut' noch am Leibe.

In der Revolution wurde der Bernhard Freischärler und rückte mit den Haslachern aus, mehr zu deren Unterhaltung, weil sie mit ihm ihren Spott trieben, als um das Vaterland von der „Tyrannei“ zu befreien. Nachdem dies mißlungen, ging der Gitschebock abermals auf die Wanderschaft.

Ich war noch in der letzten Klasse in der Volksschule, als, um das Jahr 1850, der Bernhard wieder Furore machte in Hasle. Er war aus der Fremde gekommen, von Lahr, deklarirte sich als „Brettschütz“ (Zuschneider) und trug ein Paar hellblaue, großkarrirte Tuchhosen, wie an der Kinzig noch keine waren gesehen worden. Jung und alt hatte sein Gaudium an dem Brettschützen mit den blauen Hosen, und des Gitschebocks größte Freude war es, daß andere Leute ihn endlich gebührend zu würdigen schienen, indem sie seine Hosen bewunderten und ihn abwechselnd auch Brettschütz nannten.

Nach abermaliger zehnjähriger Fremde kehrt der Brettschütz heim und „setzt sich“, d. h. er etablirt sich als Schuhmacher und heirathet eine ziemlich betagte Wäscherin, „das Dolden-Nanni“. Sie wäscht, und er schustert, aber sein Ruf und seine Kundschaft ist nicht groß.

Da legt eine Krankheit sein Weib zehn Jahre lang aufs Siechenbett; er allein pflegt sie und hungert mit ihr, bis gute Leute beiden das tägliche Essen schicken.

Das Dolden-Nanni stirbt und der Gitschebock drückt sich noch einige Jahre schlecht und recht durch, bis

er, krank geworden, im Spital Aufnahme findet, wo er genest und heute noch lebt, bald ein Achtziger.

Was aber mit ihm noch lebt und alt geworden ist, das sind seine blau karrirten Tuchhosen. Mit denen rückt der Gitschebock an jedem Sonn- und Festtag noch vom Spital aus in die benachbarte Pfarrkirche und am Nachmittag, wenn ihm einer was zahlt, ins Wirthshaus.

Wenn der in Hasle viel „ge-uzte“ Bernhard keine andere That aufzuweisen hätte aus seinem langen Leben, als die zehnjährige Pflege seiner Frau und die Konservirung seiner berühmten Hose seit 45 Jahren — so sage ich doch: „Alle Hochachtung vor dem Gitschebock! Er gehört zweifellos und allen Ernstes zu den besseren Menschen seiner Vaterstadt.“ —

Die Handwerksleute, welche von den Frachtfürsten viel Geld verdienten, hingen direkt nicht von diesen, sondern von der Empfehlung der Hausknechte im Kreuz und im Engel ab. Jeder dieser Hausmaier hatte seine Günstlinge, die sich in dieser Gunst zu erhalten wußten durch allerlei Spenden und Gefälligkeiten.

War eine Fuhre beim Kreuz angefahren und ein Schmied nöthig, so mußten wir Buben den „Wunibald“ holen, den von mir anderwärts geschilderten Volks- und Freiheitsredner, der Börnes Briefe auswendig wußte und doch nebenbei ein tüchtiger Mann am Ambos war.

Hatte ein Frachtfürst seine Einkehr im Engel, so holten wir den „Felix“. Der Schmied Felix Walz war ein stiller, aus blauen Augen vornehm dreinschauender, dicker Mann und dabei doch ein Original, trotzdem still und vornehm thun nicht zur Haslacher Originalität gehört.

Er war lange in der Fremde gewesen und zu Fuß

weithin gewandert. In Lyon und in Genf hatte er gearbeitet und sprach, als er heimkam, ganz gut französisch. Er brachte aber außerdem noch eine Novität mit nach Hasle, ein französisches Kartenspiel, das Piquet, welches er in der Heimath einführte und leidenschaftlich gerne spielte, das mit ihm aber wieder ausstarb.

In der Schmiede war er selten zu sehen. Schon in der Frühe nahm er eine Zange aus derselben und begab sich, einen großen Lederschurz am Leibe, von einem Wirthshaus ins andere. Er trank aber stets nur ein halbes Schöppchen Wein und entfernte sich wieder, wenn er keine Gelegenheit zum Piquetspielen bekam.

So erschien er oft am gleichen Tage fünf bis sechsmal in der gleichen Wirthschaft, immer mit seiner Zange in der Hand. Er bekam deßhalb den Beinamen „der Zängle“.

Ueberall aber sprach er sehr gewählt und vornehm und verließ alsbald die Wirthsstube, wenn die anderen Gäste sich schlüpferige oder frivole Redensarten erlaubten. Seine Frau war die Tochter des Müllers Tobias Hansjakob von Steinach, eines Bruders meines Großvaters Eselsbeck — und somit meine Base.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich vor vierzig Jahren, als Student in Ferien, sie zu Grabe geleiten half, wohin der Zängle ihr bald nachfolgte. —

Als Wagner hatten die Groß-Fuhrleute alle nur einen, „den Libori“, einen Freund meines Vaters. Er hieß Liborius Breithaupt, war ein tüchtiger Geschäftsmann, ein lustiges Haus und Virtuos bei der Stadtmusik als Klarinettist. Er trug den Uebernamen „der Bims“, weil er statt Geld stets Bims sagte.

Kam einer von uns Knaben in seine Werkstätte ge-

rannt, um ihn zu einem der Fuhrleute zu rufen, so sprach er regelmäßig: „'s ist recht, Büble, i komm gli, do gibt's wieder Bims."

Von den Sattlern war im Kreuz in Gnaden der „Regenbogen" und im Engel der Sandhas, die wir beide aus den „Wilden Kirschen" kennen.

Am Abend saßen dann um die Frachtfürsten, welche am Wirthstisch ihre Ulmer Pfeifen rauchten und sich um nichts mehr kümmerten, die Handwerksleute, die Krämer und andere durstige Bürger und diskurrirten, tranken und spielten mit ihnen, während wir Knaben mit den Hausknechten am Stadtbrunnen die Pferde tränkten oder diese in die Kinzig zum Baden ritten.

Früh am Morgen, wenn wir Buben noch zu Bette lagen, fuhren die großen Frachtwagen unter dem klingenden Spiel ihrer mit Glocken behangenen Pferdegeschirre zum Städtle naus. Am Abend waren aber wieder andere da und außer ihnen noch täglich die Eilwägen und die Extraposten.

Jetzt ist das alles vorüber, vorüber sind auch fast alle die Menschen, die damals mitmachten. Alle Hausknechte jener Tage, alle Fuhrleute, alle Handwerksmeister sind todt, vielfach schon die Generation nach ihnen, und selbst von uns Buben, die dabei mitthaten, sind schon viele in einer andern Welt.

Aber in der Erinnerung leben sie bei mir alle fort, als ob kaum zehn Jahre seitdem vorübergegangen wären. Und wenn ich sie oft in stillen Stunden der Nacht Revue passiren lasse vor meinem schlaflosen Geiste, so treten am lebhaftesten vor mich zwei Gestalten jener Tage, der Sepple und der Jörgle.

Beide waren nur Hausknechte, der eine im Engel,

der andere im Kreuz, aber des „Engelwirths Sepple“ und des „Krizwirths Jörgle“ hatten in Hasle mehr Ansehen, als viele Bürger.

Die Haslacher sind meist, wie auch unsereiner, arme Teufel, d. h. sie müssen arbeiten ums tägliche Brod. Je leichter einer dies Brod verdient, und je reicher dies Brod ist, um so mehr wird er in Hasle beneidet im bessern Sinn des Wortes, und es heißt: „Der hat's gut machen, er hat Geld g'nug.“

Das galt auch von den genannten Hausknechten, die mit leichter Mühe viel mehr Geld verdienten, als die Handwerksmeister im Städtle.

Vier bis fünf Gulden und noch mehr in einem Tag einnehmen als „Trinkgelder“ war für den Sepple und den Jörgle eine Kleinigkeit.

Beide gehörten, wie gesagt, in meiner Knabenzeit zu den angesehensten Leuten im Städtle, beide nahmen aber ein kläglich Ende. Sie ist in mehr als einer Hinsicht interessant, die Geschichte vom Sepple und vom Jörgle. Hören wir sie.

2.

Hofstetten bei Hasle, das Dörfchen, in dem ich meines Alters Paradies gefunden, ist die Heimath unseres Sepple. Seine Wiege stund aber nicht im Dorf, sondern weiter droben in den Bergen, auf der Breitebene. An einsamer, steiler Halde hin liegt hier eine Anzahl von Bauernhöfen, deren Bewohner gottlob heute noch unbeleckt sind von der Kultur, die, seitdem die „Isebâ“ durchs Kinzigthal fährt, schon rechts und links von dem Schienenweg viele und schöne Stücke von altem, ächtem Volksthum weggeschwemmt hat.

Die Frachtfuhrleute der vergangenen Zeit brachten keine Kultur, aber um sie sammelte sich ein Stück Volksleben, nicht ohne Poesie.

Fuhrleute und Hausknechte und Poesie, wie reimt sich das zusammen? Ja, das reimt sich, sag' ich. Die Poesie ist ein Ding, das sich so wenig definiren und begrenzen läßt, wie das Herz einer Mutter — und deßhalb hört sie nicht auf bei Haus- und Fuhrknechten, oft eher in weit höheren Kreisen, die despektirlich auf Hausknechte herunterschauen und Glacéhandschuhe anziehen und an Kölnisch-Wasser riechen, wenn man von derlei Leuten redet.

Ich frage, ist das keine Poesie, wenn bei dunkelndem Abend ein flotter Sechserzug zum Thor hereinfährt, die Glocken klingeln, die Knechte mit Laternen kommen, die Buben wie kleine Faune sich um Roß' und Wagen tummeln und drinnen in der matterleuchteten Wirthsstube Städtle-Bürger um den Frachtfürsten sitzen und sich von ihm erzählen lassen aus den Städten, die er jahraus jahrein befährt von Frankfurt bis Konstanz?

Ja, diese Fuhrleute waren selbst Träger und Erhalter eines großen Stückes Poesie, weil sie die Kultur, diesen großen Gendarmen und Verfolger poetischen Volksthums, nicht auf ihren großen Frachtwagen in die Thäler trugen, was die Eisenbahn heute so prompt und zum Schaden des Volkslebens überall besorgt. Sie führt allerlei Hausirer, Touristen, Luftkuristen und andere schlechte Christen in alle Thäler und auf alle Berge unseres Schwarzwalds, und diese verderben viel an unserm Volksthum und damit an der Poesie — durch Wort, That und Vorbild.

Dazu bringt die Eisenbahn eine Menge volksverderbender Dinge billig in die entferntesten Thäler. Ich will hier nur eines nennen — den Kaffee.

Zur Zeit, als ich noch unter Sepples Scepter Pferde, welche Kolonialwaaren von Mannheim gebracht, ausspannen und tränken half, trank man weder in einem gewöhnlichen Bürgerhaus in Hasle noch auf einem Bauernhof des Kinzigthals Kaffee. Er war zu theuer.

Heute trinken selbst unsere Bauernweiber ein- und zweimal im Tage dieses Nervengift, und ihre Kinder und Männer trinken mit ihnen und werden so mit der Zeit siech und blutarm, wie die Stadtmenschen. —

Die Breitebene, Sepples Heimath, wird heute noch nur von Menschen durchstreift, die in der Nähe wohnen; Touristen und derlei Leute wandern nie an dieser einsamen Berghalde hin. An dem steinigen Weg, der sie durchzieht, liegt heute noch der „Rufenhof", auf dem um das Jahr 1796 unser Sepple das Licht dieser Welt erblickte, in welcher er es zu was Seltenem bringen sollte, zu einem hochangesehenen Hausknecht.

Sein Vater hatte eine Stube voll Kinder, das war sein einziger Segen; sonst blühte ihm kein Glück. Fehljahre, Unglück im Stall und harte Gläubiger brachten den alten Rufenbauer, Christian Schwendemann, im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts um Hab' und Gut.

Die Kinder mußten nun zu fremden Leuten, um ihr Brod selbst zu verdienen. Der Sepple kam hinab ins Dorf zum Schneeballenwirth als Hirtenbube in jener guten alten Zeit, wo der Schneeballenwirth noch seine Rinder weiden ließ an der „Brand" hinauf im lichten Birkenwald, an dessen Rand heute meine Hütte steht mit dem Strohdach, unter dem ich gar oft sitze und schreibe.

Der heutige Schneeballenwirth gehört zu jenen Hofbauern, welche an die „Herren" glauben, die mit ihrer landwirthschaftlichen Buchweisheit im Land herumreisen

und den Bauern predigen, ihr Vieh nicht mehr auf die Weide zu schicken und den Dung für ihre Bergfelder mit der Eisenbahn kommen zu lassen.

Die alten Bauern, die weit wohlhabender waren als die jetzigen, würden sich im Grab umdrehen, wenn sie das wüßten. —

Vom Hirtenknaben weg wurde der Sepple Unterknecht bei einem Bauern auf einem der „Niederhöfe" am Fuß der Breitebene. Auf diesen Höfen, dreien an der Zahl, sitzt ein altes Bauerngeschlecht, die Krämer, wohlhäbig, arbeitsam und sparsam in allen seinen Sippen und Generationen bis zur Stunde.

Wo in einer Familie viel Geld ist, da hat man seit Generationen gespart und der Sparsinn sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Oft ist er in der Vererbung gewachsen, und drum finden wir Kinder von Millionären, die einen Pfennig zweimal umkehren, ehe sie ihn ausgeben. Aus dem Sparsinn wird schließlich Geiz, und es gibt geizige Reiche genug, die sich selbst nichts gönnen.

Ich freue mich jeweils, wenn ich höre, daß ein reicher Geizhals neben seinen Geldsäcken und Staatspapieren lebt wie ein armer Teufel und an sich selbst knausert, weil ich diesen Geldmenschen es von Herzen gönne, daß sie sich selbst in dieser Welt schon strafen. —

In den Niederhöfen lernte der Sepple sparen, weil er sah, daß dort gespart wurde in alter Familientradition, gespart in allen Zweigen des Haushaltes.

Dieser Sparsinn trieb ihn aber auch hinaus in die Welt, wo er mehr Geld zu verdienen hoffte. Er kam zwar bei dieser Reise in die Welt, die er anno 1823 unternahm, nicht weiter als bis Hasle, aber dort war er an einer der kleinen Adern des damaligen Weltverkehrs,

an dem er als Hausknecht theilnehmen und ein vermöglicher Mann werden sollte.

In Hasle lebte schon ein älterer Bruder von ihm, der Jörg, als Knecht. Auch den kannte ich in meinen Knabenjahren, und auch der war damals ein in Hasle vielgenannter Mann. Der Jörg wurde in jenen Tagen, wo man sonst noch nichts von Gründungen und Privatspekulationen wußte, der erste und einzige Gründer und Unternehmer im Städtle.

Als anfangs der vierziger Jahre die erste Eisenbahn des Landes bis Offenburg ging, wollten die Leute im obern Kinzigthal das Wunderding auch sehen, besonders die neugierigen Haslacher.

Da verfiel Jörg Schwendemann, ein älterer Fuhrmann, des Sepples Bruder, auf die Idee, einen billigen „Privat-Omnibus“ neben dem theueren „Staats-Eilwagen“ ins Leben zu rufen und in demselben die Leute nach Offenburg zu kutschiren.

Der Omnibus, den er konstruiren ließ, erregte aber den Spott der Haslacher. Sie nannten ihn sofort „die Windmühle“ und seinen Besitzer den „Mühle-Jörg“, einen Namen, den er behielt bis zum Tode.

Mit seiner Windmühle aber fuhr er Jahre lang thalauf und thalab, bis droben in Wolfe einige Wirthe modernere Omnibusse bauten und des Mühle-Jörgs Windmühle brach legten.

Der Jörg mag den Sepple bewogen haben, in Hasle auch sein Glück zu versuchen. Als Unterknecht trat er im Engel ein. Nahezu vierzig Jahre, bis zum Jahre 1862 amtete nun der Sepple im Engel, und als er Mitte der vierziger Jahre mir bekannt wurde, war er schon längst der hochangesehene Hausknecht und nach damaligen

Haslacher Begriffen ein reicher Mann, den alle Bürger mit Respekt grüßten.

Ich sehe ihn heute noch vor mir, als hätte ich ihn erst vor 14 Tagen gesehen. Ein winziges Männlein mit kleinen, klugen, schwarzen Augen, die über einer gebogenen Nase und einem frischen, rothen Gesicht hervorschauten, stund er in müßigen Augenblicken im blauen Fuhrmannshemd und einem modernen Hauskäppchen unter der Pforte des Engels. Sein Ohrenbart und ein selbstzufriedenes Lächeln gaben ihm den Ausdruck eines gutmüthigen, stillen Mannes, der er auch war.

Ruhig und gemessen gab er seine Befehle, und diese Ruhe war nicht werthlos. Sie verdiente allen Respekt, wenn man das Leben und Treiben sah, das sich am Abend vor dem Engel abspielte, wenn die großen Frachtfuhren, die Eilwagen, die Extraposten angefahren kamen und die Sorge für die vielen Pferde Sepples ganze Umsicht in Anspruch nahmen.

Schnell sich bewegen konnte er gar nicht, er trippelte bloß, wenn er raschere Schritte machen wollte, aber er trippelte so erfolgreich hin und her, daß in kurzem alle Pferde versorgt und alle Wagen expedirt waren.

Wenn er uns Buben direkt einen Auftrag gab, und nicht durch die Spanner oder Unterknechte, so galt uns das als eine Ehre, und wir sprangen noch so schnell, ihn auszuführen, denn wir alle wußten, daß der Sepple ein respektirter Mann sei im Städtle.

Was die Alten singen und reden, zwitschern bekanntlich die Jungen. Wir alle hatten schon oft daheim reden hören von dem Reichthum Sepples, und daß selbst der Engelwirth von seinem Hausknecht Geld habe, sonst wäre er schon längst bankerott geworden. Wir Buben theilten

demgemäß die Hochachtung unserer Väter und Mütter vor dem Hausknecht.

Das Ansehen, so der Sepple in Hasle genoß ob seines redlich und durch manch' schlaflose Nacht erworbenen Mammons, ging auch auf sein Töchterle über, auf das Lenele.

Im Engel hatte neben dem Sepple vor Jahren ein Mädchen als Magd gedient aus dem unfernen Schwabenland, aus Maria-Zell. Sie ward die Mutter Leneles.

Der Hausknecht und die Magd hätten sich gerne geheirathet, aber es war damals noch nicht Mode, wie heutzutage, zu heirathen ohne sichere, eigene Existenz.

Der Sepple wollte drum warten, bis er noch mehr Geld verdient hätte und dann einen schönen Hof kaufen und die Schwäbin heimführen.

Einstweilen ging sie, mit Geld wohlversorgt, in ihre Heimath und wartete, bis der Sepple schreiben würde, er habe Geld genug.

In jener guten alten Zeit der dreißiger Jahre war es auch noch nicht Mode, daß zwei „Verlobte", welche einander fern wohnten, sich oft Liebesbriefe schrieben und einander allerlei Lügenwerk auf dem Papier sandten.

Heutzutag pflegen sogenannte Gebildete, wenn sie sich verloben und „es" in der höhern Töchterschule oder in einem Institut und „er" auf der Universität oder im Kadettenhaus war, sich in der Zeit der Verlobung täglich Briefe zu schreiben. Sie wollen sich dadurch ihre unsterbliche Liebe beweisen, zeigen aber nur, daß sie närrische Leute sind, die jeder vernünftige Mensch auslacht. Die Liebe macht eben die Menschen nicht bloß blind, sondern auch dumm. Das hat schon ein griechischer Dichter mit den Worten gesagt:

Der Menschen Dummheit, Eros, macht Vergnügen Dir.

Die Dummen von der Sorte findet der alte, ewig junge Schlingel Eros aber nur bei den — Gebildeten, nicht aber bei den — dummen Bauern.

Der Sepple schrieb seiner „Anne-Marei" nie; dazu hatte er keine Zeit. Aber aus Maria-Zell und Umgegend kamen oft „Schwoben", brachten Frucht und holten Obst in Hasle. Sie stellten beim Sepple ihre Gäule ein, brachten ihm einen Gruß von der Anne-Marei und dieser jeweils ein Stück Geld vom Sepple.

Nach Jahr und Tag kam auch bisweilen einer dieser Schwaben mit der Botschaft: „An schöne Gruoß von der Anne-Marei, und ob's nit bald amol zum Heirathen käme?" Der Sepple aber meinte, es „pressire nit, so viel Geld verdiene er nimmer, wenn er einmal verheirathet sei. Die Anne-Marei solle Geduld haben, sie bekäm's dann um so besser; denn zum Heirathen gehöre Geld, viel Geld. Dieses hebe (halte) länger an als die Liebe."

Ein, zwei, drei, sechs, zehnmal ließ die heirathssüchtige Schwäbin in Geduld anfragen, und ebenso oft bekam sie nebst einem Kronenthaler die gleiche Antwort.

Weibsleute, die heirathen wollen, verlieren schließlich nicht bloß die Geduld, sondern auch den Verstand und nehmen dann den nächsten besten. So that auch die Anne-Marei, und zwar ohne dem Sepple nochmals Meldung zu thun.

Eines Tages brachte ein „Schwob" Kernen auf den Haslacher Markt und zugleich dem Oberknecht im Engel die Neuigkeit, die Anne-Marei sei verheirathet an einen armen „Krummholz" (Wagner) in Maria-Zell.

Der Sepple staunte für einen Augenblick, dann aber spannte er Pferde aus und an, wie zuvor, als ein starker

Mann, dem nichts zu Herzen geht. Ja, er mochte froh sein, die lästige Mahnerin ans Heirathen, während er noch im besten Geldverdienen war, los zu sein.

Jahr und Tag vergingen dem ehelosen Mann. Da kommt abermals eines Morgens im Spätsommer ein Mann aus dem Schwabenland Markt halbers nach Hasle und in Engel. „Woasch was neis, Sepple?“ meinte er, während er diesem seinen Geißelstock übergab, „Dei Anne-Marei isch g'storbe. Wo i zuem Dorf nausg'fahre bi, Hasle zua, hot mer's vergrobe. Si hot's Nervefiaber kriegt.“

Sprach's und ging in die Wirthsstube, um einen Schoppen zu trinken. Unter Thränen spannte der Sepple des Unglücksboten Rosse aus, dann ging er zum Engelwirth und fragte um Urlaub bis zum andern Abend. Am Nachmittag fuhr er mit dem gleichen Fuhrmann, der die Trauerbotschaft gebracht und in Hasle Aepfel und Birnen gekauft und geladen hatte, thalaufwärts Maria-Zell zu.

Dort geht er am andern Morgen auf den Gottesacker und betet ein paar Vaterunser für die Anne-Marei, die so früh hat sterben müssen. Dann wandert er zum Wittwer Krummholz und bittet um das Maidle, welches die Anne-Marei von Hasle mitgebracht hatte. Seiner Bitte wird gerne willfahrt, und am Abend kommt der Sepple nach Hasle zurück und hat ein kleines Maidle bei sich. Er übergibt es der gebildetsten Bürgersfrau zur Erziehung, und bald ist „des Engelwirths-Sepples Lenele“ unter uns Haslacher Kindern das Wunderkind, einmal weil es dem reichen, respektirten Sepple gehört, der mehr Geld hatte als unsere Väter, und dann, weil die „Bas“ des ganzen Städtchens seine Gouvernante ist.

Die Bas war die Wittwe eines Kaminfegers, eine Freiburgerin und zugleich Industrielehrerin in Hasle.

Weil sie in letzterer Eigenschaft mit allen Mädchen des Städtles in Berührung kam, trug sie den Namen die Bas, d. i. die Allerwelts-Tante von Hasle.

Ich sehe sie heute noch an Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen an meines Vaters Haus vorbeischreiten dem Rathhaus zu, wo die „Strickschuol" sich befand; eine große, hagere, finstere Gestalt, mit schwarzen Haaren und tiefliegenden, dunkeln Augen. Aber keine Königin-Regentin kann würdiger zum Thron schreiten, als die Bas dahinschritt, wenn sie auf ihrem Amtsweg zur Schule sich befand. Mit stillem Respekt schauten wir wilde Gassenbuben ihr nach.

Sie hatte noch eine Adjutantin, welche die kleineren Mädchen unterrichtete, während die Bas sich den größeren widmete. Die „Unterlehrerin" — sie lebt heute noch als hohe, ledige Greisin in Hasle — war die Tochter des Buchbinders Hinterskirch und rothhaarig und hieß „Ricke". Wenn wir Buben, unter den Hallen des Rathhauses krakehlend, sie bisweilen aus ihrer Schulstube herabkommen sahen, riefen wir ihr gerne nach: „Rothe! Rothe!" Sie wandte sich dann jeweils lächelnd um und sprach: „Ihr Buabe, roth ist schön."

Keiner von uns hatte damals eine Ahnung davon, daß unsere Dichter das rothe Haar als goldenes besingen, und wir spotteten lustig weiter, wobei aber ich mich — ausnahmsweise — bescheiden im Hintergrund hielt; denn die Ricke war eine Freundin meiner Mutter und ihre Mutter eine solche meiner Großmutter.

Wie eine alte Hunnenkönigin, mit ernstem, unschönem Gesicht saß die greise „Hinterskirchin" allabendlich bei meiner Großmutter „im Konklave", d. i. in der Spinn- und Unterhaltungsstube.

So bösartig wir gegen 's Hinterskirchs Rothe waren,

ebenso zahm waren wir der Bas gegenüber. Nie hätten wir gewagt, ihr ohne Respekt zu begegnen. Sie war auch unsere Bas, und wir grüßten sie gerade so, wie ihre Schülerinnen.

Seitdem sie nun des Engelwirths-Sepples Lenele an der Hand in die Schule führte, gewann das letztere, weil es zum Reichthum seines Vaters auch noch die Bas als Hofmeisterin hatte.

Das Lenele war ein kleines, zartes, rothbackiges Mädchen mit großen, schönen, blauen Augen. Es hielt sich aber als Prinzessin fern vom Kinder-Gassen-Volk; wahrscheinlich, weil seine Erzieherin es so wollte. —

Jahre kamen und Jahre gingen. Ich war indeß zwanzig und mehr Jahre alt geworden und zog in den Ferien am Abend mit meinen ehemaligen Schulkameraden über den Korso von Hasle. In getrennten Gruppen wandelten damals Buben und Maidle hin und her durch die Hauptstraße von der „Gottlitbruck" bis zur „Kanone", neckten sich en passant oder stunden auch für kurze Zeit beisammen und plauderten meist über das uralte Thema der „Liebschaften"; alles in ebenso unschuldiger und harmloser, als einfältiger Art. Lange ehe um zehn Uhr ein Nachtwächter die Feierabend-Glocke läutete, hatte dieser Korso sein Ende; die Maidle waren heimgegangen, und die bessern Buben tranken noch ein Glas Bier.

An einem dieser Korso-Abende im Herbste 1858 erfuhr ich, eben von Rastatt heimgekommen, daß des Engelwirths-Sepples Lenele wieder da sei. Sie sei im Welschland gewesen, in Genf, habe französisch gelernt und sei gar vürnehm, schön und stolz geworden. Einige der ersten Bürgerssöhne, älter als ich, wurden bezeichnet als solche,

welche bereits dem schönen Lenele „nachgingen" und es heirathen wollten.

Damals hörte ich nach vielen Jahren zum erstenmal wieder vom Lenele. Sein Vater war zur Stunde noch unentwegt Hausknecht im Engel. Der Tochter Verheirathung bildete fortan das Hauptgespräch im Städtle unter jung und alt. „Wer words Lenele kriege (bekommen)?" hieß es allgemein.

Das Heirathen ist ein Lotteriespiel; die meisten ziehen Nieten, nur mit dem Unterschied, daß diese Nieten bald männlich, bald weiblich sind; die wenigsten bekommen, was sie wünschen.

Bei einem Lotteriespiel gewinnt aber oft einer, an den man gar nicht gedacht hat, und so wie die Lotterie, liebt auch der Genius des Heirathens Ueberraschungen.

Das große Loos in Hasle war in jenen Tagen des Engelwirths-Sepples Lenele. Alle Heirathskandidaten setzten alle ihre Karten ein, alle fielen durch, und einer zog das Loos, von dem man gar nicht wußte, daß er kandidire.

Die Wahl weiblicher Herzen ist ein Geheimniß, und Geheimnisse haben keine Regeln. Ein altes schwäbisches Sprichwort gibt diesem Geheimniß einiges Licht in den Worten: „Wo die Liebe hinfällt, bleibt sie liegen, selbst wenn sie auf einen Misthaufen fällt."

Jeder Mensch ist sich und andern ein Räthsel, aber weibliche Wesen sind unergründlich in alleweg, ganz besonders aber in der Richtung ihres Herzens, das oft lange schwankt nach allen Windrosen, bis der Magnet erscheint, der es zum Stillestehen bringt. Manchmal ist dieser Magnet für andere Leute nichts weniger als anzüglich und mit allen Mängeln männlicher Schönheit und männlichen Charakters behaftet, und doch will sie „den

und keinen andern". Habeat sibi! Sie bekommt ihn um so sicherer, als keine andere ihr Konkurrenz macht auf diesen Adonis und Schneidersgesellen.

So wählte auch das Lenele keinen der Freier, die aller Welt gefielen, sondern einen, dem keine Seele im Städtle dies Loos zugedacht hätte.

Lene's Wahl fiel auf einen Vetter von mir — unsere Großmütter waren Schwestern — auf des Bachseppen August, einen jungen Fruchthändler, der so still und friedlich und harmlos war, wie seine Fruchtsäcke, nur daß diese mehr Waizen in sich trugen, als Spreu, was man von ihrem Herrn nicht sagen konnte. Ein so billiger Mann sollte also das kostbare Lenele erhalten.

Abgesehen von dem räthselhaften Geschmack weiblicher Wesen war mir aber gleich klar, daß Vetter August seinen Sieg dem Werber verdanke, der für ihn, den Wortkargen und Schüchternen, ausging ein Weib zu suchen und kühn auf die beste „Partie" losging.

Dieser Werber aber war des Freiers Onkel, der damalige Bürgermeister Wölfle. Er hatte in Köln seine Lehre als Kaufmann gemacht, wo meine Großmutter und seine Mutter ihn einmal besuchten — und er sprach zeitlebens den rheinischen Dialekt. Diese rheinisch-preußische Sprachweise imponirt ja heute noch zahllosen, süddeutschen, weiblichen und männlichen Schafen, warum sollte sie lange vor 1870 nicht des Engelwirths-Sepples Lenele imponirt haben, das eigentlich auch nur ein schönes, niedliches Schäflein war! Und das hat sie, ich weiß es.

Es war ein schöner Herbsttag des oben genannten Jahres 1858 und droben im lustigen Dorfe Mühlenbach eine Hochzeit. Ich schritt vom Urwald herab ins Thal und traf Haslacher, welche bei der Hochzeit gewesen waren,

auf dem Heimweg. Unter ihnen waren das kleine Lenele, schön wie eine Odaliske, der alte Sepple neben ihm hertrippelnd und der Brautwerber. Dieser machte sich von der Gruppe los, blieb mit mir einige Schritte zurück und meldete, er habe eben in Mühlenbach Leneles und ihres Vaters Jawort erhalten für den „Aujust".

Ich staunte nicht wenig, meinte aber alsbald: „Sie werden beide schön eingeseift haben mit Ihrem preußischen Maul." Er schmunzelte und gestand alsbald, alle Finessen seines Geistes und seines Kölner Dialektes benutzt zu haben.

Alles staunte im Städtle über die Verlobung und pries den August als Glückskind, dem so unerwartet das schöne Lenele und der reiche Sepple in seine Fruchtsäcke gefallen waren. —

Ich verließ die Heimath und kam an Ostern wieder — immer noch Student. Vetter August hatte indeß das schöne Lenele heimgeführt. Er nahm mich einmal mit in sein Heim, in dem ich von Knabenzeiten her alle Winkel kannte, und ich sah die junge Gattin strahlend in Jugendschöne und in Zufriedenheit. Der Sepple aber war immer noch Hausknecht und blieb's noch Jahr und Tag, bis ihm und dem August ein neuer Stern aufzugehen schien.

Der „Adler", dem Schwiegersohn gegenüber, wurde feil, der Sepple kaufte ihn, und der August wurde Wirth und das Lenele Wirthin, wozu eigentlich keines von beiden taugte.

Ein Wirth in Hasle muß ein gutes Mundstück haben, weil die Haslacher gerne reden und unterhalten sein wollen. Der August, von Natur aus ein Phlegma zu Pferd, war seit Jahren lautlos neben seinem Fruchtwagen

hermarschirt nach Offenburg auf den Markt und wieder zurück. Schon für den Fruchthandel hatte ihm die nöthige Redegewandtheit gefehlt, für einen Wirth aber ging sie ihm gänzlich ab.

Schön-Lenele aber war gewohnt, sich bedienen zu lassen; Schoppen auftragen und „zu jedem hinsitzen“ war nicht seine Sache.

Das merkte der kluge Sepple bald, drum gab er seine vierzigjährige Hausknechtsschaft auf und zog zu den jungen Leuten in den Adler. Aber er konnte wohl mit den Pferden umgehen und den Bauern, die ihm zulieb vom Engel in den Adler gewandert waren, aus- und einspannen, aber ein alter Hausknecht gibt selten einen guten Wirth ab. Zudem war der Sepple auch ein wortkarger, stiller Mann, der lieber zuhörte, als selber sprach.

Es war wieder Sommer und wieder Herbst geworden — ich kam abermals heim, zum letztenmal als Student. Im elterlichen Hause hatte neben mir sein Schlafgemach mein Freund, der Arzt Feederle. In einer September-Nacht weckte ihn und mich zugleich die Hausglocke. Er öffnet sein Fenster und spricht mit jemanden auf die Straße hinab. Ich kenne die Stimme, es ist eine Nachbarin vom Adler, des Vaterunser-Drehers Antonie, und ich höre, wie sie sagt: „Herr Doktor, kommen Sie gleich, die Adlerwirthin ist schwer krank geworden.“

Er ging, und am kommenden Morgen war das Lenele todt, und todt sind heute längst auch jene Nachbarin und der Doktor selbst.

Am dritten Tage haben wir das schöne, junge Weib begraben, und ich schritt unmittelbar hinter dem Vetter August und dem alten Sepple im Leichenzug. Ich sah beide nie weinen, heute weinten sie.

Und wieder ward es Sommer — im andern Jahr 1863 — da hab' ich als „Neupriester" den August mit einer andern getraut in der Kirche zu Hasle, und vom Lenele redete niemand mehr, nur der alte Vater mochte noch öfter seiner gedenken.

Das Lenele war todt, die neue Frau hatte kein Interesse für den alten Mann, der zusah, wie es bergab ging im Adler, trotzdem er die letzten Reste seines Vermögens zusetzte.

Es vergingen noch einige Jahre, und mit einem Schlage wurde der Sepple ein armer Mann. Der Engelwirth, sein alter Dienstherr, dem er die Hälfte seines Vermögens anvertraut, machte Bankerott, und der einstige Hausknecht, der nur handschriftliche Schuldscheine, aber keine Hypotheken hatte, verlor alles auf Heller und Pfennig.

Bald darauf ward auch dem August alles verkauft, und der Sepple verlor die andere Hälfte ebenso gründlich. Jetzt wäre dem einst ob seines Reichthums beneideten Hausknecht nichts anderes übrig geblieben, als das Spital, in welchem sein Dienstherr, ebenso arm wie er, Aufnahme gefunden — aber er fand, was so selten im Leben, einen Freund in der Noth, und dieser Freund war ein ehemaliger — Hausknecht. Drum laß ich mir, wie schon oben gesagt, die Hausknechte nicht schelten.

Der Sepple und der Jörgle waren konkurrenzlos die ersten Hausknechte in Hasle gewesen und im Verdienst und Respekt obenan unter ihren Standesgenossen. Ihnen zunächst stund der Hausknecht in der Sonne, der wenig fremde Fuhrleute, aber an Markttagen viele Bauern hatte.

Bürger und Bauern geben lieber Trinkgelder als Herrenleute. Diese Erfahrung habe ich längst gemacht.

Bei den Herrenleuten gehört es zum guten Ton, gilt es als vornehm, wenn sie irgendwo dinirt haben, den Dienstboten in der Küche nichts zu geben, weniger gebildete Leute und Bauern pflegen aber in solchen Fällen, auch wenn's kein Diner war, nicht ohne Trinkgeld fortzugehen.

Drum sind die Hausknechte, bei denen Bauern einstellen, nirgends schlecht daran. Diese verlangen keine Komplimente und geben gut Trinkgeld. So kam auch der Hausknecht in der Sonne, der „Vollmersepp" aus dem unfernen Entersbach, zu Vermögen in der gleichen Zeit, da der Sepple und der Jörgle florirten.

Er kaufte sich in den fünfziger Jahren das Haus, in welchem in meiner Jugendzeit der alte „Lichter-Läufer" wohnte, ein Lichterzieher und Musikant dazu, von uns Knaben geehrt, wie einst ein Druide und Barde beim Volk der Kelten.

Der Lichterläufer stammte noch aus der Glanzperiode des Haslacher Bürgerthums im 19. Jahrhundert, aus der Zeit, da die Bürger noch ein Infanterie-Korps und ein Dragoner-Korps formirten. Damals war der Lichterläufer Kapellmeister bei der Infanterie und der Seiler Hämmerle sein Vice-Kapellmeister, während Lambert, der Schmied, Stabstrompeter beim Musikkorps der Dragoner war.

Zu meiner Knabenzeit war dieser Flor dahin, und der Lichterläufer hatte bei dem einzig noch bestehenden Infanterie-Korps seine Stelle an Lambert, den Schmied, verloren. Aber er musizirte jetzt privatim.

Jeden Abend saß er nach vollbrachtem Tagewerk in seiner Stube, rings um ihn 6—8 Zöglinge für Piccolo, Flöte und Klarinette. Unter seinen Schülern war's ihm wohl, wie einem König. Die Noten sang er den Anfängern

so laut vor, daß man ihn die ganze „hintere Gasse“ hinauf hören konnte.

Fast jeden Abend, wenn ich noch ans „Schwarzbecken-Brunnen“ Wasser holen mußte, lauschte ich des Lichterläufers Musikschule.

Es dürften bald fünfzig Jahre sein, seitdem der Tod dem alten Musikus den Taktstock aus der Hand genommen, ich meine aber, es seien erst zehn Jahre vergangen, seitdem ich vor seiner Hütte „zugehorcht“ habe.

Eigenthümlich starben später seine zwei ledigen Töchter. Als die eine begraben werden sollte, schaute die andere, etwas unpäßlich, vom Fenster aus der Einsegnung der Leiche zu, die vor dem Haus vorgenommen wurde — und da die Leute vom Gottesacker heimkamen, war die lebend zurückgebliebene Schwester auch eine Leiche. —

Der Vollmersepp, der Nachfolger im Hause des Lichterläufers, trieb einen Schnaps- und Weinhandel und war ein allgemein beliebter Mann in Hasle. Er paßte vortrefflich zu den Haslachern, war lustig und durstig und dazu allen Menschen gefällig.

Er hatte kaum erfahren, daß sein alter Kollege, der Sepple, ein blutarmer Mann geworden sei, als er ihm sein Haus nebst Verpflegung unentgeltlich zur Verfügung stellte. Er nahm den einundsiebzigjährigen Greisen auf wie einen Vater.

Still und zufrieden saß dieser an Sommer- und Herbsttagen vor dem Hause seines edlen Freundes und sonnte sich, nicht ohne seine Blicke öfters das benachbarte Gäßchen hinunterschweifen zu lassen, in dem der Adler lag, und wo sein Lenele so jung hatte sterben müssen.

So verlebte der Sepple bis zu seinem 1875 erfolgten Tod noch sechs sorgenlose Jahre beim Vollmersepp, der

ihm, obwohl dreißig Jahre jünger, im Tod bald nachfolgte, und sicher den verdienten Lohn gefunden hat für seine Barmherzigkeit.

Sepples Geschlecht aber pflanzt ein armer Schneider fort, droben im Wiesenthal, der Sohn des schönen Lenele.

Wenn die alte Kaminfegerin, welche das Lenele aufzog wie eine Prinzessin und ihm immer predigte vom Reichthum ihres Vaters, wüßte, daß Leneles Sohn ein Schneider habe werden müssen Armuths halber, sie würde nicht wenig staunen.

Vetter August, der glückliche Gatte des vielbegehrten Hausknechts-Töchterleins, lebt schon längst als zweifacher Wittwer. Er hat aber gute Tage als Haus-, Hof- und Stallmeister und des weitern Leibkutscher des Arztes Heptig in Hasle, eines reichen und wohlwollenden Mannes. Bei dem gilt der August als Faktotum und ißt ungesorgteres Brod, denn je. Außerdem gehört er zu jenen glücklichen, nicht sensitiven Naturen, welche kein Unglück darnieder wirft und die da singen und sagen: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es, wie es will," und diesem Singen und Sagen gemäß auch leben.

3.

Noch weit tragischer als der Sepple endigte sein Amtsbruder und Rivale, der Jörgle, damit beide beweisen sollten, daß das Glück nirgends zu wohnen pflegt, nicht einmal bei anscheinend glücklichen Hausknechten, und daß die Worte Solons, niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen, nicht bloß Königen und Krösussen, sondern selbst den Hausknechten gelten.

Wer den düstersten Tannenwald um Hasle, den Bächlewald hinaufschreitet, der kommt nach zweistündigem steilem Waldesgang auf eine Oase inmitten der Tannenbäume — es ist der Flachenberg. Einsam wohnen hier zwei Großbauern und einige Taglöhner ein weltfernstes, idyllisches Leben, um das ich sie schon oft beneidete, wenn ich von der über ihnen liegenden Heidburg hinabschaute auf das stille, waldumsäumte Fleckchen Erde.

Und doch wohnt auch hier das Glück nicht. Als ich im wunderschönen Monat September 1895 einmal auf der Heidburg war, mich freute an dem Sonnenschein über den lichten Föhren und hinabsah auf den Flachenberg, trat zu mir einer der Steinhauer, die in der Heidburg Steine brechen und verarbeiten. Er klagte, daß ein harter Gläubiger ihn um sein Häuschen, um seine paar Felder und um seine Kühe gebracht habe und er jetzt als der ärmsten einer auf dem Flachenberg leben müsse. Wenn der Steinbruch nicht wäre, wüßte er nicht, wovon leben mit seiner Familie.

Also selbst in dieser Weltferne der heute so brennende Kampf ums Dasein, der Kapitalist und der arme Mann miteinander ringend, dachte ich. Und die Natur ringsum so still und so friedlich und so Glück verheißend!

Ich wollte — im Hinabschreiten von der Heidburg — eben ganz pessimistisch werden, weil es nirgends glückliche Menschen gebe, nicht einmal auf dem Flachenberg, da tönte mir ein wunderbarer Gesang entgegen von Kinderstimmen. Es waren kleine Hirten, die hier auf der Scheide zwischen Elz- und Kinzigthal Rinder und Schafe weideten. Die Buben vom Elzthal, von der Herne und vom Rittacker, stunden unten und hüteten zwischen im Abendsonnenschein glänzenden Föhren-Hainen ihr Vieh,

und auf der Höhe stund, ebenfalls hütend, ein Mädchen vom Kinzigthal, des Schloßburen Theres, kaum 15 Jahre alt. Die Therese sang Sopran, die Buben drunten Alt, alle so schön und so geübt, daß die Engel im Himmel sicher nicht schöner singen können.

Die sind glücklich, dachte ich jetzt. Aber warum sind sie's? Weil man ihnen keine Häuser und keine Aecker nehmen und keine Kühe versteigern kann, wie dem armen Steinhauer auf der Heidburg droben. Sie nennen nichts ihr eigen als ihre Kinderfröhlichkeit, und das macht ihr Glück aus.

Drum ist die Jugend die Zeit der Glückskinder, und dreimal bejammernswerth der Mensch, der eine unglückliche Kinderzeit verleben mußte, ein seltenes Unglück, aber um so furchtbarer.

Es gibt zwar auch alte Glückskinder, bezeichnender Glückspilze genannt. Es sind das in der Regel Leute, die ohne ihr Zuthun eben von glücklichen Umständen am Schopf genommen und all ihr Lebtag getragen werden. Ihnen gelingt alles, wenn sie es noch so ungeschickt angreifen, es „kalbelt" ihnen, wie ein Kinzigthäler Sprichwort sagt, der Holzschlägel auf der Bühne.

Dazu sind sie noch mit einer billigen Denkungsart ausgestattet und fühlen die eigentliche geistige Noth des Menschen so wenig, wie ihre Namensvettern, die Pilze im Walde.

Der Satz des Dichters, daß in unserer Brust unseres Schicksals Sterne ruhen, ist nur in homöopathischer Dosis genommen wahr. Es wohnen in manches Menschen Brust die schönsten Ideale, das ehrlichste Streben, die reinste Liebe, und sein Schicksal ist Noth und Elend und Schmerz und Kampf, während charakterlose Realisten, Materialisten und — Esel Glückskinder sind.

Und doch meine ich, es sei besser, Ideale in sich zu tragen und in Schmerzen zu leben, als ein realistischer und materialistisch gesinnter, vor der Welt glücklicher Esel zu sein. —

Aber nun wieder zurück zum Flachenberg.

Es war im Vorsommer des Jahres 1849 und ich noch ein Knabe. Im Städtle Hasle war alles auf den Beinen gewesen, um für die morgige Fronleichnams-Prozession die Häuser zu verzieren. Ich hatte mit unserm Knecht Birken- und Lärchenbäumchen im Walde geholt und mich müde zu Bette gelegt, voll Freude über den kommenden Tag.

Ich schlief allein hinter einer Bretterwand in der großen Wohnstube des Elternhauses. Da kam in der Nacht ein gewaltiges Gewitter. Der Vater kam herab in meine Stube und hieß mich aufstehen und beten. Er öffnete das Fenster und schaute in das Unwetter hinein. Plötzlich erfolgte ein Schlag. Ich bekreuzte mich. Der Vater schloß das Fenster und meinte: „Es hat in den Bächlewald geschlagen.“ Am Morgen in aller Frühe, da wir unsere Waldbäume vor dem Hause eingruben und aufstellten, kamen Bauersleute von den Bergen herab und meldeten, es habe heute Nacht in des Göhringer-Tonis Hof auf dem Flachenberg eingeschlagen. Der Hof sei gänzlich abgebrannt sammt dem Vieh. Auch der alte Bauer, der Göhringer-Toni, welcher in der Verwirrung in den Keller geflohen, sei verbrannt. Man habe ihn noch lange schreien hören, ihm aber niemand helfen können.

Das wurde an jenem Morgen erzählt, und es steht so frisch vor meiner Erinnerung, als ob es erst vor zwei Jahren geschehen wäre.

Am Grabe des Vaters und des Elternhauses stund der zweiundzwanzigjährige Sohn, der Jörgle, ein kleines, feines, rothbackiges, hübsches Männlein mit goldenen Ohrringen, damals schon Hausknecht in Hasle.

Es war ein Doppelhof gewesen, in den der Blitz geschlagen, und der „Heidensepp" hatte ihn mit dem Göhringer-Toni getheilt. Der Jörgle war noch nicht geldkräftig genug, um die Schulden seines Vaters zahlen und den Hofantheil seiner Familie erhalten zu können.

So kam des Heidenseppen Bruder dazu, der „Heidenjok". Die beiden Brüder bauten neu, jeder ein Haus, und bis zur Stunde blüht ihr Geschlecht auf dem Flachenberg.

Mit zweiundzwanzig Jahren schon Hausknecht in Hasle im Kreuz hieß anno 1849 so viel, als ein gemachter Mann sein und eine gute Karriere gemacht haben. Denn das Kreuz war eine der renommirtesten Herbergen im Kinzigthal, wo man allzeit was hielt auf gute Wirthshäuser, und es war das vornehmste in Hasle. Im Engel kehrten mehr die Frachtfuhrleute ein, im Kreuz die Geschäftsreisenden, die fremden Herrschaften und die reichern Bauern. Da gab's fast noch bessere Trinkgelder als im Engel, und bei uns Buben war der Jörgle anfangs deßhalb schon noch mehr verehrt als der Sepple, weil er viel schönere Pferde zu vergeben hatte zum Tränken und zum in die Kinzig Reiten.

Diese in unsern Augen glänzende Stelle verdankte der kleine Jörgle einem Zufall und seiner Tüchtigkeit.

Zwanzig Jahre alt war der Jörgle ins Kreuz gekommen als Feldknecht und erster Adjutant des Hausknechts, dessen Verpflichtung es war, seinem Kollegen den Jahreslohn zu bezahlen. Die Stelle eines Hausknechts

in einem verkehrsreichen Wirthshaus war so gut, daß der Wirth dem Oberknecht und seinen Gehilfen nur Kost und Wohnung gab, aber keinen Pfennig Lohn. Sein Reichskanzler, der Hausknecht, mußte sich und andern denselben verdienen.

Hausknecht im Kreuz war aber vor dem Jörgle der „Frieder“. Ich war kaum zehn Jahre alt, da ich dem Frieder noch Dienste leistete, und trotzdem bald fünfzig Jahre darüber hin sind, steht er doch noch vor mir, als wären wir erst vor fünf Jahren mit einander im Verkehr gestanden.

Der Frieder war ein „Ueberländer“, d. h. aus dem Elzthal, von Oberbiederbach, ein steifer, großer Kamerad mit einer Kartoffelnase zwischen zwei kleinen, dunkeln Augen und einem Ohrenbart.

Die Uniform aller unserer Hausknechte, also auch die Frieders, war eine blaue Blouse über dunkeln Hosen und auf dem Haupt eine gestickte Cerevismütze mit Quaste.

Aber ein guter Kerl war der Frieder und ich unter den kleinern Buben sein Liebling. Wenn ich zu ihm unter die Stallthüre trat, gab er mir stets eines der schönern Pferde zum Reiten, und er schritt mit den andern nebenher dem Brunnen zu. Seine Vorliebe zu mir hatte aber einen Grund, den ich erst viele Jahre später erkannte, und dieser Grund ist der allbekannte, der so oft von Königen und Kaisern abwärts bis zum Hausknecht sich findet und der in der bekannten Frage gipfelt: „Wo ist das Weib?“

Wir hatten damals eine Magd, die hieß Regina und war auch von den Bergen, unweit von Frieders Heimath. Sie war eine große, starke, schwarzäugige und schwarzhaarige Person und frech dabei. Aber das Wort frech hat unter dem Landvolk im Kinzigthal eine gute Bedeutung, es will heißen kouragirt, mundfertig. Wenn sie

nun an Tagen, an denen mein Bäcker-Vater den in meiner „Jugendzeit“ geschilderten „Abertag“ hatte, meines Vaters Brod feil hielt unter dem Rathhaus, dem Kreuz gegenüber, da kam der Frieder, wenn er Zeit hatte, und schäkerte in harmlosester Art mit der „Regi“, seiner einstigen Nachbarin in den Bergen.

Ich mußte ihr manchmal noch Brod nachbringen und sah dann den Frieder bei ihr stehen, sah auch, wie die abfahrenden, fremden Fuhrleute mit den andern Mägden, die am nahen „Rohrbrunnen“ Wasser — oder bei der Regi Brod holten, scherzten. Die Morgensonne sandte dazu ihre ersten Strahlen vom Urwald her ins Städtle, aber sie sah auf lauter heitere, glückliche Menschen.

Die Fuhrleute kauften und schenkten den Mädchen bisweilen eine Brezel oder nahmen von der Regi einige Wecken für sich mit auf den Weg. Wenn sie dann ihre großen, ledernen Beutel öffneten und darin ihre Kronenthaler blicken ließen, da tönte es in meinem Knabenherzen: „O selig ein Fuhrmann zu sein, so viel Geld zu haben, dazu schöne Rosse und in den frischen Morgen hineinfahren und hineinknallen zu können bis zum nächsten Wirthshaus!“

Ich hätte das Geld nicht gehabt, um auch nur eine Brezel für zwei Kreuzer kaufen zu können und zum Essen einer solchen kam ich zehnjähriger auch sehr spärlich, trotzdem ich ihres Erzeugers Sohn war. —

Der Frieder war schon lange auf seinem einträglichen Posten und hatte Geld. Drum trug ihm eine verwittwete Büre von Hofstetten Hand und Hof an. Der Frieder heirathete und wurde „Mathislis-Bur“, ist heute aber längst ein todter Mann. Die Regi starb ledig und hochbetagt in den Bergen ihrer Heimath, nicht ohne auf

dem Bauernhof, in dem sie ihre alten Tage verlebte und starb, von mir ein Zeugniß hinterlassen zu haben.

Im Frühjahr 1895 traf ich unten im Thal, über dem der Geburtshof der Regi steht, ihren Neffen, einen betagten Mann. Wir sprachen von der Regi, und er meinte, sie habe oft erzählt, was ich für ein wilder Bub gewesen sei und daß mein Vater oft gesagt habe: „Ich will nur sehen, was aus dem Kerl noch wird.“ —

Unerwartet war der Frieder 1847 von seinem Hausknechts-Paschalik geschieden, und unerwartet avancirte der zwanzigjährige Jörgle. So gut hatte er sich gemacht und gestellt, daß der Kreuzwirth ihn trotz seiner Jugend zum Wesir seines Hauses ernannte.

Ich sehe ihn noch, wie wenn's erst gestern gewesen, in seiner flotten, sammtnen Cerevismütze unter dem großen Hausthore stehen, fein, vornehm, ein Gesicht voll Milch und Blut und alles dessen selbstbewußt.

„Der König ist todt, es lebe der König!“ riefen die alten Franzosen und huldigten dem neuen Regenten. Aehnlich riefen die alten Haslacher Handwerker, die von den fremden Fuhrleuten lebten, der alte Hausknecht ist fort, es lebe der neue, und huldigten dem Jörgle, der von Stund' an ein respektirter Mann war, weil er seinen Nebenmenschen nützen oder schaden konnte.

Aber der Jörgle war auch beliebt in den ersten Jahren seines Wesirats; denn er war freundlich und von gefälliger Art, wie sie vornehmen Leuten geziemt.

Das Kreuz in Hasle war ein vornehmes Wirthshaus. Hier gab es kulinarische Gerichte und Genüsse, über die wir Buben staunten. Am meisten wunderten wir uns über die Austern, welche da verzehrt wurden, und um deren Schaalen wir junge Proletarier uns am

„Schüttstein“ bei der Küche schlugen. Oft stunden wir auch dort und fingen die Dämpfe, die aus dem Küchenfenster zogen, in unsere hungerigen Nasen auf, und einer sprach zum andern: „Schmeck a mol, wie des guot schmeckt.“

Manchmal begleiteten wir auch den Jörgle, wenn er, was seines Amtes war, Forellen holte in des Kreuzwirths Fischkasten „auf dem Graben“. Ich erinnere mich noch, es war in der Revolutionszeit, wie eines Tages an diesem Fischkasten einige Haslacher Freischärler meinten, „wenn der Kreuzwirth nicht auch ein Mann der Freiheit wäre, hätte man den Kasten längst aufgebrochen und die Forellen geholt, wie die vom Amtmann, denn alles, was in der Luft, im Wasser und im Walde lebe, sei Eigenthum alles Volkes“.

Diese Lehre gefiel uns Buben über alle Maßen, und zu den Annehmlichkeiten, welche uns die Revolution brachte in Schulfreiheit und täglichem Spektakel, gehörte auch das Forellenfangen. Bis dahin durften wir nur Grundeln stechen in den Thalbächen, und wenn einer eine Forelle fing, ging's auf Kosten seines Gewissens und lief nie ohne die Angst ab, erwischt zu werden. Die Revolution machte uns hierin die Bahn frei. —

Gäste, die gut zu essen und zu trinken bekommen, sind in der Regel auch gut gelaunt beim Fortgehen und geben gerne Trinkgelder. Auf diese Art sorgte der Kreuzwirth von Hasle auch indirekt für das Einkommen seines Wesirs, und Jörgles Taschen füllten sich.

Wir Buben kamen nicht so gut mit ihm aus, wie mit dem Frieder; denn der Jörgle war hitzig, und wir respektirten ihn bald nicht mehr so, wie seinen Vorgänger, weil er dazu noch blutjung aussah. Endlich trennten wir uns ganz von ihm und das kam also:

Der Kreuzwirth pflanzte, was damals in Hasle nicht häufig war, Welschkorn, und wir Buben waren große Liebhaber der reifen „Zapfen“ (Kolben), die wir am Feuer brieten und dann die Körner aßen, als wären es Datteln oder Kastanien.

Die Felder des Kreuzwirths lagen an der Straße oberhalb des Städtchens, und Jörgle, der Hausknecht, holte eines Tages mit Roß und Wagen Welschkorn. Wir gingen, als er ins Städtle einfuhr, hintendrein und zogen so viele Kolben, als wir bekommen konnten, aus dem Wagen. Der Jörgle, der vornen saß, sprang ab, verjagte uns und setzte sich dann wieder auf den Wagen. Kaum saß er aber wieder, so fing unser Manöver von neuem an. So ging's die „vordere Gasse“ hinauf. Er wurde schließlich teufelswild, denn er war stolz und schämte sich, daß wir ihn „vor allen Leuten blamirten“, und er schwur feierlich, laut und auf offener Straße, jedem, der noch einmal in seinen Stall komme, „ein Bein abzuschlagen“.

Fortan ging ich nur noch zum Sepple in Engel, wohin ich der Nähe halber ohnedies mehr gewandelt war. Meine Freundschaft mit dem Jörgle war zu Ende.

Besser stunden wir Buben auch nach der Feindschaft mit dem Hausknecht noch mit dem Unterknecht im Kreuz, mit dem „Wälder-Sepple“. Der war unfern von Hasle im Oberprechtthal daheim, hatte, ehe er nach Hasle kam, „auf dem Wald“ gedient, d. h. in der Gegend von Triberg, drum gaben ihm die Haslacher den Beinamen „der Wälder“ und seinen Vornamen Josef tauften sie wegen seines Trägers Kleinheit in Sepple um, und so ging das Knechtlein als „Wälder-Sepple“ durch Hasle, und niemand kümmerte sich um seinen Geschlechtsnamen.

Der Wälder-Sepple war der eigentliche Feldknecht des Kreuzwirths und ein guter Mensch, der uns nicht wehrte, wenn wir seines Herrn Welschkorn oder die Aepfel, welche an der Mühlenstraße wuchsen, versuchen wollten.

Er blieb aber nicht allzu lang in Hasle. Nachdem er sich „ein Geldle“ erspart hatte, zog's ihn wieder auf den Wald, wo sein Herz geblieben war. Er kaufte sich ein kleines Gütle in Schonach, heirathete seinen alten Schatz, dem er Treue gehalten in der Fremde, und wurde ein „Bürle“. Das wollt' aber nicht „lingen“, der Sepple verkaufte sein Gütle wieder und arrangirte ein Botenfuhrwerk von Triberg über Hasle nach Freiburg.

Es war ein hartes Brod, das die Boten, welche, ehe die Eisenbahn ging, vom Kinzigthal her nach Freiburg fuhren, verdienen mußten, aber es ernährte seinen Mann vollauf. Drei Tage in der Woche, vom Freitag bis Sonntag Abend, gab's keine Ruhe. Tag und Nacht wurde durchgefahren, vorab vom Wälder-Sepple, der die längste Route hatte; dabei war eine nächtliche, mühsame Gebirgstour mit Vorspann über die Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz.

Am Samstag früh, wo der große Wochenmarkt in Freiburg ist, dort sein und am Sonntag wieder daheim, so verlangte es ihr Botendienst.

Zu meiner Knabenzeit fuhren der Vorrho und der Fehrenbacher von der obern Kinzig her über Hasle nach Freiburg; später noch vom Gutacherthal her der Wälder-Sepple.

Diese Boten waren eine Art Packetpost und für die Leute sehr bequem. An jedem Hause nahmen sie Bestellungen und Kommissionen an, die sie in ihr „Gedenkbuch“, aus Pergamentblättern bestehend, eintrugen. Briefe,

die zugeklebt oder gesiegelt waren, sollten sie keine befördern von wegen des Staatsmonopols. Die Kinzigthäler waren aber schlau genug und nähten die Briefe, welche sie den Boten mitgaben, mit Faden zu.

Die Eisenbahnen haben die Botenfuhrwerke im Kinzigthal weggeschwemmt, wie so vieles Alte und Praktische, am letzten den Wälder-Sepple. Jetzt kehrte er in seinen alten Tagen, nachdem er acht Kinder großgezogen, zurück zu seinem ersten Beruf; er wurde wieder Knecht und lebt heute, 1896, noch als greiser Hausknecht im Adler in Schönwald, wo zur Sommerszeit viele Fremde weilen.

Ich staunte nicht wenig, da ich hörte, der Wälder-Sepple, welcher uns Knaben so ruhig gewähren ließ an des Kreuzwirths Apfelbäumen, sei noch am Leben zu einer Zeit, da ich selbst dem Greisenalter mich nähere. —

Mit dem zunehmenden Verdienst wuchs auch Jörgles Stolz und Wohlleben. Er sah, wie die Herrenleute im Kreuz gut aßen und selbst Champagner tranken, und so kam ihn nicht selten die Laune an, auch Champagner zu trinken „für sein Geld“. Und er that es in Gesellschaft anderer Knechte, die den Herren zeigen wollten, daß ihnen der Champagner gerade so gut schmecke, wie jenen.

Es klirrten die Gläser, es jauchzten die Knecht'.

In Hasle wurde in jenen Tagen mehr Champagner getrunken, als heute, weil die Fuhrwerke, die den Weltverkehr vermittelten, viel Geld brachten.

Es müssen gute Zeiten sein, in denen Knechte Geld genug haben, um Sekt trinken zu können. —

Anfangs der fünfziger Jahre begann mein „Studium“, und ich fand bald keine Zeit und keine Lust mehr, bei den Hausknechten und in den Roßställen Studien zu machen.

Manch' freundliche Leserin wird meinen, daß ich bisweilen ein so ungalanter und unhöflicher Mensch sei, komme gewiß noch aus den Tagen meines Verkehrs mit Hausknechten und Roßställen.

Ich lasse mir aber, wie schon einmal gesagt, die Hausknechte nicht schelten. Man thut diesen Leuten ohnehin Unrecht genug an, indem man ihren ehrlichen Titel, der einen braven Mann bezeichnet, zu einem Schimpfwort mißbraucht. Grob wie ein Hausknecht, roh wie ein Hausknecht sind Redensarten, die bei unsern Gebildeten gang und gäbe sind.

Ich habe nie einen groben und rohen, wohl aber stets höfliche und anständige Hausknechte kennen gelernt. Wenn einer von ihnen bisweilen im Namen seines Herrn einen unartigen Gast vor die Thüre setzen muß, so ist das nicht Grobheit, sondern Pflichterfüllung, und beklagen kann sich darüber nicht einmal der, über den des Hausknechts kräftige Hände gekommen sind.

Die Hausknechte sind überhaupt in Mißkredit wegen ihrer untergeordneten Stellung. Es kann einer als Mensch weit unter einem Hausknecht stehen, er hat aber viel Geld, bekleidet eine hohe Stelle oder ist von Adel — und er wird geehrt und ästimirt wie ein hoher Ehrenmann.

Wenn der geringste Hausknecht im deutschen Reich heute die Millionen eines Vanderbilt erbte, morgen würden ihm Gräfinnen und Baroninnen nachlaufen, und alle Welt würde um seine Freundschaft buhlen.

Und in der Hausknechte Revier, im Roßstall, geht es viel anständiger her, als in vielen modernen Musen-Tempeln, Theater genannt. Ich habe in den Roßställen von Hasle bisweilen einen Fluch gehört, sonst nie was Böses weder gesehen noch gehört. In unsern Theatern

aber wird vielfach die Tugend verhöhnt, die Liederlichkeit verherrlicht und zahllose Seelen werden verdorben.

Aber freilich, das alles geht feiner her, man macht Musik dazu, und die ganze Gesellschaft duftet von Parfüm — und drum lobt und liebt man die Theater und schimpft über Hausknechte und ihre sittliche Rohheit.

Doch ich will aufhören die Hausknechte zu vertheidigen, sonst komme ich in den Verdacht, auch solche Menschen zu idealisiren, wie mir gewisse Leute schon vorgeworfen haben, ich hätte in meinen „Schneeballen" Lumpen idealisirt.

Ich will nun doch, da wir an einem ähnlichen Gegenstand sind, eine neue Kritik herausfordern und hier meine Lumpen vertheidigen.

Ich schreibe zunächst Volksbücher und keine Heiligen-Legenden. Wenn ich aber einmal von den letzteren schreiben wollte, könnte ich alle jene Leute, welche sich über die Lumpen unter ihren Mitmenschen aufhalten, nicht in dies heilige Buch brauchen. Die ächten Heiligen und die wahren Frommen pflegen nämlich von ihren Mitmenschen, selbst wenn diese noch so tief gesunken wären, nie per Lumpen zu reden. —

Und der göttliche Heiland hat seine schärfsten Verurtheilungen nie gegen Lumpen der untern Stände, denen auch meine Leute angehören, sondern gegen die bessern und gebildetern, die Schriftgelehrten und Pharisäer gerichtet; um Zöllner und Sünder, um verachtete Menschen aber hat er sich liebevoll angenommen.

Diejenigen Sterblichen, welche sich nicht zu den Lumpen rechnen, mögen unserm Herrgott danken, daß sie keine Lumpen geworden sind und ihre Ahnen, ihre Erziehung

und die eigene Kraft es ihnen möglich machten, zu den Nicht-Lumpen auf Erden zu zählen. Ich lasse mir aber „meine Lumpen" nicht schelten. Sie sind bei all' ihren Schwächen, die sie großentheils nicht gekauft und nicht erlernt, sondern geerbt haben, Originale, keine Alltags- und Schablonenmenschen, keine Fabrik- und keine Dutzendwaare. Sie zählen unter ihren Kollegen in der Welt geniale Leute, große Künstler und große Dichter. Wie oft hört man sagen, er ist ein äußerst geschickter und talentvoller Mensch — aber ein Lump.

Wem die Götter zu viel geben, pflegten die alten Griechen zu sagen, dem legen sie einen Fluch dazu. Und so kommt es, daß wir an den begabtesten Menschen oft die größten Fehler entdecken.

Endlich haben meine Lumpen noch das Gute, daß sie sich idealisiren lassen. Es gibt Leute, die keine Lumpen sind, wenigstens sich nicht dafür halten, die man aber mit dem besten Willen so wenig idealisiren könnte als einen Holzschuh. —

Es ist überhaupt interessant, psychologisch interessant, in den verschiedenen Kritiken, die ein Buch erfährt, Menschenstudien zu machen.

Da schickt mir mein Verleger von Zeit zu Zeit eine Anzahl von gedruckten Urtheilen über das oder jenes Buch von mir oder ich höre von Freunden, was der oder jener darüber gesagt hat, und muß oft laut auflachen, wenn ich lese oder höre, was Kritiker und Krittler einem für Dinge unterlegen, an die man gar nicht gedacht hat.

Ich bin auch gewohnt, zu kritisiren, und habe sicher kein Recht, empfindlich zu sein, wenn andere Leute meine Urtheile und Ansichten besprechen, und ich muß dankbar sein, daß die Kritik im allgemeinen so gut mit mir um-

geht. Aber ich kann gar oft aus den verschiedenen Besprechungen herauslesen, weß' Geistes, weß' Denkens und Fühlens der Kritiker ist.

Meine Schriftstellerei gleicht einem Droguen-Geschäft, in welchem allerlei Gewürze, Salze und Spezereien servirt werden. Trifft nun einer beim Lesen eines meiner Bücher auf ein Gewürz, das ihm nicht paßt, sei es Koriander oder Pfeffer, — Zibeben und Rosinen führe ich nicht — so spuckt er dagegen aus. Versalz' ich einem andern die Suppe, die er sich über Welt, Zeit und Menschen zusammengekocht oder die, richtiger gesagt, ihm andere zum Essen vorgesetzt haben, so wird er bös über mich, weil er glaubt, seine Suppe sei vorzüglich und brauche kein Salz, obwohl sie keinen Tropfen Fleischbrühe, sondern nur Spülwasser enthält.

Drum schimpft er mich einen schlechten Koch, weil ich ihm was vorsetze, das sein geistiger Magen nicht ertragen kann, der gewohnt ist, nur das zu verdauen, was andere ihm vorher zurechtgekaut haben.

Und doch bin ich der ehrlichste Droguist von der Welt, ich gebe meinen Kümmel, Koriander und Pfeffer durchaus ungemischt und in Original-Verpackung ab.

Aber wer mag's allen Leuten recht machen? Von meinem „Leutnant von Hasle“ hieß es, er habe eine „frömmelnde Tendenz“, während andere meinten, „wie ein Pfarrer so was Unfrommes schreiben könne?!“

Ich bin in der Richtung überhaupt ein Pechvogel. Ich errathe vielen Leuten ihren Geschmack gar nicht und habe drum mehr Feinde als ich nur weiß. Und doch meine ich's mit allen meinen Mitmenschen gut — selbst mit den Lumpen. Aber ich habe außer vielen Fehlern besonders einen Fehler und zu diesem einen Fehler den großen Fehler, diesen Fehler nie zu bereuen. Und dieser

Fehler macht mir viele Krittler und Feinde, und dieser Fehler ist: Ich bin von — Hasle, wo die Leute reden, wie sie denken. Dumm, sehr dumm das in einer Zeit, wo alles falsch ist und alles gefälscht wird, selbst der Pfeffer, und in der man schon die kleinen Kinder lehrt, sich besser zu geben als sie sind, während die Erwachsenen hinter verlogenen Phrasen einander ihre wahre Gesinnung verbergen! — Und nun zurück zum Jörgle.

4.

Es ist das Jahr 1854 und Fastenmarkt in Hasle. Seine Signatur sind die Stockfische, welche an diesem Markt in großen Massen verzehrt werden. Die Krämer und Wirthe klopfen und weichen die ganze Woche vor dem genannten Markt Stockfische für die Landleute, von denen viele nur deßhalb kommen, um Fische zu essen.

Zwar schwimmen viele Forellen durch alle die zahlreichen Bächlein, die der Kinzig zueilen, hinauf bis in die höchsten Berge, aber es fällt keiner ländlichen Seele ein, solche zu fangen und zu essen, selbst wenn die Fischlein vogelfrei wären. Nur ein Fisch findet Gnade beim Landvolk, der Stockfisch, der schon todt ins Land kommt und große Stücke gibt.

Das lob' ich mir an meinen Kinzigthäler Bauern; die Fischlein im Wasser und die Vöglein in der Luft haben Freiheit bei ihnen. Keinem Bauern fällt es ein, in seiner Stube einen Vogel zu halten. Er hört sie singen „ums Haus rum" und in Feld und Wald bei der Arbeit.

Wenn aber die Kultur so fortmacht, wird längstens bis zum Jahre 2000 jede Büre ihren Kanarienvogel und jedes „Buremaidle" sein Pianino haben. Die Bauern und

die Knechte aber führen dann von Zeit zu Zeit einen Wagen voll Erdboden in die nächste chemische Fabrik und lassen sich das nöthige Eiweiß zum Essen daraus ziehen, die übrige Zeit sitzen sie in ihrem Dorf ins „Café national“ und lesen „Times“ und „Figaro“ oder spielen Billard.

Auch Jahrmärkte wird's bis dahin keine mehr geben. Ein Jahrmarkt ist ein Volksfest, und so blasirte Menschen, wie die Kultur bis zu jenen Tagen aus dem Landvolk gemacht haben wird, sind kein Volk mehr. Jahrmärkte werden ihnen zu trivial sein, und was man auf einem Jahrmarkt haben könnte, gibt's im nächsten Dorf-Krämerladen. Die Jahrmärkte werden also todt und begraben sein, wie das ganze ächte Volksthum.

Sie sind heute schon nicht mehr in Hasle, was sie zu meiner Knabenzeit waren und zu der Zeit, da am Jahrmarkt des Jahres 1854 des „Hofbure“ Helene „aus der obere Wolfe“ das erste Mal vors Kreuz in Hasle fuhr.

Im Thale der Wolf, einem kräftigen Seitenflüßchen der Kinzig, das vom Kniebis und vom Bad Rippoldsau her ihr zueilt und sich zwei Stunden oberhalb Hasle „z'Wolfe im Städtle“ mit ihr vereinigt — wohnt ein schöner Menschenschlag. Die Maidle aus dem „Schappe“ und aus der obere Wolfe gelten als die schönsten im Kinziggebiete, und das will viel heißen, denn die Bure-Maidle an der ganzen Kinzig hin sind alle „Jungfere wie Milch und Blut“.

Ehe die Eisenbahn ging, waren aber die „Völker“ aus dem Wolfthale seltener zu sehen auf den Jahrmärkten von Hasle. Zum Gehen war es zu weit, denn sie wohnen bis zu sechs Stunden entfernt in dem langgestreckten Waldthale der Wolf, und zum Fahren gab's keine Ge-

legenheit. Nur einzelne Buren und Bürinnen fanden auf eigenem, kleinem Gefährt den Weg nach Hasle, fast an jedem der sieben Jahrmärkte.

Das Markt-Centrum für die Oberthäler war damals Wolfach, das nur einen einzigen bedeutenden Jahrmarkt hat, den „Kuche-Märkt" um Weihnachten.

Wolfach ist die Amtsstadt für Hasle, seitdem dessen Amt aufgehoben, und hat viel mehr Herren als dieses, aber Hasle hat mehr Buren auf seinen zahlreichen, großen Jahrmärkten. So ist beiden geholfen. Die demokratischen Haslacher und die loyalen Wolfacher haben, was zu ihnen am besten paßt. —

Also an einem Fastenmarkt fuhr der Hofbur Markus Waidele von Oberwolfach zweispännig in Hasle vor. Er ein stattlicher Bauer, schon ein Sechziger, stammte aus einer der besten Bauernfamilien im Schappe, zwei Stunden oberhalb der obern Wolfe.

Seine Heimath war der Schlangenhof unweit vom „Seebach" und so genannt von den vielen Schlangen, die er einst beherbergt. Sagenduft umwob ihn, und Schlangen umringelten alles in ihm. Einst sei ein Kind vor dem Hof gesessen und habe Milch gegessen, in die Brod eingebrockt war. Da sei eine Schlange gekommen und habe aus des Kindes Schüssel Milch getrunken, aber kein Brod genommen. Die Kleine schlug der Schlange auf den Kopf und sprach: „Nimm auch Brocken und nicht lauter Schlapp."

Das Kind sei bald darauf gestorben, die Schlangen aber waren nicht zu vertreiben. Wie die Frösche des Moses in Aegypten zeigten sie sich überall massenhaft in Haus und Stall. Selbst die Russen, die anno 1813 im Hof lagen und als Schlangentödter amtirten, konnten sie nicht vertreiben.

Erst als man den Hof niederriß und weiter oben neu aufbaute, verschwand das Ungeziefer, dem Hof aber blieb der Name bis heute.

Als nachgeborner Sohn war der Markus vom Schlangenhof ausgewandert und wurde Hofbur in der obere Wolfe; denn auf dem „Hofbure-Hof" waren lauter Maidle, drei an der Zahl, von denen der junge Schlangenhofer eine, die Franziska, heirathete.

Jahre kamen und Jahre gingen, die Kinder des Hofburen, drei Buben und zwei Maidle, wurden groß. Nur einer der Buben konnte Bur werden auf der Heimath. Da wurde über dem Bach drüben, in nächster Nähe der Kirche, der „Kirchenburen-Hof" feil, der alt' Marks kauft ihn und setzt seinen gleichnamigen Sohn darauf. Der stirbt bald weg, kinderlos. Der Vater übernimmt den Hof wieder und macht seine Tochter Helene zur Büre, obwohl sie noch ledig ist.

Eine ledige Hofbesitzerin ist eine Seltenheit, der Marks hatte aber seine besondere Absicht dabei. Er dachte, seine Helene, ein großes, stattliches, schönes Maidle werde eher auf den mit Schulden gesegneten Hof einen reichen Mann bekommen, als seine Buben reiche Bräute.

Auf einen geldreichen Mann ward also gefahndet für die Helene. Der Marks denkt hin und denkt her, und seine Nachbarn auf dem Hackerjokeleshof und auf dem Benediktehansehof denken mit ihm und kommen schließlich auf den — Jörgle.

Die Hausknechte in den zwei berühmtesten Herbergen von Hasle waren allzeit als Krösusse bekannt, vom Sepple wußte man es und vom Jörgle glaubte man's.

Drum als der Hofbur aus der obere Wolfe an jenem Fastenmarkt-Montag in Hasle anfuhr, hatten er und seine

Helene es auf den Jörgle abgesehen. Ihn wollten sie vorab „kromen“ auf dem Jahrmarkt.

„Isch des ebbe Euer Tochter?“ fragte der Jörgle, als er dem Alten die Zügel der zwei Braunen abnahm und dann der Helene vom Bauernwägele herabhalf.

„Jo, des isch mi Helene,“ schmunzelte der Marks.

„Die hättet Ihr scho früher bringe solle,“ meinte der Jörgle. „So schöne Jungfere git's nit viel dohunte.“

Und schön war die Helene in ihrem kurzen, buntfarbigen Mieder, Schulter und Brust mit rothen Schleifen verziert; die langen Flechten hingen bis tief auf den blauen, kurzen Rock herab, der noch die schönen weißen, rothgezwickelten Woll-Strümpfe sehen ließ. Aber, so wohl ihr das Lob des kleinen, hübschen, rothbackigen Jörgle auch that, glaubte sie doch, ihm antworten zu müssen: „Ich dank für de Spott.“

„Kei Spott,“ gab der Jörgle zurück. „Ernst ist mir's, Jungfer. So wie Ihr sind noch nit viel vor dem Kriz abgstiege, sit ich Husknecht bin.“

Indeß hatte er die Pferde ausgespannt, und der Marks erfaßte noch den Moment, ehe der Jörgle im Stall verschwand, und sprach: „Wir welle nit von der Schönheit rede, Husknecht, aber mi Helene isch Kirchebüre und no ledig. Wenn Du mir a rechte Mann für sie waisch, zahl i was!“ Sprach's und verschwand mit der ledigen Büre in der Wirthsstube, vergnügt, daß der Jörgle schon angebissen hatte.

Als der Hofbur eine „Botell Achter“ vor sich hatte und mit der Helene Gesundheit trank, fragte er: „Wie gefällt er Dir?“ „Nit schlecht,“ meinte die Tochter, „er ist klein, aber fein von Ansehen.“

Dem Jörgle war's nie so ins Herz gefahren, wie

da der Hofbur ihm gesagt, er suche für sein Maidle, das schon einen Hof habe, einen Mann.

Kirchenbur werden und die nette Oberwolfacherin bekommen, das schlug dem kleinen Hausknecht gewaltig in sein Flachenberger Gemüth. War ja sein Vorgänger, der Frieder, auch auf einen Hof gekommen, warum sollte nicht auch er nach dem höchsten Ideal eines armen Bauernsohnes trachten?

Sobald er einen Augenblick Zeit bekam, streckte er den Kopf zur Wirthsstube herein und schaute, wo der alte Marks mit seiner Helene säße. Der hatte ihn aber bereits erblickt und rief, ihm sein Glas entgegenstreckend: „Komm, Husknecht, trink a mol!“

Der Jörgle kam, that Bescheid, trank der Helene Gesundheit zu, und sie kredenzte ihm dann auch ihr Glas. Er entschuldigte sich, daß er sich nicht ein wenig zu ihnen setzen könne, er habe zu viele Rosse im Stall, und es führen immer noch Buren an. Ueber Mittag gäbe es eher Zeit, und dann komme er wieder.

„Mir (wir) zwei,“ antwortete der Marks, „wölle jetz au z'erst uf de Märkt. I will schaue, was das Vieh gilt, und 's Maidle will a sidis (seidenes) Fürtuch krome. Uf de Mittag sinn mir wieder do, derno trinke mer a Extra-Botell mit Dir, Jörgle.“

„Recht so,“ erwiderte der. „Wenn i den Nummitag (Nachmittag) Zit bikomm, gang i au an Sprung uf de Märkt, derno muaß Euer Tochter au a Krom[1]) von mir ha.“

„Sell het's nit nöthig!“ sprach vergnügt lächelnd die Helene.

---

[1]) Krom (von kramen, Krämer) heißt Kauf und Geschenk.

„Nöthig oder nit, aber kaufe thue i ebbis (etwas), wil Ihr d' schönst Jungfer sin, die vor dem Kriz abgstiege isch, sit ich Husknecht bin," erwiderte der Jörgle und eilte davon.

Der Hofbur aber meinte, als er mit seiner Tochter in das Marktgewühl hineinschritt: „Den Krom, um dessentwille mir z' Märkt gange sin, hemm'r (haben wir) — den Jörgle."

Während so der alte Marks, seines Sieges froh, in sich hineinschmunzelte, weil er glaubte, den reichen Hausknecht auf den schuldenbeladenen Kirchenbauernhof zu bekommen, schmunzelte im Stall auch der Jörgle in sich hinein, weil er hoffte, mit seinem wenigen Geld Hofbauer mit einer stattlichen Büre werden zu können.

Viel Geld hatte der Jörgle verdient und verdiente es noch, aber der Champagner und andere Luxusdinge für einen Hausknecht kosteten Geld. Der Jörgle war nicht sparsam gewesen, und drum zählte sein Vermögen kaum so viel Hunderte von Gulden, als der Hofbur und andere aus der obern Wolfe Tausende vermutheten.

So freute sich heute im stillen ein jeder der beiden Haupt-Akteure, daß einer den andern fangen werde. Die Helene kam nicht groß in Betracht; sie hätte den Jörgle auch genommen, wenn er weniger nett und fein gewesen, da bei den Bauern-Heirathen im Kinzigthal, wie ich anderswo schon erzählt, nicht das Herz und nicht die Schönheit oder ihr Gegentheil entscheiden.

Da kommt's auf den Hof und aufs Vermögen an, und die ehrlichen Bauersleute machen kein Hehl daraus. In der Stadt und bei den sogenannten „gebildeten" Leuten ist es zwar kein Haar anders, aber man heuchelt dort die Liebe als Hauptgrund.

Lassen wir heute die vielumworbene, schöne Tochter eines Millionärs bettelarm, ihren Vater bankerott werden und gar noch in Untersuchung kommen, so wird die Tochter, der alle jungen Männer Liebe und Treue geschworen hätten, morgen keinen einzigen mehr finden, der sie kennen will.

Es gibt Ausnahmen unter den Mannsleuten, und man findet weiße Raben unter ihnen, die auch ein blutarmes Mädchen heirathen und mit ihm ein kummervolles, armseliges Leben führen — um der Liebe willen. Es ist das heldenmäßig und edelsinnig, ob's aber vernünftig ist, aus Liebe Hunger zu leiden, will ich nicht entscheiden. —

Gegen Abend, da die meisten Bauern abgefahren waren und von entfernter wohnenden Landleuten der Hofbur allein noch in Erwartung des Jörgle in der Stube saß, ging dieser auf den Markt und kromte ein prächtiges, seidenes Halstuch. Es kostete zwei Kronenthaler.

Dann schritt er in die Stube, wo der Marks und die Helene abseits allein an einem Tische saßen, und übergab seinen Krom mit den Worten: „Was man versprochen hat, muß man halten. Do, Jungfer, isch mi Krom, a side Halstuach, wie in der obere Wolfe kei schöneres isch.“

„Aber des isch z'viel,“ meinte die Helene, zögernd den Krom annehmend. „I weiß nit, wo i des verdient ha. Aber i will so frech si un de Krom annehme. I sag ou vilmol vergelt's Gott.“

„Aber jetz herg'sesse zu is (uns), Husknecht! Jetz kommt a Botell Zwölfer,“ rief der alte Hofbur.

Der Jörgle setzte sich und trank mit ihnen. Ein Wort gab das andere, und die Botelle war noch nicht leer, als die Verlobung schon fertig war. Der Jörgle hatte daran angeknüpft, daß der Hofbur einen rechten

Mann suche auf den Hof seiner Tochter, und hatte sich frisch und frei als den Rechten bezeichnet.

Freudig hatte der Alte ihm die Hand entgegengestreckt mit den Worten: „Husknecht, i wüßt kein, der mir lieber wär als Du, und mi Helene hot de Morge scho gseit, der thät mir ou g'falle."

So saßen bald drei Seelen und ein Gedanke beisammen am hintern Tisch im Kriz z' Hasle, und der Jörgle rief der Aufwärterin: „A Botell Champagner!" — und bald knallte der Pfropfen als Freudenschuß zur Verlobung.

Der Hofbur und die Helene hatten noch nie Champagner getrunken und mit Andacht schlürften sie den welschen Wein, von dem der Jörgle behauptete, er sei ihm nichts neues, er habe schon viel getrunken, trotzdem die Flasche einen Kronenthaler koste.

Spät am Abend fuhren Vater und Tochter zum Städtle hinaus, der Heimath zu, seelenvergnügt, denn es war alles in Ordnung. Die Helene hatte ihren Hauptkrom, den Jörgle, dazu ein sidenes Fürtuch und ein „kostliches" Halstuch, und der Alte hatte einen Schwiegersohn, der ein — reicher Mann war und Champagner aufwichsen konnte.

„Am nächste Sunntig kumm ich," hatte der Jörgle ihnen beim Abschied nachgerufen und so seinen Besuch in der obere Wolfe angekündigt.

„Der Faste-Märkt," sprach der Marks zur Helene, als sie das Thal hinauffuhren, „soll mir denke, a bessers G'schäft hab i nie g'macht." —

In der Krone in Huse ward noch einmal Halt gemacht, um eine Botell' zu trinken; denn heute, meinte der Marks, rentire sich ein kleines Rüschle schon. Sie trafen noch einige Buren, die auch z' Märkt in Hasle

gewesen und beim Kronenwirth den letzten Trunk thaten. Es waren lauter Unterthäler, an der Grenze zum Oberthal, Buren aus dem Einbach, Breitenbach und von der Frohnau.

Unter den Einbachern saß auch ihr oberstgelegener, der Kapellenbur aus dem Osterbach. Der kannte den eintretenden Oberthäler, weil dieser alljährlich am Wendelinstag in den Osterbach wallfahrtete.

„Grüß Gott, Hofbur, sinn (seid) Ihr au z' Märkt gsi?" so begrüßte er ihn.

„Ha, bigott, des isch jo der Kapellebur," rief der Angeredete, „jetz zahl i a Botell vom beste. Der Kapellebur geit[1]) mir jedesmol ou a Chriesewasser, wenn i zum heilige Wendel komm."

„Aber hit sinn Ihr guat ufg'legt, Hofbur," meinte der Osterbacher. „Sonst sinn Ihr Oberthäler keine Freund vom Schoppezahle."

„Guat ufg'legt bin i, Kapellebur, drum zahl i ou gern. I ha mim Maidle do ou a Hochzitter kromet, und der freit mi" — entgegnete der schon angeheiterte Hofbur.

Er hatte mit seiner Helene indeß Platz genommen bei den andern Buren, die nun alle staunten, daß man auf dem Fasten-Märkt in Hasle auch Hochzeiter kromen könne. Und der alte Marks machte auch aus seinem Herzen keine Mördergrube und nannte seinen Kollegen den Jörgle als den zukünftigen Kirchenbur von Oberwolfe.

„Des isch meh als a Botell werth," meinte der

---

[1]) Die obern Kinzigthäler sind an der schwäbischen Grenze, drum ist ihr alemannischer Dialekt schon „schwäbelnd". Sie sagen geit statt dem alemannischen git (gibt) und ou statt au (auch).

Jorchenbur aus dem Einbach, „der Jörgle isch a netter, adliger[1]) Mensch und Geld muß er ha, wie Heu.“

„Jo, dem gäb jeder Bur in unserm Thal si Maidle,“ ergänzte der Gorisbur aus dem Gechbach.

„Wenn's deweg isch,“ rief freudig der Hofbur, „und Ihr Unterthäler den Jörgle so lobt, so freit's mi doppelt. Kronewirth, jetz Wi her, so vil der Tisch treit (trägt)!“

Der Nachtwächter in Huse hatte schon längst an der Krone gerufen:

Höret was i Eu will sage,
D' Glock het zehni g'schlage,
Wohl über die zehni.
Lobet Gott und Maria —

als die Buren sich trennten, nachdem sie mehr als eine Maß aufs Glück der Helene getrunken hatten. Und es ging Mitternacht zu, als der Marks mit seinem Maidle über die „Hofbruck“ von Oberwolfe fuhr und heimkam. —

Am Sonntag drauf erschien der Jörgle mit des Kreuzwirths „Scheßle“ zu Besuch in der oberen Wolfe, um seine zukünftige Residenz als Kirchenbur zu inspiziren und die Sache völlig zum Abschluß zu bringen.

Er ließ dabei einen großen, ledernen Geldbeutel sehen, gefüllt mit Kronenthalern und Napoleons, verschwieg aber wohlweislich, daß er sein ganzes Vermögen enthalte, und that, als ob das nur so eine Art Taschengeld wäre.

Das Hofgut kam ihm etwas „häldig“ (bergig) vor, aber die Liebe zur schönen Helene und die Aussicht, ein Bur zu werden, ebnete dem kleinen Paris vom Flachenberg die steilen Halden des zukünftigen Hofes, den ihm der alte Marks so glänzend und so schuldenlos als möglich schilderte.

---

[1]) freundlicher.

Dem Jörgle waren aber die Schulden, die man ihm gebeichtet, stark genug, und da er nicht so viel Hunderte hatte, als er Tausende gebraucht hätte, um den Hof frei zu machen, so schlug er vor, das Heirathen zu verschieben, bis er auf seiner Hausknechts-Pfründe noch mehr Geld gemacht hätte. Indeß sollte der zukünftige Schwiegervater mit der Helene „fortburen", auch auf dem zweiten Hof.

Was thut man nicht, um schließlich den reichen Jörgle zu bekommen? Und so gingen die guten Leute darauf ein, und auch die zwei Söhne des Marks, der Roman und der David, blieben als Knechte daheim, bis der Krösus von Hasle seinen Einzug gehalten hätte.

Von jetzt ab fuhr die Helene, vom Roman kutschirt, recht oft auf die Märkte nach Hasle, um ihren Jörgle zu besuchen, der nicht wenig stolz war auf seine Braut, die jeweils zweispännig vorfuhr, was nur die größeren Buren im Kinzigthal sich leisten können.

Er gastirte den Besuch immer aufs nobelste, ließ aber auch sich unter der Zeit nichts abgehen, so daß der Reichthum sich nicht mehren wollte.

Immer mehr aber kam ihm der Gedanke, er hätte es als Hausknecht besser, denn als Bur an den Berghalden von Oberwolfe, und so pressirte es ihm gar nicht mit dem Heirathen.

Jahre und Tage vergingen, die Helene hatte getreu ausgeharrt und dem Jörgle indeß alles geopfert, selbst ihre Ehre — und der Jörgle wollte trotzdem immer noch nicht Kirchenbur werden.

Da, eines Tages, an dem er über den Durst getrunken, verweigerte er dem Befehl seines Herrn, des Kreuzwirths, eines jungen, aber energischen Mannes, in offener Wirthsstube den Gehorsam und hängte dem Chef „das Maul

an". Augenblicklich erhielt er seine Entlassung, und jetzt ward Hochzeit gemacht — am Tage vor St. Johann zur Sonnenwende des Jahres 1857.

Hell klangen die Glocken und die lustigen Weisen der Spielleute ins Thal, da der stattliche Hochzeitszug in Oberwolfe zur Kirche schritt, und in der „Linde" waren die Buren und die Bürinnen und die Völker des ganzen Wolfthals versammelt zum „Hosig", denn des Hofburen Helene hielt ja Hochzeit mit dem „riche Jörgle, dem Husknecht vom Kriz in Hasle".

Doch der Wahn des Reichthums war kurz. Bald stellte sich heraus, daß der vermeintliche Krösus nur 500 Gulden und ein Rößlein in die obere Wolfe gebracht habe, und auf der andern Seite erfuhr der Jörgle zum Trost für seine Armuth, daß mehr Schulden da seien, als man ihm gesagt.

Wenn zwei einander hinters Licht geführt haben, so gibt's, wenn's an den Tag kommt, in der Regel keine Händel, weil jeder sich schuldig fühlt. Und so hätte auch die gegenseitige Enttäuschung zwischen dem alten Hofbur und dem neuen Kirchenbur keine Feindschaft bringen sollen. Aber der Jörgle verzieh dem alten Marks nicht, daß er ihm Schulden verheimlicht hatte und ward dem Manne mehr und mehr gram.

Einstweilen aber spielte er den Hofbur nach außen mit Macht. Er fuhr zweispännig mit seinem schönen Weib nach Hasle und zeigte den Haslachern, daß er ein rechter Bur sei. Diese Fahrten waren ihm das liebste Geschäft. Die Arbeiten auf dem Felde, an den steilen Halden, das Ackern und Fahren mit schwerwandelnden Stieren waren dem alten Hausknecht ungewohnt und reizten bald seinen Mißmuth.

Gewohnt, Pferde ein- und auszuspannen und zwischenhinein sich von den Bauern und den Fuhrknechten und Kutschern einen Schoppen zahlen zu lassen, konnte er sich nicht finden in die harte Arbeit eines Bergburen.

Zornig über solches Dasein, ging der junge Kirchenbur öfters in die Linde und vertrank seinen Unmuth. Noch zorniger kam er dann heim und überhäufte das arme Weib, welches der unschuldigste Antheil an Jörgles Unglück war — mit Schmähungen, Drohungen und Schlägen.

Oft mußte die Helene, wenn er nachts betrunken heimkam, sich flüchten. Ging sie aber hinüber zum Vater, so war der Teufel erst recht los beim Jörgle, denn in dem alten Marks sah er den Urheber seiner Burschaft, ohne zu bedenken, daß er selber diesen auch getäuscht hatte.

Manchmal übernachtete die schöne Helene, von dem feinen Jörgle aus dem Haus getrieben, im Freien und saß weinend auf dem Kirchhof drüben, auf dem Grabe ihrer 1854 verstorbenen Mutter.

Es gibt kein unglücklicheres Wesen als ein der Art unglückliches Weib, das in die Hände eines rohen Mannes gefallen ist. Die wenigsten Menschen haben einen Begriff, was solch ein Weib duldet und zu dulden vermag. Es muß im weiblichen Gemüth noch etwas stecken von der Gewohnheit der Frauen des Heidenthums, mißhandelt zu werden, sonst wäre es nicht erklärlich, wie viel Frauen zu dulden und zu tragen vermögen.

Das weibliche Geschlecht ist — und das muß man ihm zur Ehre anrechnen — im Unglück weit starkmüthiger und deßhalb größer als das männliche.

Aber auch in der ganzen menschlichen Gesellschaft steckt noch was von jener altheidnischen Härte gegen das Weib. Niemand will sich recht um eine unglückliche, mißhandelte

Frau annehmen, überall, wohin sie sich flüchtet von ihrem brutalen Tyrannen weg, sei es zu den Eltern, zu Verwandten oder Bekannten, ist sie unwillkommen. Alle rathen ihr, zu dem Unmenschen zurückzukehren oder kleiden ihren Trost noch in die Worte ein: „Warum hast Du ihn genommen!"

Daß die Männerwelt aber überhaupt so schlimm urtheilt über das weibliche Geschlecht und man alles Böse den Frauen in die Schuhe schiebt, alle menschlichen Fehler ihnen auflastet und sie so hart behandelt, hängt zweifellos mit der in den religiösen Sagen aller Völker des Alterthums wiederkehrenden Anschauung zusammen, daß alles Uebel vom Weibe komme. Es ist dies die Urtradition vom Sündenfall, den Eva verschuldete und durch den sie alles Elend über die Menschenkinder brachte. Wir finden unsere Eva bei allen Völkern der alten Welt als Mutter aller Sünden und alles Uebels.

Höchst merkwürdig und sicher mit dieser Initiativ-Theilnahme des Weibes am Sündenfall des Menschengeschlechtes zusammenhängend ist es, daß man in tausend Unglücksfällen, mögen sie sich in der Geschichte der Völker oder im Leben des Einzelnen ereignen, die Lösung des Räthsels und den Grund des Elends finden kann, wenn man der Frage nachgeht: „Wo ist die Frau?"

Nach dem ersten Sündenfall rief Gott, der Herr: „Adam, wo bist Du?" Zur Rechenschaft gezogen, gab Adam seine Verführerin an, und seitdem können wir in gar vielen Fällen direkt fragen: „Eva, wo bist Du?" —

Bei unserm Jörgle trifft diese Thatsache ausnahmsweise nicht zu. Ihm ward, jung Großwesir im Kreuz geworden, seine gute Stellung im Leben sein Verderben. Er wurde wohllebig und hochmüthig. In der oberen

Wolfe ward er ein verschuldeter Bur und sollte hart arbeiten, was er nicht gewohnt war.

Es ging kein Jahr ins Land seit der Hochzeit, und schon herrschte „ins Kirchbure“ in Oberwolfe die Hölle. Der Jörgle wurde ein Trinker, und da die Helene nirgends Trost fand unter den Menschen, nahm auch sie in den verzweifeltsten Stunden ihre Zuflucht zum Glase. Streit und Händel und Flucht des Weibes waren bald an der Tagesordnung. Ein Stück Vieh um das andere wurde verkauft und verschwand aus dem Stall, und das Erträgniß des schlecht bebauten Hofes wurde immer geringer. So stund der Jörgle schon am Abgrund, als ein Ereigniß eintrat, das ihn rasch hineinstürzte.

5.

Ins Haase-Becke z' Wolfe wohnte in jenen Tagen die „latinisch Büre“. Sie hieß mit dem Vornamen Monika, war auf dem Hofburenhof in der obern Wolf daheim und eine leibliche Schwester der Frau des alten Marks, der Mutter der Helene.

Ein Wolfacher Patrizier hatte einen Sohn, der einige Zeit studirt hatte, aber aus Mangel an Talent wieder davon absehen mußte. Da er zur Erlernung eines Handwerks zu alt war, kaufte ihm sein Vater einen Bauernhof, den „Lindenhof“ oberhalb Wolfe, und weil er auch vom Burenwesen nichts verstund, suchte man ihm eine tüchtige Burentochter zur Frau. Er fand sie in des Hofburen Monika.

Der ehemalige Student erhielt vom Volke den Namen der „latinisch Bur“, und seine Monika wurde die „latinisch Büre“ genannt bis zu ihrem Tode.

Als Wittwe hatte sie sich in ihren alten Tagen nach Wolfe verzogen, während ihre Kinder in aller Welt zerstreut lebten.

Ein Sohn amtete als Bäcker in Elzach, der Nachbarstadt von Hasle. Den wollte die Monika am Michelsmarkt 1859 besuchen. Sie wählte den Markttag in Hasle, um im Durchgehen auch diesen besucht zu haben, ehe sie über den Berg stieg, Elze zu.

Sie ging in der Frühe Hasle zu. Je weiter sie ins Thal hinabkam, um so größer wurde die Gesellschaft, weil von allen Seiten her Landleute dem Jahrmarkt zueilten. Oberhalb Husen traf sie noch den Jörgle. Er führte ein Rind, das nicht laufen wollte, mit sich, und so hatte sie ihn eingeholt. Er war vor Tag schon von daheim abgerückt, um das Stück Vieh zeitig zum Verkauf auf den Markt zu bringen und wieder ein Stück Geld zu bekommen.

Die latinisch Büre kannte die traurigen Verhältnisse auf dem Kirchenburenhof längst. Sie nahm als Base der Helene Antheil an deren Unglück und war dem Jörgle abhold wegen seiner Härte gegen ihre Nichte. Doch grüßte sie ihn heute, wo rechts und links andere Leute auf der Straße dahin gingen, freundlich.

„Guate Morge, Kirchebur,“ sprach sie, „wendt (wollt) Ihr ou z' Märkt fahre?“

„Jo, aber der Kaib von Stier will nit laufe, i komm nit vom Platz un ha scho meh gflucht den Morge, als recht ist,“ gab der Bur zurück.

„I will Eu helfe tribe,“ erwiderte die latinisch Büre, „gennt (gebt) mir Euer Stock, Bur.“

Jetzt ging's. Der Jörgle zog den jungen Stier vorn am Strick, und die Monika sprach ihm von hinten mit

des Buren Stock zu. Unterwegs erzählte sie ihm, daß sie nach Elze wolle, ihren Sohn zu besuchen, dort übernachte und am andern Tag wieder heimkehre. Vielleicht treffe sie aber den Sohn auch auf dem Markt, dann gehe sie heute wieder Wolfe zu.

So kam es. Der Bäcker von Elze war auf dem Fruchtmarkt in Hasle, wo damals noch alle Bäcker des obern Elzthals einkauften — und widmete sich seiner Mutter, sobald sein Einkauf beendigt war. Auf dem Markt mit ihr umhergehend, trafen sie vor Mittag schon den Jörgle wieder. Er hatte seinen Stier glücklich verkauft, war guter Dinge und fühlte den Unterschied von einst und jetzt nicht. Vor einem Jahr noch war er zweispännig zu Markt gefahren, und ein Knecht hatte das Vieh getrieben, jetzt war er selber Viehtreiber geworden und konnte nicht einmal mehr einspännig kommen.

Die latinisch Büre und Bas theilte ihm mit, daß sie heute wieder heimkehre und bot sich dem Jörgle als Begleiterin an.

„Jo gern,“ meinte der, „i zahl au noch a Schoppe fürs Tribe vom Stier. Aber vor Obe (Abend) reise wir nit ab.“

„'s isch rächt so,“ antwortete die Bas, „i begleit mei Su (Sohn) no a Stück Wegs Elze zuo, derno komm i gege Obe ins Kriz. Jch kauf ou no a paar Läbkueche für d' Helene und fürs Büable, für de Toni.“

Auf dem Markt wogte nun der Jörgle mit der Menge hin und her, bald da, bald dort, wie andere auch, in eine Wirthschaft eintretend zum Essen und Trinken.

Gegen Abend erschien, wie verabredet, die latinisch Büre im Kreuz und suchte den Kirchenbur. Sie hatte ihn unter den Gästen in der großen Wirthsstube bald

gefunden, denn es war nimmer so voll wie am Mittag und Nachmittag.

Er saß bei einigen Buren aus dem Mühlenbach, seiner Heimathgemeinde und rief, als er die Base seiner Frau erblickte, ihr zu: „Jetz isch grad rächt, daß Ihr kommt, i hätt sonst anfange spiele mit dene (diesen) Bure, aber 's isch besser, i gang mit — Euch, unser Weg isch witer, als der für die Mühlebacher.“

Die Monika sah, daß der Jörgle schon etwas „hoch“ hatte und es Zeit sei, ihn fortzubringen. Sie setzte sich deßhalb nicht, wie er wünschte, zu den Buren, sie trank bloß „Bescheid“ mit ihnen und sprach freundlich zum Jörgle. „Kommet jetz, Kirchebur, wir welle uns uf de Weg mache, 's isch Zit und der Weg wit und zum Fahre geits kei G'legenheit meh, die Oberländer Bure sind scho fort. Wir könnet in Huse no a Schoppe trinke.“

Und der Jörgle erhob sich und ging mit, — ihr zum Verderben.

Die Sonne war schon hinter der Ruine Geroldseck hinabgesunken, ihre letzten Strahlen vergüldeten noch den heiligen Michael auf dem uralten Kirchlein des Bergdörfchens Weiler, als, diesem gegenüber, der Kirchenbur und die latinisch Büre am Haslacher Wald hinauf wanderten. Die Monika hatte was auf dem Herzen, aber sie war bisher nie allein gewesen auf der breiten Heerstraße, die heute noch allerlei verspätete Jahrmarktsgäste über sich ergehen ließ.

Da waren Knechte und Mägde und Taglöhner aus dem Adlersbach, dem Sulzbach, dem Einbach, die zu Fuß heimgingen, dort trafen sie einen Krämer, seine Kiste auf dem Rücken oder einen Sohn Israels, eine Kuh oder eine

Gais am Strick — alle von Hasle kommend und von Kauf und Verkauf redend.

Je mehr sie gen Husen und oberhalb des Städtchens kamen, um so einsamer wurde die Straße; die latinisch Büre hatte jetzt nur noch einige Mühe, den Jörgle, der nach wohl einstündigem Marsche wieder Durst hatte, an den Wirthshäusern vorbeizulotsen, in denen Buren saßen, die von Hasle her Schlußstation machten — im Hirschen und in der Krone.

Es gelang ihr, indem sie das am Ende des Städtchens gelegene, kleine Wirthshäuschen „zur Eiche“, in dem auch ich in jenen Tagen manchen Trunk Hornberger Bieres gethan, als Einkehr vorschlug.

Hier bezahlte der Jörgle auch der latinisch Büre den am Morgen verdienten Schoppen, und friedlich zogen sie nach einer guten halben Stunde des Weges weiter.

Es war indeß dunkel geworden. Gleichwohl schlug die Monika den Fußweg ein, der von der Landstraße ab, aber früher als diese zur Hagenbucher Kinzigbrücke führt. Neben dem Fußweg her zieht ein Kanal, der das Rad des Hammerwerks von Husen speiste.

Jetzt war die Stunde gekommen, in der die Base ihrem Herzen Luft machen konnte. In ruhiger, wohlmeinender Art fing sie an, dem Jörgle zu predigen, hielt ihm seinen Lebenswandel und seine Rohheit gegen die Helene vor, und wie er dem Bettelstab entgegen gehe, wenn er kein ander Leben beginne.

Mit steigendem Zorn hörte der Kirchenbur die Strafpredigt der latinischen Büre an. Heftig widersprach er, „es gehe sie nichts an, von einem alten Weib lasse er sich nichts sagen, und wenn Haus und Hof zu Grunde gingen, sei das seine Sache. Er sei ihr nichts schuldig.“

„Aber ich bin die Base Deiner Frau," erwiderte nachdrücklich die Monika, die auch nicht zu den „verschrockenen" gehörte, „und ich hab ein Recht, etwas zu sagen, wenn ich sehe, daß meiner Schwester Kind an Leib und Seel zu Grund geht."

„Nichts hast Du zu sagen, altes Luder!" rief jetzt der Bur — und griff nach der Frau. Es entstand ein Kampf mit ungleichen Kräften. Das noch rüstige Weib wehrte sich so gut es ging, erlag aber bald dem Angreifer, der kaum einige Jahre über dreißig zählte.

Ringsum kein menschlich Wesen, das der um Hilfe Rufenden hätte beistehen können. Mitleidslos eilten die Wasser des Kanals gurgelnd an den Ringenden vorbei, dem Hammerwerk zu. In der Ferne leuchteten vom andern Kinzigufer von der Berghalde herab die Lichter im Basilishof und im Simeshof, aber ihre Strahlen reichten nicht bis zu der Stelle, auf der ein armes Weib ums Leben kämpfte. — — —

Gegen zehn Uhr passirte der Jörgle allein das Städtchen Wolfe und eilte, ohne Aufenthalt, weiter seinem Hofe zu. Die Helene war noch auf, sie wollte warten, bis er heimkäme vom Markt; vielleicht müßte sie sich dann wieder flüchten, und angekleidet ist die Flucht leichter, als wenn man schon zur Ruhe gegangen.

Der Jörgle ist aber heute zahm. Aengstlich und verschüchtert und tropfnaß kommt er heim und spricht: „Wib, Du bist unglücklich sammt Deinem Kind. Es ist mir was passirt."

Erschrocken fragte die Helene, was ihm passirt sei. Nach langem Plagen und Fragen sprach er: „D' Bas Monika isch mir ins Wasser g'falle, und ich hab sie nimme rusziehe könne."

Mehr, wie und wo — konnte sein Weib, in dem eine schreckliche Ahnung aufstieg, nicht aus ihm herausbringen; er legte sich in sein Bett und schwieg beharrlich.

Die Helene getraute sich nicht am Abend noch das Haus zu verlassen und verlebte, wie schon so oft, eine lange, bange Nacht.

Am andern Morgen sah sie in aller Früh ihren Bruder Roman in der Nähe auf dem Felde arbeiten. Sie schleicht, vom Jörgle ungesehen, zu ihm hinüber und erzählt ihm, was vorgegangen. Er solle, bat sie, gleich nach Wolfe laufen und nach der Bas schauen.

Dem Roman pressirt's nicht. Er bleibt an der Arbeit bis Mittag und über dem Mittagessen berichtet er, was die Helene ihm erzählt. Der Vater Marks nimmt's ernster. Er schickt seinen Jüngsten, den David, nach Wolfe. Sei die Bas nit heimgekommen, so beauftragt er ihn weiter, solle er dem Gendarm Anzeige machen.

Schon vor Mittag hatte man drunten am Kanal bei Husen, an einem Weidenstock hängend, die Leiche einer alten Frau gefunden; unweit davon im Wiesfeld lagen ihre Kappe und ihre Strohtasche mit dem Jahrmarktskram, daneben Stücke einer Tabakspfeife. Die Stelle, wo die Sachen lagen, zeigte überall Spuren, daß da zwei „geburschtet" [1]) hatten.

Ehe es Abend geworden, saß der Jörgle unter dem Verdacht, die latinisch Büre in den Kanal geworfen zu haben, im Gefängniß zu Wolfe, und die Helene und ihr Kind waren unglücklich.

Im Verhör verwickelt er sich in Widersprüche. Er habe die Bas verlassen, als sie den Fußweg eingeschlagen, und sei auf der Landstraße allein weiter gegangen. Da-

[1]) ringen, wie Burschen es thun.

gegen sprachen aber der „verburschtete" Platz und die Stücke der Tabakspfeife, welche ganz genau zu den Stücken paßten, die der Amtsrichter Feyerlin von Wolfe auf dem Misthaufen des Kirchenburen fand. Daß dieser trotzdem die Monika nicht mit ihm nach Wolfe kam, keine Anzeige machte, bestärkte weiter den Verdacht gegen ihn.

Aber deßungeachtet läugnete der Jörgle standhaft. 160 Tage lang saß er in den Gefängnissen zu Wolfe und Hornberg in Untersuchungshaft, aber auch diese brachte ihn zu keinem Geständniß.

Oft wanderte sein Weib den weiten Weg nach Hornberg, um nach ihm zu sehen, ihm etwas zum Essen oder Trinken zu bringen, und oft saßen beide in der düstern Zelle bald weinend, bald versteinert im Unglück.

Endlich ward die Untersuchung wegen Mangels überführender Beweise eingestellt und der Jörgle auf freien Fuß gesetzt.

Der in Freiheit gesetzte war aber jetzt ein armer, gebrochener Mann. Er mußte seinen Hof verkaufen, und es blieb ihm nur das dazu gehörige Taglöhnergütle im Fronbach. Dorthin zog er mit Weib und Kind. Aber alles wich ihm aus, scheu betrachteten ihn die Leute, wo immer er sich blicken ließ. Das ertrug er nicht in die Länge.

Er nahm nach Jahr und Tag Weib und Kind mit sich fort und gewann es über sich, hinab zu ziehen nach Hasle, der Stätte seines Stolzes und seines Ansehens, und bei den Bürgern, die ihn nicht nur um seines Einkommens willen beneidet, sondern auch wegen seines Einflusses einst respektirt hatten, als Taglöhner zu arbeiten. Ein hartes Brod für einen ehemaligen Großwesir im Kreuz.

Abermals ging ein Jahr vorüber. Das Elend nahm nicht ab. Die Helene wurde krank. Krank und arm sein

ist dreifaches Unglück. Es zog sie heim ins Vaterhaus. Sie nahm ihr Kind und ging zum Vater und zu den Brüdern, die sie gerne aufnahmen. Aus der großen, starken, schönen Helene war eine lebendige Leiche geworden, die Schwindsucht nagte an ihrem jungen Leben.

Wieder war ein Jahr vergangen, seitdem sie zum Vater heimgekehrt, und es war Herbst geworden in diesem Jahre — es ist das von 1862 — die Leute in Oberwolfe waren wallfahrten gegangen in den Osterbach zum hl. Wendelin, dessen Namenstag, den zwanzigsten Oktober, die Kirche feierte. Die Helene saß allein auf der Ofenbank, bei ihr der Bruder David.

Draußen am Fronbach hinauf und drüben im Frauenwald waren die Buchen gelb geworden, die Erlen an der Wolf hin hatten ihr Laub in ihre Wasser fallen lassen, die Meisen sangen in der „Bind" [1]) ihr herbstliches „Zit isch do, Zit isch do". Die Kranke hörte diesen Ruf, sie sah hinaus durch die kleinen Schiebfenster in die sterbende Natur und meinte, auch für sie sei die Zeit gekommen.

„Wenn i nur den Pfarr hätt," sprach sie zum David. „Den kann ich Dir holen," entgegnete der Bruder. „Es ist ja heut Wendelstag, ein halber Festtag, da hab ich Zit dazu."

Der David zog ein anderes Häs an und holte den Pfarrer. Der kam und versah die Helene mit den Sterbsakramenten der katholischen Christen.

Am andern Tag war die Helene eine ganze Leiche. Ihr letzter Gedanke und ihr letztes Wort galt ihrem Kinde: „David," sprach sie, „verstoß mir den Toni nit." —

---

1) Die nächsten Felder um einen Hof, gewöhnlich eingehegt, heißen die Bind.

Von Hasle herauf kam zwei Tage später zur Beerdigung ein blasser, verstörter Mann und ging weinend, den Toni an der Hand, hinter dem Sarge her. Es war der Jörgle.

Und als er vom Grabe weg der Kirche zuschritt, hörte er vor sich zwei Frauen sagen: „Die könnt no lebe und glücklich si uf dem Hof dort drübe, wenn sie nie den lichtsinnige, versoffene Husknecht — den Mörder der Monika g'nomme hätt."

Der Boden brannte dem Jörgle unter den Füßen in der obere Wolfe, und sobald er konnte, ging er wieder thalab, Hasle zu.

Es wurde immer trüber und düsterer um den Unglücklichen. Der Winter kam, die Arbeit ließ nach, und der Jörgle sah, daß er sich und andern eine Last war. Sein Leben war verfehlt und blieb verfehlt.

In den ersten Tagen des kommenden Jahres 1863 ging er durch eigene Hand aus dem Leben, erst dreißig und sechs Jahre alt.

Arme Selbstmörder kamen damals von weither nach Freiburg auf die Anatomie. Auch der stolze Jörgle sollte, da niemand für ihn die Leichenkosten bezahlen wollte, dorthin transportirt werden. Schon war die Transportkiste fertig. Da gelang es den Bemühungen und Opfern eines Bruders des Todten, es zu verhindern und ihm ein „ehrlich Begräbniß" zu sichern.

Hinter seinem Sarg her schritten, im Tode alles vergessend, in edler Art, der Vater und die Brüder der Helene. —

Solchen Geschickes wurde der Jörgle theilhaftig, der in meiner Knabenzeit stolz und heiter und zuversichtlich in die Zukunft schaute, und dem damals in Hasle alles

ein ander Loos vorhergesagt hätte, als das, so sein Theil geworden.

Selbstmord ist unter dem Bauernblut selten. Dieses Unglück kommt nach meiner Ansicht stets von zerrütteten, kranken Nerven. Diese kranken Nerven sind entweder angeerbt oder selbstverschuldet. Doch ist bei dieser Selbstverschuldung sicher auch ein Stück erblicher Anlage im Spiel. Es können zwei Menschen die gleichen nervenzerrüttenden Passionen haben, der eine hält's aus, der andere wird nervenkrank und zum Selbstmörder.

Unsere Kultur ist aber in den allermeisten Fällen die Mutter alles Nervenelends. Sie verzärtelt, verweichlicht die Leiber, jagt und hetzt die Seelen und Geister, bekämpft Religion und Sitte, schafft immer neue Nervenreize und Genüsse und erschwert auf der andern Seite mehr und mehr das Dasein, d. h. sie verschärft den Kampf ums Dasein und treibt so die Menschen in immer größere Hast und Arbeit hinein.

Je weiter der Mensch von der Kultur und ihren sogenannten Segnungen, die aber mehr Schädigungen sind, entfernt ist, um so weniger wird er an kranken Nerven leiden und um so seltener werden Selbstmorde sein. Drum ist bis heute unter dem Bauernvolk die Selbstmordmanie bei weitem nicht so groß, als bei dem Kulturvolk der Städte.

Die letzten Zeiten einer Kulturperiode, d. h. da, wo die Kultur bei einem Volk ihren Höhepunkt erreicht und alle Lebensgenüsse in ihm wachgerufen hat — zeichnen sich stets aus durch Selbstmorde in großem Styl. So die letzten Zeiten des römischen Reiches. Wie sehr unsere Zeit am Ende ihres Lateins ist, kann man, außer an

vielen andern Dingen, auch an der ungeheuern Häufung der Selbstmorde erkennen. —

Wie weit die eigene Schuld bei dem unglücklichen Jörgle ging, wer weiß das. Er war von der Kultur beleckt, er kannte den Champagner, war ein Trinker und von Natur aus ein hitziger, d. i. nervös aufgeregter Mensch, litt also auch unter erblicher Belastung. Sein Vater, der bei einem Blitzschlag in der Angst statt ins Freie in den Keller floh, war sicher schon kein nervenstarker Mann.

Jedenfalls wollen wir über den Kirchenbur von Oberwolfe und seine Thaten und sein Ende kein Urtheil fällen. Es steht das einem andern zu. —

Merkwürdiger Weise wurde zwei Jahre nach der latinisch Büre ihre Schwester ebenfalls todt im Wasser gefunden.

Sie hatte einen Bäcker namens Vivell geheirathet, der ein einsames „Bierhus" besaß an der Landstraße ob der obere Wolfe. Er war ein armer Mann und starb „im großen Sterbet" anno 1854, wo von der „Ruhr" einzelne Familien bis auf die letzte Seele vertilgt worden waren.

Oft hatte der Mann im Leben gesagt, er sterbe einmal zusammen mit der Hofbüre, seiner Schwägerin, der Frau des alten Marks. Und richtig im eben genannten Sterbjahre schieden beide am gleichen Tag an der gleichen Krankheit aus dem Leben.

Des Bäckers Weib zog nach Wolfe und ihre Kinder nach Amerika. Die Mutter fristete ihr Leben mit Beten — indem sie für andere wallfahrtete und mit dem, was ihr aus Amerika von den Kindern zukam.

Alte Leute erzählen heute noch von ihr, sie habe einmal eine Unwahrheit mit dem Schwure bekräftigt:

„Wenn's nit wahr ist, sollen mir alle Haare ausgehen.“ Richtig wurde die alte „Vivelle“ nach Jahr und Tag ganz kahlköpfig. Fortan verband sie ihren Kopf unter der Spitzenkappe mit einem Tuch und stellte sich in den hintersten Stuhl in der Kirche, damit niemand, hinter ihr stehend, ihre völlige Kahlheit bemerken sollte.

Es ist dem Volke eigen, gerne an Gottesgerichte zu glauben. Und drum haben die Kinzigthäler auch dem armen Bäckersweib seine Kahlköpfigkeit als ein solches ausgelegt. Es ist dies ein schöner Zug im Volksglauben, der manchmal an Aberglauben grenzen mag, immerhin aber ein Zeugniß gibt vom unwandelbaren Festhalten im Glauben an eine strafende Gerechtigkeit — und unendlich mehr werth ist für die menschliche Gesellschaft, als die bei solchen Anlässen üblichen Redensarten vom Zufall und vom Naturgesetz.

Wenn übrigens allen weiblichen Wesen, die schon gelogen und ihre Lüge als wahr bekräftigt haben, alle Haare ausgehen müßten, gäbe es im ganzen deutschen Reiche nur weibliche Kahlköpfe, und unsere Friseure, die ohnehin nicht genug falsche Haare für „Damen“ aufbringen können, kämen in Verzweiflung.

Doch muß man billig sein gegen die Damenwelt in Sachen der falschen Haare. Die Männer haben hierin ein Privilegium den Weibern voraus, ihnen nimmt man einen Kahlkopf nicht übel, ja er ziert noch manchen Mann und macht ihn geistreich, während Frauen mit sichtbarer Kopfhaut der Welt ein wahrer Greuel sind.

Nur das begreife ich nicht, daß, wie mir einmal ein Haarkünstler erzählte, Damen, die noch Haarschmuck haben, extra sich mit falschen „Simpelfransen“ schmücken. Die

meisten Weiber schauen ja ohnedies geistlos genug in die Welt. Wozu also noch Simpelfransen? —

Mit Schrecken bemerke ich, daß mir das Wort Weiber wieder entschlüpft ist, welches meine freundlichen Leserinnen mir schon so oft untersagt haben, weil es so ordinär sei.

Ich hab' mich schon einmal wegen dieses Wortes vertheidigt, diesmal will ich es aber mit Glanz thun. Hören wir zunächst einen der berühmtesten Minnesänger.

Diese Minnesänger haben bekanntlich nichts gesungen als das Lob der Frauen, die im 12. und 13. Jahrhundert Ausbünde von Tugend und Schönheit gewesen sein müssen. Der berühmtesten dieser Frauenlober einer, Walther von der Vogelweide, meint nun:

Weib müssen Weiber stets als höchsten Namen nehmen,
Mehr ehrt's als Frau.
Weib zu heißen alle krönet.

Die Leserinnen werden mich auf diesen Ausspruch hin für einen Minnesänger und es für eine Ehre halten, wenn ich von Weibern rede.

Ich habe aber noch eine Autorität für mich, welche über allen Minnesängern steht, die katholische Kirche. Sie grüßt die vornehmste und reinste Frauengestalt als „die Gebenedeite unter den Weibern“. Zum Glück für diese Redeweise beten das Ave Maria bald nur noch die Bauernweiber, und hält unsere akademisch gebildete Weiberwelt das Beten für unnöthig, sonst würde die seligste Jungfrau in „bessern Kreisen“ sicher gegrüßt werden als die Gebenedeite „unter den Damen“. —

Endlich hat die höchste Würde auf Erden, der Sohn Gottes, seiner Mutter selbst wiederholt den Namen „Weib“

gegeben, es muß also dieses Wort auch in den Augen Gottes ein hoher Ehrenname sein.

Haben unsere Damen auch schon ernstlich darüber nachgedacht, was Dame (dama) heißt? Es heißt Gaise und ist sicher viel ordinärer als das Wort „Weib“, das offenbar von „weben“ kommt, und der Minnesänger Walther hat deßhalb die Weiber seiner Zeit so gelobt, weil sie, selbst die Edelfrauen auf den Burgen, nicht nur für sich, sondern auch für alle Mannsvölker die Kleider eigenhändig gewoben haben.

Das hat mehr Sinn, als die Schiller'sche Redensart von „den Rosen, welche die Frauen ins irdische Leben weben“. Ja, wenn die Dornen nicht wären, welche diese Rosenweberei so oft unterbrechen!

Ich sehe die Zeit kommen, wo das Wort Weib ganz untergehen wird und auch die Wibervölker auf dem Lande als Damen traktirt sein wollen. Hab' ich doch dieser Tage schon den Brief eines Bauern — leider aus meinem Kinzigthal — gelesen, den er sich offenbar von einem in der modernen Volksschule gebildeten, jungen Bauern hat schreiben lassen, und worin er von seinem Weib spricht als „meine Frau Gemahlin“.

Mich hat der Schlag fast getroffen bei dieser Entdeckung, und ruhiger hätt' ich die Kunde angehört, ein Wolf habe dem Bauer und seiner Gemahlin ihre Schafe zerrissen, als so was gelesen.

Aber das hat mit ihrem Singen die moderne Schulweisheit gethan, auf die ich noch in einem andern Kapitel zu reden komme. —

Und nun wieder zur alten Vivelle, die mit ihrem Haarschwur diesen langen „Schlenkerer“ wachgerufen hat.

Eines Tages war sie nach St. Roman, einem benachbarten Gebirgsdorf, gegangen, um dort für jemand, der diesen Gang ihr bezahlte, „eine Wallfahrt zu verrichten".

Auf dem ganzen Schwarzwald und wohl auch in andern katholischen Gegenden gibt es Leute, die gewerbsmäßig für andere wallfahrten.

Da hat ein Bur oder eine Büre im Kinzigthal in einem Anliegen, sei es daß ein Kind krank oder an einem Vieh im Stall „etwas Ungrads" ist, versprochen, wenn „alles wieder recht werde", eine Wallfahrt zu verrichten zum heiligen Wendel im Osterbach oder nach St. Roman oder zur Muttergottes in Zell oder Einsiedeln.

Nun kommt die Ernte, der Bur kann nicht fort, die Büre nit von den Kindern weg, da schickt man irgend eine besonders fromme, ledige Person an seiner Statt. Die muß in der Meinung des Buren oder der Büre wallfahrten und für sie beten und danken. Sie bekommt dafür Reise-Entschädigung, Proviant auf den Weg und als Lohn 50 Pfennig bis zu 10 Mark, je nach der Entfernung des Heiligthums.

Die Idee ist nicht schlecht, der Brauch von der Kirche auch tolerirt und die Gewissenhaftigkeit der Gelübde machenden Landleute zu loben — aber die Ausführung hat sehr viele Mängel, weil die gewerbsmäßigen Wallfahrer zweifellos die allermindesten sind. Ich habe in meinem langen Leben viele solcher Leute gekannt — es sind meist Weibsleute, die männlichen sind noch weniger werth — aber alle waren Betschwestern im schlimmsten Sinne des Wortes, geschwätzig, vorlaut, krakehlend und rechte Wallfahrer belästigend. In Hasle nannte man sie bezeichnend „Wallfahrts-Rätschen".

Von welcher Sorte die alte Viverle war, vermag ich nicht zu sagen, ich kannte die Wallfahrts-Prokuratorinnen im Oberthal nicht.

Von dem oben berührten Wallfahrtsgange kam sie nicht mehr zurück. Im „Ippicher Bergwässerle" lag sie am andern Morgen, eine Todte. —

Lange nach dem Jörgle und der Helene schied der alte Marks, der Hofbur, aus dem Leben. Er hatte den Hof seinem Sohn, dem Roman, übergeben und wohnte im Leibgedingstüble. Einmal klopfte der Tod stark bei ihm an. Es überkam den sonst robusten Mann eine allgemeine Wassersucht. In der Athemnoth suchte er nach Luft. Da kniete er auf die Stubenbank beim Fenster, stemmte die Ellbogen auf die Fensterbrüstung, öffnete das Schiebfensterchen und legte sein Haupt, auf das Kinn gestützt, unter die Oeffnung, um so Luft zu bekommen.

Wochenlang lag er tagsüber so da, bis Kniee, Ellbogen und Kinn wund waren. Jetzt mußte der alte Marks, ein starker Siebziger, in seine Himmelbettstatt. Hier saß er fortan Tag und Nacht.

Nachts schlief der David als Krankenwärter in des Vaters Stube. Sein Dienst bestund darin, daß er dem Kranken, ehe er selbst zu Bette ging, ein großes Glas Schnaps auf das Brettchen stellte, das zu Häupten des Vaters, wie üblich, an der Himmelbettlad angebracht war.

Nach Mitternacht rief regelmäßig der Alte: „David, David!" — bis der David aufwachte und fragte: „Was isch, Vater?" — „'s Glas isch leer," antwortet der Kranke. Jetzt steht der David auf und füllt das Glas wieder, von dem der schlaflose Mann dann in langsamen Zügen trank bis zum Morgen.

Am Morgen entfernte sich der David, um in Wolfe bei einem Bierbrauer als Taglöhner zu arbeiten. — Jetzt übernahm das Weib des Roman, die Regine, die Tagwache beim Großvater. Sie bestund darin, daß sie zweimal des Tags jenes Glas füllte, das der David des Nachts kredenzt hatte.

So trank der alte Marks, trank, trank, bis alle Poren seines Leibes sich öffneten und die Wasser in Strömen sich von ihm ergossen. Jetzt wurde dem Kranken leicht, er stund auf und war — gesund.

Fünf Jahre noch ging er fortan täglich hinab nach Wolfe zu seinem David und trank einige Glas Bier, und erst im Januar 1870 haben sie den Hofbur, 82 Jahre alt, begraben. Er starb aber nicht an Wassersucht, sondern an Altersschwäche. —

Da predigt man ganze Kreuzzüge gegen den Alkohol und verschreit ihn als Gift. Gift aber ist nach meiner Ansicht alles Derartige relativ und individuell genommen. Bei dem einen kann Honig Gift sein, bei dem andern der Schnaps ein Heilmittel.

Und wer die Krankheitsgeschichte vom alten Marks nicht glauben wollte, dem sage ich: Der Arzt, den der Hofbur an sein Krankenlager gerufen, hat's mir selbst erzählt, der Doktor Willmann, der schon in Wolfe praktizirte, da ich noch Student war, der zur Jörgle-Geschichte, so weit sie in der obere Wolfe spielt, mir die besten Diagnosen geliefert hat und heute in Freiburg seine alten Tage beschließt.

Nicht bloß der Jörgle und die Helene und der alte Marks sind längst nicht mehr, auch ihre Höfe, der Hofburenhof und Kirchenburenhof sind untergegangen. Sie wurden zerrissen und zerstückt.

Auf dem Kirchenburenhof wohnen jetzt arme Leute zur Miethe, und auf des Hofbure-Haus lebt die Wittwe des Roman, kaum noch im Stand, ein Kühlein zu ernähren. Bei ihr wohnen der David, heute ein lediger Greis, und ein Dritter, ein Vierziger. Den sieht man zur Sommerszeit an den stillen Wassern der Wolf hinauf Forellen fangen und im Winter bei den Buren des Thales Schweine schlachten. Es ist der Toni, der Sohn der Helene und des Jörgle, den nach der Mutter Wunsch der David nicht verstoßen und der in seines Großvaters Haus ein Heim gefunden hat bis zur Stunde.

Der Lorenz in den Buchen.

1.

Schon seit mehr denn zwölf Jahren komme ich alljährlich ein und das andere Mal „in die Buchen“ zu meinem Bauernfreund Michel Erdrich, den wir aus verschiedenen Erzählungen bereits kennen.

Unten am westlichen Fuße des waldigen Nilkopfes, der neben dem Farrenkopf das ganze mittlere Kinzigthal beherrscht, liegen, noch ziemlich hoch oben, einsam in einer Bergmulde zwei große Bauernhöfe. Zweifellos stunden beide einst im Schatten gewaltiger Buchbäume, deren Urenkel heute noch unfern davon als Wald sich zeigen, und drum nannte das Volk diese Höfe allzeit „in den Buchen“ oder auch „in der Buchen“ bis auf unsern Tag.

So oft ich nun in den einen der genannten Höfe kam, über den der intelligenteste Bur jener Gegend, mein Freund, das Scepter führt, fiel mir jeweils ein stiller, schüchterner, bärtiger Knecht auf. Es war der Lorenz oder wie die Buren sagen, Lenz, der Oberknecht. Er gehört seit 25 Jahren zum eisernen Bestand des Hofes, und weil er mir auffiel durch sein stilles Wesen, interessirte mich mehr und mehr sein Lebensgang.

Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas Anziehendes, und wenn ich mit einem Taglöhner, mit einem Knecht oder einer Magd auch nur zehn Mi-

nuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimath, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gälte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermeßlichen Gebiete der Menschheit.

Und wie oft beneide ich nicht diese schlichten Lebensläufe, alle fast gleich, alle, äußerlich angesehen, unbedeutend, und doch, wie viel Friede und Ruhe, wie viel Glück und Zufriedenheit liegt in ihnen gegenüber dem Leben moderner Kulturmenschen und Kulturgrößen!

„Bene vixit, qui bene latuit,“ sagten schon die Römer. Je stiller, verborgener und geräuschloser ein Leben verläuft, um so glücklicher ist es gewesen. So leben die Menschen „in den Buchen“ und überall auf den einsamen Berghöfen des Kinzigthales.

Wahrlich, der Bauersmann und seine Familie und seine Völker entbehren viel gegenüber den Stadt- und Weltmenschen, gegenüber den Gelehrten und Gebildeten, Beamten und bessern Bürgern. Sie haben kein Theater, kein Museum, keine Konzerte, kein Pilsner und kein Münchner, keinen Kaviar und keine Austern, sie hören keine Symphonieen und keine Oratorien, wissen nichts von den neuesten Forschungen und Entdeckungen, spielen nicht Billard und Schach, haben keine Ahnung von dem, was in früheren Jahrhunderten geschehen ist, und keine Kenntniß von den großen Völkern, die über das Welttheater hinschritten und dann untergingen.

Kurzum, ihr Leben ist arm an Genuß und arm an Wissen — aber gerade deßhalb reich an Ruhe und Frieden.

Ruhig und zufrieden leben sie, und ruhig und gottergeben legen sie sich nieder zum Sterben. Es plagt sie kein Zweifel über das Woher und Wohin. Sie grämen

sich nicht über die Vorgänge an der Börse, kümmern sich nicht um das Wohl und Weh' fremder Völker und Reiche, plagen sich nicht mit Spekulationen, Konjekturen und Konjunkturen.

Sie stehen mit der Sonne auf, verrichten ihre Arbeit in Feld und Flur, in Haus und Hof und gehen mit der Sonne zur Ruhe — zu gesundem, sorgenlosem Schlaf.

So kommt und geht ein Tag wie der andere und endlich der letzte, und sie empfehlen ihre Seele und ihr Lebenswerk der Barmherzigkeit Gottes, an den sie stets geglaubt, zu dem sie drei Mal des Tages im Gebet aufgeblickt und dem sie jede Woche einen Tag geheiligt haben.

Welcher Mensch, der denkt und noch Ideale kennt, möchte solch einen Lebenslauf nicht beneiden?

Ich weiß, es gibt Menschen genug in unsern Tagen, die solch ein Leben ein dummes und verlorenes nennen. Aber ich weiß auch, daß keine Zeit reicher war als die unserige an Leuten, die den Zweck des Lebens im Genießen suchen, und deren Gott, wie der Apostel sagt, der Bauch ist, und die zu gedankenlos und zu blasirt sind, um einzusehen, daß und warum der Bauer, der lebt und denkt und arbeitet und betet und stirbt, wie seine Eltern und Voreltern auch gethan, fast allein noch der glückliche und zufriedene Mensch ist.

Man gibt sich in unsern Tagen, selbst von Staats wegen, alle Mühe, den Bauer aus diesem seinem glücklichen Dasein heraus zu nehmen und ihn in den Kreis der Kultur zu ziehen. Je mehr dies geschieht, um so unzufriedener und unglücklicher wird er werden.

Die Kultur, so viel Licht und Genuß, Glanz und Schein sie auch gebracht, hat noch alle Völker ruinirt und alle Menschen unzufrieden gemacht. Bekanntlich sind die

kultivirtesten und gebildetsten Menschen auch die unglücklichsten, eben weil sie ihr Glück in der Kultur und Bildung suchen. —

Aus all' diesen Gründen lob' ich mir des einfachen Menschen Leben und Lebenslauf und interessire mich selbst für Menschen in Knechtsgestalt — und so auch für den Lorenz in den Buchen, an dem ich ein Beispiel geben möchte eines einfachen Menschen, fern der Kultur.

Der Lenz ist der Sohn eines Kleinbauern oder, wie diese im Kinzigthal heißen, eines Taglöhners, der im Nordracher Thal ein „Taglöhner-Gütle" mit vier Kühen besaß. Der Vater war vorgeborner Bauernsohn aus dem „Haiger" (Haigerach) bei Gengenbach, jenem reizenden Waldthal unter der noch waldigeren „Moos", in welchem die letzten Heiden dieser Gegend gewohnt haben sollen — und mußte, da der Jüngste Bur wurde, anderswo sein Heim gründen.

Er heirathete die Tochter eines Taglöhners „in der Nordere", in der Nähe seines Geburtshofes, nur durch einen Höhenzug davon getrennt. Aber bald nach seiner Verheirathung kommen die fünfziger Jahre, für den badischen Bauern die schlechtesten seit dem dreißigjährigen Krieg, und unserm Taglöhner wird in jener kreditlosen Zeit sein Gütle versteigert. Er geht allein hinüber in den Haiger, wird Knecht bei seinem Bruder, dem Bur, und schickt, was er verdient, Weib und Kindern zu ihrem Unterhalt. Das Fehlende legt die Gemeinde Nordrach drauf, und der älteste Bub, der Lenz, noch schulpflichtig, kommt als Hirtenbub zum Bur am Grafenberg.

Hirtenbuben, welche noch in die Schule müssen, bekommen keinen Lohn. Sie dienen ihren harten Dienst ums Essen und ums Häs. In aller Frühe, ehe die Sonne über die Berge geht, mit dem Vieh ausfahren, wenn's

Zeit ist in die Schule, abgelöst werden, dann eine Stunde und noch mehr in die Schule laufen, von da auf mühsamem Bergweg wieder zurück und nach einfachstem Mahl wieder hinaus zur Heerde, bis die Sonne längst untergegangen — das ist eines Hirten-Schul-Buben Lebenslauf vom Frühjahr, wenn das erste Gras zur Welt kommt, bis Allerheiligen, wo das letzte Gräslein stirbt.

Und doch hab' ich noch keinen unglücklichen Hirtenbuben gefunden, und nur von einem klagen gehört über die Hirtenzeit, und das war der Lorenz in den Buchen.

Wie oft bin ich schon auf einsamen Bergwegen mit den „Schuler-Buben" ihrer Heimath zugegangen und hab' sie ausgefragt und auf ihre Zufriedenheit geprüft: Alles war ihnen recht, selbst den weiten Weg in die Schule machten sie gern, nur daß sie außerhalb der Schule noch lernen müßten, war ihre stete Klage.

Ich habe einen Gymnasiumsdirektor in Freiburg gekannt, den alten Nokk, einen Schwarzwälder, bei dem durften die Schüler der obersten Klasse, welche bei ihm lateinische und griechische Klassiker lasen, zu Haus nie etwas arbeiten, nur mußten sie in der Schule aufpassen. Und siehe da, sie konnten jene Klassiker weit besser lesen, als die Schüler, welche von andern Gymnasien kamen und zu Hause präparirt und studirt hatten.

Könnte, was ein Gymnasialdirektor zuweg bringt bei den alten Klassikern, nicht auch ein Dorflehrer mit seinen Kindern im Lesen, Schreiben und Rechnen erreichen, ohne daß diese, vorab zur Sommerszeit, genöthigt wären, daheim zu studiren?

Es wäre möglich, wird manch ein Lehrer sagen, wenn die Kinder in unsern Tagen nicht viel mehr lernen sollten, als was sie im Leben brauchen. Es muß ihnen

aber bei der Kulturwuth unserer Zeit noch gar viel beigebracht werden, was sie bald nach der Schulentlassung wieder völlig vergessen haben. —

Also die Hirtenbuben auf dem Schwarzwald gehören zu den glücklichsten und zufriedensten Menschenkindern. Eine Ausnahme davon machte nur unser Lorenz, so lange er als Hirte am Grafenberg funktionirte. Er war unglücklich.

Es muß immer was Besonderes sein, wenn ein Knabenherz sich unglücklich fühlt. Ein Knabe kann einmal weinen, wenn er in der Schule Tatzen, vom Vater Schläg', von einem größern Kameraden Prügel bekommen hat, aber das alles ist im Nu wieder vergessen, und die Jugendsonne scheint gar bald wieder hell und klar in des Knaben Gesicht und Herz hinein.

Was ein Kind allein unglücklich machen kann, ist — der Hunger. Der ist das einzige Unglück eines Kindes. Es verschmerzt leichter den Tod von Vater und Mutter als die Entbehrung genügender Nahrung.

Auf dem Grafenberg ging es „schmal" her, und das entleidete dem Lorenz sein Dasein als Hirtenbub. Er sann auf Besserung seiner Lage durch Flucht, aber wohin? Zum Vater, der ein armer Knecht war und froh sein mußte, selber Herberg beim Bruder Bur zu haben? Zur Mutter, die gemeindearm war und kaum Platz und Mittel hatte, die jüngeren Geschwister unterzubringen, zu nähren und zu kleiden?

Die christliche Kirche gibt jedem neugeborenen Menschenkind bei der Taufe zwei Pathen und mahnt sie, gegebenen Falles die Stelle der Eltern bei dem Täufling zu vertreten.

Bei vielen unserer Gebildeten ist die heilige Taufe überhaupt nur noch eine Ceremonie, die man der Gewohn-

heit oder der Frau zulieb noch geschehen läßt, und unsere gebildeten Pathen denken an alles eher als an Elternpflichten dem Pathenkind gegenüber. Sie geben dem Knaben oder Mädchen etwas als Pathengeschenk in die Wiege, einen silbernen Becher, wenn's hoch geht, einen silbernen Löffel oder gar einen Serviettenring, wenn's arm aussieht, und dann scheren sie sich den Teufel um Leib oder Seele des Kindes für alle Zukunft.

Derlei Leuten gegenüber ist das ungebildete Bauernvolk wieder hoch- und edelsinnig. Der „Götte" und die „Göttle" bleiben, im Kinzigthal wenigstens, lebenslänglich in enger Verbindung mit ihren Pathenkindern, und deren Zahl ist bei vermöglichen Bauersleuten nicht klein. Es gilt als eine Sünde, jemanden es abzuschlagen, sein Kind „zur heiligen Tauf zu tragen". Arme Leute suchen deßhalb gerne „riche Buren und Bürinnen" zu Taufpathen, und diese walten in alleweg gewissenhaft ihres im Hause Gottes feierlich übernommenen Amtes.

Stirbt das Kind, ehe es zur Schule geht, so trägt die Göttle den Sarg bis zum Kirchhof und der Götte von da bis zum Grab.

Jedes Jahr, so lang das „Göttlekind" in die Schule geht, darf's am „Klausentag" den „Klause" holen und am Ostertag die Ostereier beim Götte und bei der Göttle.

Zur ersten heiligen Kommunion stellen Götte und Göttle das Häs. Aber auch jetzt, mit dem Eintritt des Taufkindes ins größere Leben, hört die Verbindung, welche am Taufstein geschlossen wurde, nicht auf.

Kommt der Bub oder das Maidle von daheim weg auf einen Hof außerhalb des Kirchspiels, so sagen sie den Taufpathen „behüet Gott".

Wird der Bub später Soldat, so vergißt er nicht, bei ihnen Abschied zu nehmen.

Und gibt's nach Jahren eine Hochzeit beim Maidle, die erste Kunde nach Vater und Mutter bekommen der Götte und die Göttle, und Brautführer wird stets der Götte.

Und wenn Vater oder Mutter todt sind oder keinen Rath und keine irdische Hilfe mehr geben können, so holt das Göttlekind beides bei den Taufpathen, und so lange diese leben und rathen und helfen können, ist es nie allein in den Sorgen dieses Lebens.

Ueber ihren Gräbern noch beten die Göttlekinder um die ewige Ruhe und um das ewige Licht für diejenigen, welche im Leben oft mehr für sie haben thun können und gethan haben, als die eigenen Eltern.

So geht's bei den unkultivirten Bauern her in Sachen der Taufgelübde, und ich frage: Wo ist die Poesie und wo das Gemüth, hier oder bei den gebildeten Taufpathen?

Auch unser Lorenz hatte einen Götte, der hilfskräftiger war, als der eigene, verarmte Vater. Es war kein Geringerer als der dritte Nachfolger des uns wohlbekannten Vogts auf Mühlstein, der Buß von Bäumlisberg, welcher des Vogts Urenkelin geheirathet hatte und Großbauer auf Mühlstein war. Zu dem floh der hungerige Hirtenbube und klagte sein Leid und seinen Hunger.

Der Götte schenkte dem Kleinen, den er als braven Buben kannte, Glauben und nahm sich seiner an. Er ließ des Flüchtlings Häs durch einen Knecht holen auf dem Grafenberg und bringt den Lorenz hinab in die Schottenhöfe auf des Musers Hof als Hirtenbub.

War dies tiefe Thälchen auch weit einsamer, als das Nordracher Thal mit dem Grafenberg, es gefiel dem Lorenz baß an des Muser-Buren Eßtisch, und sein Haupt-

schmerz war geheilt. Nur eines erbat er sich in treuem Gedenken an das Heimaththal. Er wollte nicht hinunter in den „Hambe", wo die Schule der Schottenhöfer Kinder liegt, sondern hinüber in die alte Schule der Heimath nach der „Nordere", obwohl diese vons Musers Hof eine und eine halbe Stunde, steil bergauf und bergab, entfernt lag, die Schule im Hambe aber in einer guten halben Stunde zu erreichen war.

Des Lenzen Wunsch ward erfüllt, und freudig eilte er bei Wind und Wetter jeden Morgen bergauf bis zum Götte auf Mühlstein und von dort bergab bis in die Nordere und am Mittag wieder zurück. Beim Götte ward bisweilen Rast gemacht und ein Stück Brod und ein gutes Wort der Aufmunterung, ein treuer Hirtenbub zu sein, entgegengenommen.

Und am Weißen Sonntag 1863 erschien der Lorenz, vom Götte und von der Göttle ausstaffirt, auf Mühlstein.

Die Göttle war auch eine Büre und zwar auf dem „Peter-Michel-Hof" im Haiger und die Schwester von des Lenzen Vater.

Der Götte gab dem Erstkommunikanten das Geleit an jenem Tage hinab in die Kirche z' Nordere, wo mein ehemaliger Freund, der stille, freundliche Pfarrherr Kern, jetzt längst unter den Todten, den zukünftigen Buren und Bürinnen, Knechten und Mägden seines Kirchspiels gute Mahnungen und Lehren mitgab auf den kommenden Lebensweg, die in der Regel unter dem Landvolk des Kinzigthals noch auf guten Boden fallen.

Einmal aus der Schule entlassen und den ganzen Tag arbeitsfähig, wollte und sollte der Lenz nicht mehr nur ums „Häs und 's G'fräß" dienen. Auch dafür sorgte der Götte. Zwar den Sommer über mußte der angehende

Unterknecht noch aufs Musers Hof hüten, weil „unterm Jahr“ nicht leicht ein Platz zu bekommen ist. Aber noch vor dem Martis-Märkt gelang es dem Götte, für seinen am Taufstein überkommenen Pflegsohn eine lohnbringende Stelle zu finden.

Er redete mit seinem Schwager, dem Bur in den Buchen, und empfahl diesem, unserm altbekannten Michel Erdrich, den Lenz. Der nahm ihn im Herbst 1863 schon deßwegen, weil der Lenz, durch seine Mutter ebenfalls vom Vogt von Mühlstein stammend, sein Vetter war. Zunächst ward er als „Futterer“, eine Vorstufe des Unterknechts auf größeren Bauernhöfen, in den Buchen angestellt.

Die Bauern, hab' ich schon oft gesagt, sind eine Art Fürsten und haben drum ihre „Völker“. Aber sie übertreffen in ihrer Fürsten-Eigenschaft gar viele Fürsten, welche die wichtigsten und beschwerlichsten Geschäfte in der Regel andern überlassen, während die Bauernfürsten, wie ich schon früher bemerkt, sie selber besorgen.

Den Hauptwohlstand auf einem Hof macht das Vieh aus. Drum hat ein rechter Bur am meisten Sorg zu seinem Vieh und füttert es selbst. Die Fürstin auf dem Hof, die Büre, pflegt und füttert die Schweine, die Hühner, Enten und Gänse, der Fürst das Großvieh. Auf größern Höfen hat er dazu einen Helfer, und das ist der Futterer, und als solcher kam unser Lenz auf die Buchhöfe. Seines Amtes war, die Ställe zu putzen, Stroh zu schneiden, Heu zu „liechen“ und dem Bur die Ochsen zu treiben, wenn er am Pflug stund. Und Lohn bekam er dafür 36 Gulden jährlich, eine Riesensumme für den armen Buben, der seither ums Häs gedient und jahraus jahrein keinen Kreuzer sein eigen genannt hatte.

Zu diesem Lohn hinzu versprach ihm beim „Dingen“ sein Bur noch zwei Hemden und zwei Hosen, eine für Werktag und eine für Sonntag. Der junge Futterer waltete aber seines Amtes auf dem Buchhof so brav und so fleißig, daß der Bur ihn am Ende des Jahres jeweils „ganz sonntäglich kleidete“, d. h. alle Kleider machen ließ, die er am Sonntag zum Kirchgang anhatte. Alljährlich stieg der „Schlappenschnider“ oder einer seiner Kollegen im Thal für Wochen hinauf in die Buchen und schneiderte für den Bur und seine Knechte und Hirten.

Drei Jahre diente der Lenz ehrlich als Futterer, und jedes Jahr, wenn der Bur den Lohn ihm auf den Tisch zählte — am Sankt Johann „zu Winächten“ —, wanderte der wackere Bub hinab ins Thal und über den Berg nach der Nordere, wo in armseliger Herberg die Mutter mit den zwei jüngern Geschwistern einen herben Kampf ums Dasein kämpfte, und zählte ihr seinen Jahreslohn auf den Tisch. Dann ging er wieder bergauf und bergab nach den Buchen, um ein neues Jahr des Dienstes zu beginnen und um am Ende desselben wieder zu „Muttern“ wandern zu können mit dem Lohn. Für sich gab er nichts aus.

Dreimal war der Brave schon mit seinem Liedlohn über den Berg gegangen, und dreimal hatte er die Mutter erfreut. Im vierten Jahre rückte er zum Unterknecht auf, und sein Lohn stieg auf 44 Gulden. Aber der Mutter konnte er damit nimmer helfen. Er mußte vorher hinüber nach der Nordere, ehe der höhere Lohn verdient und verfallen war — hinüber, um die Mutter begraben zu helfen, die der Tod im Mai 1867 von des Lebens Kummer und Sorgen für immer befreit hatte.

Drei Jahre war der Lenz Unterknecht und wurde auch als solcher jeweils mit sonntäglichem Häs vom Bur begabt

ob seines braven Verhaltens in dieser Stellung, deren Schwerpunkt mehr außerhalb des Hauses sich abspielte, im Feldgeschäft, im Mähen und im „Rüttibrennen“.

Im Spätsommer und bisweilen auch im Frühjahr zieht oft ein starker, eigenartiger Brandgeruch durch die Thäler an der Kinzig, und die Leute unten in den Thälern sagen: „D' Bure in de Berge sin am Rüttibrenne, ma schmeckt's.“

Der ächte Bauer hält nicht viel auf Wissenschaft in seinem Stand. Was die Bücher heute Vernünftiges hierüber proklamiren, haben die alten Buren längst praktisch geübt.

Der Bauer hat die üblichen menschlichen Mittel, mit denen auf Erden etwas erreicht wird, und die da heißen Politik, Gewalt, Wissenschaft, Philosophie und Kunst, nicht von Nöthen. Er braucht nichts als seine Hand, den Himmel und die Erde. Er nimmt den Samen in die Hand und streut das Leben aus.

„Während,“ sagt gar schön der berühmte Pater Lacordaire, „die menschliche Politik ihre krummen Wege verfolgt, die Gewalt die Gewalt niederschlägt, eine Wissenschaft die andere abnützt, die Philosophie von heute die Philosophie von gestern zu Grabe geleitet, und der Kluge sich in seinen eigenen Netzen verstrickt, treibt der Same, der aus der Hand Gottes in die Hand des Landmanns und von dessen Hand in den Schoß der Erde gefallen ist, dieser Same treibt, wächst, grünt, reift; man sammelt ihn, ißt ihn, und die Menschheit lebt.“

Ein kurzer Prozeß, eine kleine Kunst, die der Bauer da treibt, und doch lebt die Menschheit davon.

Will er aber Wissenschaft anwenden, so hat er sie längst selbst erfunden. Die Chemie, welche ihm hilft,

kannte der Bauer, ehe es eine solche Wissenschaft gab, und er wendet sie an, wo es ihm praktisch erscheint. So beim Rüttibrennen.

Die Bauern im Kinzigthal und auf dem nördlichen Schwarzwald überhaupt treiben auf einzelnen steilen Berghalden Wald- und Feld-Wirthschaft zugleich. Auf sommerigen Halden, wo noch Birke und Eiche gedeihen, lassen sie beide wild aufwachsen, zwanzig und dreißig Jahre lang. Dann wird „der Bosch“ gefällt, die Eichen geschält, das „grob' Holz“ von den Birken und Eichen verkauft, das geringe aber wird wohl geordnet zuerst im Quadrat um den ganzen Platz gelegt, dann in einzelnen Linien von der obern Quadratlinie zur untern. Jetzt muß die Sonne das so gelegte Holz rösten und dörren.

Hat die Frühjahrs- oder Herbstsonne dies besorgt, so geht's an einem windstillen, sonnigen Tag ans „Brennen“. Mit langen Stangen, an denen Feuerhacken angebracht sind, rückt der Bur mit seinen Knechten aus, den Berg hinauf.

Ehe das Holz an vier Ecken angezündet wird, beten sie ein still Vaterunser, damit das Feuer keinen Schaden mache. Denn meist ist unten und oben, rechts und links vom Rüttifeld — Wald. Und wenn einmal alles brennt auf der morgengroßen Fläche, gilt's mit den Hacken zu wehren, damit das Feuer nicht „fortlauft“ und den umliegenden Wald anzündet.

Was für einen Glockengießer der Tag des Gusses, das ist für den Schwarzwälder Bur der Tag des Rüttibrennens.

Es ist eine heiße Arbeit; triefend von Schweiß stehen die Leute zwischen den Feuerlinien bald schürend, bald wehrend — bis alles Asche ist. Diese Asche gibt nun dem

Bur den Dung. In diese streut er seinen Samen, die Völker hacken ihn unter, und im Sommer steht auf den höchsten Bergen ein stattlich Erntefeld, weithin leuchtend wie Gold ins Thal hinab.

Der Erdrich in den Buchen brennt fast alljährlich eine „Rütti", und es gibt heiße Tage für den Bur und seine Knechte, aber des Buren Mostfaß löscht den Durst und der Büre ihre Küchle versüßen die heiße Arbeit.

Doch nicht bloß beim Rüttibrennen kann ein Knechtlein schwitzen; es gibt auch noch andere Schwitztouren, und die sind im kühlen Gras.

Mähen, oder wie die Kinzigthäler sagen „maje", ist auch kein Spaß, am wenigsten in den steilen Matten der Berghöfe.

Hemdärmelig ziehen die Mähder am frühen Morgen, während der Mond noch über Berg und Thal steht, aus, um ihres Amtes zu walten. Der Bur ist der oberste in der Matte, dann kommt der Oberknecht und unter diesem das Unterknechtlein und die besonders angestellten Taglöhner.

Die zwei ältern Mähder rücken nun von oben herab dem jungen auf die Fersen, er muß sich alle Mühe geben, ihren Sensen aus dem Weg zu kommen, und meist schwitzt der Arme bald so, daß ihm das Wasser am Leib herunterläuft. Der Bur und der Oberknecht aber lachen. Aller Anfang ist schwer, denken sie und gönnen dem Knechtlein seinen Schweiß, der froh ist, wenn eine „Mahd" liegt und es wieder den Berg hinaufgeht, eine neue zu beginnen.

Doch unser Lenz hielt tapfer aus beim Rüttibrennen und beim Majen, und nach aber drei Jahren avancirte er zum Reichskanzler in den Buchen; er wurde, kaum zwanzig Jahre alt, Oberknecht mit 55 Gulden Gehalt und dem

üblichen Häs, das aber der Bur ihm, wie seither, in Sonntagsform lieferte als besondere Anerkennung seiner Leistungen.

Doch der Oberknecht war diesmal fast nur ein Titel, denn kaum hat er sich zu diesem Posten emporgearbeitet, wird der Lenz zum Artilleristen gezogen und muß Soldat werden.

Ein schweres Wort zu allen Zeiten, seitdem die Werber nimmer die Trommel rühren und gutes Handgeld den Freiwilligen geben, doppelt schwer für ein Naturkind aus den Bergen des Schwarzwaldes, wie der Lenz eines war.

Er war bisher noch nie in die Welt gekommen, außer auf die Jahrmärkte nach Hasle und Gengenbach, wo es Bratwürste und freundliche Gesichter gab, und nicht einmal an Sonntagen in ein Wirthshaus gegangen unter die beim Glas lärmenden Bürger und Buren.

Am Sonntagmorgen war er jeweils den Berg hinabgestiegen in die Kirche und dann wieder hinauf, hatte am Nachmittag zur Sommerszeit Kegel gespielt auf der Kegelbahn beim Hof mit den andern Knechten, im Winter Karten auf des Buren Ofenbank — um Nüsse und Aepfel.

Und jetzt sollte er hinab, tief hinab ins badische Ländle, wo grobe Unteroffiziere und herrische Offiziere seiner warteten, und das brach dem braven Lenz das Herz. Er weinte und wollte nicht fort.

Sein Bur hatte alle Mühe, dem traurigen Oberknecht Muth zuzusprechen und die Folgen klar zu machen, die ein Dableiben nach sich zöge.

So füllt denn der Lenz betrübten Herzens und mit nassen Augen die weißen Zwilchhosen, welche die Büre ihm geschenkt, mit seiner Habe.

Es war noch jene gute alte Zeit, in der man die Soldaten alle kannte an den weißen Hosen, die, unten zugebunden und dann vollgestopft, über ihre Schultern hingen, wenn sie gingen und kamen. Jetzt haben alle, wenn sie gehen und kommen, elegante Handköfferchen und Fitzerstöckle und würden sich schämen, jene Hosen zu tragen. —

Es war ein trüber Februartag des Jahres 1870, als der Lenz weinend seine Unterhosen über den Rücken legte und unter dem steten Zuspruch seines Bauern, der ihn eine Strecke weit begleitete, den Hof in den Buchen verließ.

Draußen auf der Eck nahmen sie Abschied, der Lenz von Berg und Thal und von seinem guten Meister und der vom braven Knecht.

Bis dieser tief unten im Thal verschwand, sah der Bauer ihm nach, voll Mitleid mit dem Lenz, der unter Thränen in eine neue, fremde, kalte Welt zog.

2.

An einem heißen Julitag des Jahres 1870 wanderte ein behäbiger Bauersmann in der stattlichen Tracht der Kinzigthäler Bauern durchs Ettlinger Thor in die Stadt Karlsruhe. Nachdenklich schreitet er vor sich hin, denn auf dem Herweg schon, in der Eisenbahn, hat er gehört, es gäbe Krieg mit den Franzosen.

Auf dem Marktplatz angekommen, fragt er nach dem Militär-Spital, denn er will seinen Lenz besuchen, der dort krank liegt. Der Bauersmann aber ist der Michael Erdrich, Hofbauer in den Buchen und Bürgermeister von Ober-Entersbach. Der Knecht hat ihm geschrieben, er sei

im Spital, und da hat's seinen Meister nicht mehr länger geduldet, er will den Kranken besuchen.

Er findet ihn als Rekonvaleszenten, tröstet ihn mit Geld und guten Worten und erzählt auch, was er auf der Reise vom Krieg gehört. Eine schöne Bescherung für den armen Lenz. Kaum hat er seine Thränen getrocknet vom Heimweh her, so spricht man vom Krieg, gegen den der Garnisonsdienst in Gottesaue bei Karlsruhe ein Kinderspiel ist.

Es kam, wie die Leute geredet, da der Bur aus den Buchen nach Karlsruhe fuhr. Schon als dieser aus dem Spital auf die Straße trat, war die Kriegserklärung in der badischen Residenz eingetroffen, und schweren Herzens ging unser Kinzigthäler heim.

Das Landvolk erschrickt am meisten, wenn es vom Krieg hört, denn in der Volksseele sitzt seit Jahrhunderten als ein Erbstück das Bewußtsein, daß die Bauern in Kriegszeiten am meisten Opfer zu bringen haben an Gut und Blut.

Am 2. August zog unser Lorenz als Gemeiner mit der vierten schweren Batterie über den Rhein und hörte zum erstenmal giltigen Kanonendonner bei Wörth, wo die Badischen zu spät eintrafen, d. h. die Preußen und die Bayern waren mit den Franzosen schon fertig, als unser Lorenz anrückte.

Den legte man jetzt vor Straßburg in die Schanzen, wo er rüstig und mächtig bombardiren half, bis die Festung kapitulirte.

Er hatte heimgeschrieben, daß er vor Straßburg liege, und droben im Kinzigthal auf der Höhe, wo die Buchhöfe liegen, hörte man das erschreckliche, nächtliche Schießen vom Rhein her, sah die feurigen Kugeln, und wenn die

Bewohner aus den Buchen draußen auf der Eck stunden, um das Bombardement zu hören, gedachten sie des Lorenz, und wie der jetzt mitfeuere und Löcher mache in die Festungsmauern und Häuser anzünde in der schönen Stadt.

Und er hat scharf mitgemacht, der Kanonier aus den Buchen. Heute ist er schwerhörig, und wenn man ihn fragt, woher das komme, so sagt er ernst und ruhig: „Vom Bombardement von Straßburg.“ Seit jenen Tagen hat sein Gehör mehr und mehr abgenommen.

Dem Bauer aber schrieb er nach der Einnahme der Stadt den folgenden Brief:

Eckbolzheim den 30. Oktober 1870.

Lieber Vetter!

Ich will Euch nur mittheilen, daß wir Straßburg jetzt eingenommen haben. Ihr werdet uns als haben schießen hören. Das war eine harte Arbeit, Tag und Nacht keine Ruhe. Ich trank einmal nur einen Schoppen Bier in der Zwischenzeit und war nicht da beim Antreten und wurde dafür fünf Stunden an ein Kanonenrad gebunden. Das war kein Spaß. Aber in Straßburg bin ich auch gewesen und hab mich gefreut, daß wir die Stadt doch noch bekommen haben und daß das viele Schießen nicht umsonst war.

Jetzt heißt es, wir müssen den andern nach ins Welschland hinein. Behüet Euch Gott, und betet auch für mich. Ich laß auch alle schön grüßen auf dem Hof, und sie sollen auch beten, damit wir die Franzosen zwingen und ich gesund wieder heimkomm.

Lorenz.

Wenige Tage darauf zog unser Kanonier mit der badischen Division über die Vogesen ins ächte und rechte Franzosenland hinein. Seine Batterie betheiligte sich mehr oder weniger bei all' den Gefechten, welche die Badener unter Werder zu bestehen hatten bis zu der großen Tapferkeitsprobe in den Schlachttagen an der Lisaine und bei Belfort.

Hier trat der stille Lorenz aus seiner Bescheidenheit heraus und wurde über Nacht buchstäblich ein Held.

Am 15. Januar 1871, da die Franzosen die Lisaine-Linie der Deutschen durchbrechen wollten, rückte die vierte schwere Batterie am Nachmittag bei Bussurel in die Gefechtslinie ein. Die Franzosen waren in der Uebermacht, und ihr Infanterie- und Geschützfeuer nahm unsere Batterie scharf zum Ziele. Rechts und links von unserm Lorenz fielen Kameraden und Offiziere, aber unerschrocken lud er immer wieder das zweite Geschütz, bis der Abend hereinbrach.

Eine der letzten Kugeln der Franzosen verwundete auch ihn, und er sank an seinem Geschütze nieder.

In einer großen, dumpfen Stube erwacht am folgenden Morgen unser Kinzigthäler. Ringsum sieht er Leidensgefährten, sich selbst findet er wohl verbunden; er hatte einen Schuß in die Lenden bekommen. Es schmerzt, ist aber zum Aushalten, während andere in Schmerzen seufzen und stöhnen.

Draußen bläst's und fährt's und rollt's, und das hat ihn geweckt. Es ist erst vier Uhr des Morgens. Der Lorenz denkt an seine Batterie und an seine Kameraden beim zweiten Geschütz, und wie sie ihn heute mangeln möchten, wenn's wieder losginge. Und daß es losgehe, verkündet ihm das Trompeten und das Rasseln der abfahrenden Geschütze und Munitionswagen.

Und je mehr er so denkt, um so weniger behagt es ihm auf seinem Strohlager. Er erhebt sich, schaut nach seiner Uniform, gürtet in Peinen sein Schwert um die kranken, wunden Lenden und schwankt hinaus in die kalte Winternacht. Er glaubt, die Batterie könnte zu wenig Leute haben, und will sich drum stellen.

Die Posten und die Kommandostellen an den Geschützen wurden eben neu vertheilt, um die durch die Verluste des vorigen Abends gestörte Ordnung wieder herzustellen, als unser Lorenz daherhinkte, vor den Hauptmann trat und sprach: „Kanonier Armbruster meldet sich zur Batterie zurück.“

„Sie sind ja gestern gefallen und forttransportirt worden. Wo kommen Sie her?“ fragt der Hauptmann.

„Verwundet bin ich worden, Herr Hauptmann,“ entgegnet der Lorenz, „aber jetzt bin ich verbunden und hab', als ich das Signal zum Abmarsch hörte, gedacht, man würde mich brauchen, und bin aufgestanden und hierhergekommen. Ich mein', es könnt's wieder thun.“

„Sie sind ein braver Kerl, Armbruster,“ sprach nun der Batteriechef von Froben, „aber Sie können nicht mehr mitmachen. Ihr Gang, Ihr Aussehen und das Urtheil des Feldarztes sprechen dagegen. Ich befehle Sie deßhalb zurück in die Krankenstube, werde aber Ihr tapferes Wollen nicht vergessen.“

Wie gekommen, hinkte der Oberknecht aus den Buchen wieder zurück und legte sich wieder auf sein Stroh neben die Leidensgefährten des gestrigen Tages.

Er wurde in Bälde transportfähig und kam mit der nächsten Ueberführung von Verwundeten in die Heimath, wo er im alten, herrlichen Schlosse der Kurfürsten von

der Pfalz zu Schwetzingen im Lazareth lag, bis seine Wunden heil waren.

Indeß war es aber Frühling geworden und Frieden über den blutgetränkten Schlachtfeldern. Unser Held machte den Einzug der Sieger nicht mit. Er stund, als seine Kameraden am 2. April 1871 wieder in Gottesaue einrückten, hier als friedlicher Bedienungskanonier bei der Ersatzbatterie.

Hatte er so auch nicht am Siegeseinzug theilnehmen können, so ward ihm doch bald darauf ein bleibenderer Lohn zutheil. Er erhielt für seine Tapferkeit an der Lisaine die Karl-Friedrichs-Militär-Verdienst-Medaille als der einzige dekorirte Gemeine der Batterie. Sein Hauptmann sagte ihm bei der Ueberreichung, er hätte das eiserne Kreuz wohl verdient und auch bekommen, es sei ihm aber als armem Bauernknecht sicher die Medaille lieber. Diese gelte auch hervorragender Leistung im Felde und sei mit einem jährlichen, lebenslänglichen Ehrensold von fünfzig Gulden verbunden, während das eiserne Kreuz seinem Inhaber nichts bringe, als die Ehre.

Daß der Lorenz all' dessen baß zufrieden war, versteht sich von selbst. Er hätte an alles eher gedacht, als an eine Auszeichnung, da er gar nicht ahnte, daß er etwas Besonderes gethan habe. So sind die ächten Helden.

Drum zog er auch, als bald nach dem Frieden seine Dienstzeit um war, still und bescheiden wieder in den Buchen ein als Oberknecht und erzählte in der kommenden Winterszeit auf der Ofenbank vom Krieg. Aber als es Frühling ward, schied er aus den Buchen. Das Kriegsleben hatte ihm Muth gemacht, auch wo anders leben zu können. Drum wollte er auch einmal die Welt auf andern Bauernhöfen kennen lernen. Ich meine — gewiß konnt' ich's aber

nicht erfahren —, daß man auch bei diesem Quartierwechsel des Lenz fragen konnte: „Où est la femme?“ Wahrscheinlich hatte es ihm eine angethan, die von den Buchen abseits wohnte.

Der Bur gab ihm zum Abschied den folgenden Segensspruch: „Lorenz, behüet Dich Gott, Du kannst jeder Zeit wieder zu mir kommen, sei es in gesunden, sei es in kranken Tagen.“

Er diente bis 1880 in den unfernen Berghalden, erst beim „Löchlebur auf Roth“ und dann beim „Lehengrundbur“. Und als er so genug in der Fremde gewesen war und die Liebe ihn nimmer plagte, kehrte er wieder heim auf den Buchhof, um hier zu bleiben.

Da war aber indeß in Gestalt des Hirtenbuben ein neuer Stern aufgegangen, der heute den bescheidenen Helden von der Lisaine weit überstrahlt.

Hören wir dessen Geschichte, ehe wir die des Lorenz weiter verfolgen.

Vor dreißig Jahren lebte im gleichen Thale, dem der Lorenz entstammt, ein wackerer Hofbauer. Sein Hof lag hinten im „Bärhag“, und sein Besitzer hieß deßhalb der „Bärhäger“. Er hatte drei Buben; dem ältesten kaufte er die Mühle am „Hasenberg“, und einem der zwei jüngern war der Hof zugedacht. Da stellte sich mehr und mehr heraus, daß diese zwei jungen Bärhäger eine unbändige Leidenschaft für Musik hatten. Flöte und Klarinette blasen und Geigen streichen, das war ihnen ihr Liebstes und andern zum Tanz aufspielen ihr Pläsir.

Der alte Bärhäger schüttelte dazu seinen praktischen Bauernkopf, räsonnirte und fluchte auch dagegen, aber die zwei Buben folgten nicht. Es blieb dem Vater nichts anderes übrig, als den Hof im Bärhag zu verkaufen, weil

er sich sagte, ein Bauer, der den Tanzböden nachzieht als lustiger Musikant und daheim flötet und geigt, statt pflügt und säet, geht zu Grund.

Einem Idealisten stürzt sein Himmel nie ganz ein, und so waren auch die zwei Musikanten nicht unglücklich, daß keiner von ihnen Bauer werden sollte. Sie traten vor den Vater, verlangten ihr Erbtheil und gingen damit nach Amerika, wo sie sammt Flöten und Geigen verschollen sind.

Der alte Bärhäger hatte kein Glück mit seinen Buben, denn auch der älteste, dem er die Mühle am Hasenberg gekauft, kam nach Jahr und Tag um seine Mühle, weil er kein richtiger Müller war und auch allerlei Musikanten-Eigenschaften an sich hatte.

Der Vater ließ ihn aber nicht ganz im Stich. Er kaufte ihm wieder ein „Hüsle" im Thal, auf daß er mit Weib und Kindern eine Herberg habe und sein Brod als Taglöhner verdiene. Das letztere that er und wurde nebenbei ein Reifschneider. Er ging in die Halden der Buren, schnitt die langen Haselgerten, spaltete und verkaufte sie im Kinzigthal draußen an Kübler und Küfer.

Taglöhnen, Reifschneiden und seine Schoppen trinken reichte aber nicht ganz hin, die Familie zu ernähren. Drum suchte sein Weib ihre hungerigen, kleineren und größeren Buben von der mageren Tischlade wegzubringen.

Sie ging also bei den Bauern in Nah und Fern umher und hausirte mit ihren Buben. Den jüngsten, erst neun Jahre alt, trug sie dem Bur in den Buchen an.

Es ist eine Art Werk der Barmherzigkeit, solchen „Siech", wie die Kinzigthäler Buren kleine Buben nennen, ins Haus zu nehmen, ihn zu kleiden und zu „ätzen" und alle Arbeitstage, die Gott vom Himmel

gibt, eine Stunde weit hinab ins Thal in die Schule zu schicken.

Aber dies Werk übernahm der Buchhofbauer gern, und so verließ anno 1876 des Reifschneiders Bernhärdle sein Vaterhaus und zog an der Mutter Hand in die Fremde hinüber und hinauf in die Buchen.

Das Volk spricht bekanntlich nicht gern mehrsilbige Vornamen aus und kürzt diese, so gut es geht. Jakob wird im Volksmund Jok, Johannes Hans, Nikolaus Klaus und Mathäus Thes u. s. w. Aber mit dem Namen Bernhard machen die Bauern unterm Nilwald eine merkwürdige Ausnahme. Sie nennen ihn nicht etwa Bernd, sondern ganz gegen die sonstige Regel unter Veränderung des Wortlauts „Heider".

Und da unser Siech aus dem Nordracher Thal nur ein Bernhärdle war, hieß er mit seinem Eintritt in die Buchen Heiderle.

Zu vielem war der Heiderle im Hause und auf dem Hof noch nicht zu gebrauchen wegen seiner Schulpflicht und seiner Jugend. Doch wurde er außerhalb seiner Schulzeit theils als Küchenjunge, welcher der Bäuerin das Kleinholz zum Herdfeuer trug, theils als Schafhirte verwendet.

Bald zeigte sich, daß der Heiderle auch „heiter", d. h. hell im Kopf sei, und der Lehrer in Ober-Entersbach und sein Hofherr merkten unschwer, daß das Büble einen „guten Kopf" habe. Aber das haben beide nicht geahnt, daß der Heiderle in seinem Leben noch zum Professor avanciren würde, auch ohne höhere Studien als die in der Volksschule.

Auf dem Buchhof hatte alles den Heiderle gern, Bur, Büre, deren Kinder, Knechte und Mägde; denn er war nicht bloß ein heiteres, sondern auch ein folgsames

Büble, das jedem im Haus gern einen Gefallen that und sich überaus willig und folgsam zeigte.

Als die Schulzeit zu Ende und der Schafhirte, vom Bur mit neuen Kleidern ausgestattet, zur ersten heiligen Kommunion gegangen war, rückte der Heiderle alsbald zum großen Hirten vor mit einem Jahreslohn von 45 Mark, und aus dem Heiderle ward der Heider.

Droben im Berg, unter dem gewaltigen, waldigen Nilkopf war fortan den größten Theil des Jahres des Heiders Aufenthalt. Und er zeigte sich als ein Hirte allererster Güte: er war achtsam auf seine Thiere, trieb sie rechtzeitig zum Brunnentrog, den das Bergwasser füllte, das unter den Steinen hervorsickerte, und blieb draußen auch beim schlimmsten Regenwetter, wo es bekanntlich den Thieren am besten schmeckt.

Es war ihm eine Lust, Hirte zu sein, auch wenn er von den Wassern des Himmels triefte. Dies bewies denen drunten im Hof sein Jodeln und sein Singen, das er namentlich vor und bei Regenwetter den ganzen Tag über hinabschallen ließ in die Buchen.

Merkwürdigerweise ist das Jodeln und Singen der Hirten für die Leute drunten in den Gehöften ein Zeichen, daß es Regenwetter gibt. „Die Hirtenbuben hören heute wieder nicht auf mit Singen, es gibt ander Wetter,“ heißt es.

Also haben wir auch hier wieder die meteorologische Sensibilität, das Aufgeregtsein vor Witterungswechsel, von dem ich in meinen „kranken Tagen“ rede, und das von der medizinischen Wissenschaft theils geleugnet, theils noch nicht genügend erklärt wird.

Auch den Vögeln hat das Volk es abgelauscht, so z. B. daß Regenwetter in Sicht ist, wenn die Amseln so lange in den Abend hinein pfeifen.

Heute noch reden sie auf dem Buchhof davon, daß der Heider der beste Hirte und Sänger gewesen sei, der je von den Buchen ausfuhr und unter dem Nilkopf hütete.

Er sang noch das schöne alte Hirtenlied, das jetzt ausstirbt mit den Hirten, welche, wie ich schon oft erzählt, die Kultur vertreibt von ihren Bergen, auch im Kinzigthal, wo die büchergelehrten Oekonomen den Bauern, leider mit Erfolg, predigen, das Vieh nicht mehr aus dem Stall zu lassen.

Jenes Lied aber lautete:

Ein schön'res Leben gibt's nicht auf der Welt,
Als hüten und weiden die Schäflein im Feld:

In Schäfers Gestalt
Sich trefflich wohl g'fallt,
In den Feldern und Wäldern
Sich b'ständig aufhalt.

Und da zu verbleiben,
So lang als Gott will,
Die Zeit zu vertreiben
Mit allerhand Spiel.

Bald sing ich eins drauf,
Bald pfeif ich eins drauf,
Bald geh' ich, bald steh' ich,
Bald reis' ich nach Haus.

Mein Herz thut frohlocken,
Ist munter, wohlauf,
Thut Röslein abbrechen,
Steckt sie oben drauf.

Sie riechen so wohl,
Aller Lust und Freud' voll,
Meinen Augen thut's taugen,
Meinem Herzen g'fällt's wohl.

Aber auch jenes fromme Hirtenlied sang der Heider:

In Mitten der Nacht
Hirten erwacht,
Von oben es klinget,
Und Gloria singet
Die englische Schaar,
Ja, ja, geboren Gott war.

Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt.
Sie gingen mit Eilen,
Ja ohne Verweilen
Dem Krippelein zu,
Der Hirt und der Bu.

Sie finden geschwind
Das göttliche Kind,
Und bringen ihm Gaben,
Was sie gerad haben,
Knien nieder dazu,
Der Hirt und der Bu.

Aber der Hirte auf den Buchen war nicht allein das sinnige Naturkind, das singend und jodelnd im Sonnenschein wie im Wettersturm an der Berghalde saß. Ein anderer that's ihm, wenn auch in andrer Art, zuvor.

Manchmal zur Sommers- und Herbstzeit, wenn in aller Frühe der Heider seine Thiere „in den Berg" trieb und der Lorenz hinaus auf die Eck schritt, um für die Pferde Klee zu mähen, begegnete ihnen schon der Bur. Er war auf dem Heimweg, da die beiden eben aufgestanden. Woher kam der Meister so früh oder so spät? Ist er drunten in Zell oder in Hasle bei Spiel und Trunk gesessen und hat sich erst lange nach Mitternacht aufgemacht den Berg herauf, und sind ihm so die Frühaufstehenden in den Weg gelaufen?

Nimmermehr! Mein alter Freund Michael Erdrich ist kein Spieler und kein Sitzer, wohl aber ein Bauersmann mit Poesie und Elegie im Leib.

Draußen auf dem Grat, nahe der Wasserscheide zwischen der Kinzig und dem Harmersbach, von wo man weit hinabsieht in beide Thäler, hat unser Bur eine Bank unter einem Kirschbaum. Hier sitzt er an Sommer-Sonntagen und schaut in die herrliche Welt hinab zu seinen Füßen. Hier sitzt er aber seit Jahren auch zur Sommerszeit manche Stunde der Nacht und schaut heimwehvoll nach einer bessern Welt, hinauf zum Sternenhimmel.

Aelter geworden, so erzählte er mir, liegt er manche Nacht schlaflos auf seinem Lager, und da denkt er an des Lebens Kürze, an die vielen Buren ringsum in Berg und Thal, die gelebt, da er noch ein Knabe war, und nun alle nicht mehr sind, und er denkt an so manchen Altersgenossen, den sie auch längst zu Thal und hinab getragen haben auf den Kirchhof unter den Eichen, wo seine Ahnen modern, der Vogt von Mühlstein und die Magdalene.

Bei diesen Gedanken erfaßt den starken Mann die stille Mahnerin, die so gern in einsamen Stunden der Nacht an denkende Menschenkinder herantritt — die Wehmuth. Er erhebt sich von seinem Lager, schreitet hinaus auf den Grat, setzt sich auf die Bank unter dem großen Kirschbaum und schaut den Sternen zu, wie sie ihren Lauf machen am Himmelszelt, und denkt an das uferlose, zeitlose Land der Ewigkeit, das hinter jenen Sternen wohnt.

Dazu hört er vom Nilwald her die Tannen flüstern im Nachtwind, hört die Thurmuhren schlagen von Hasle und von Zell herauf oder vom Reichsthal herunter, je nachdem der Wind weht, und hört die Kinzig rauschen in dunkler Ferne.

Und wenn das Sternbild des „Herrenwagens“ drüben über der Ruine Geroldseck steht, weiß er, daß es dem Morgen zugeht und daß die Sonne bald ihre ersten, blassen Lichter über den Nilkopf wirft.

Er erhebt sich, dem Hof zu. Es ist ihm wieder leicht geworden in der kühlen Nachtluft, und wenn die andern daheim aufstehen, sucht er noch einmal den Schlaf auf.

Das, was ich hier schreibe, ist nicht etwa Dichtung. An der Bank auf dem Grat hat mir der Buchhofbauer es selbst erzählt, fast mit den gleichen Worten am gleichen Maientag des Jahres 1895, da ich meinen Jugendfreund, Martin, den Knecht, besuchte.

Wir sprachen dann noch über Volks-Astronomie, und da erfuhr ich wieder, daß das Volk, dieses Genie von Gottes Gnaden, welches unsere Kultur jetzt verdummen will, alle Künste und alle Wissenschaften treibt und versteht. Nicht bloß alle Poesie kommt aus dem Volke, sondern auch alle andern idealen und praktischen Studien und Beschäftigungen der Menschheit.

Interessant sind zunächst die verschiedenen Namen, welche das Volk dem gewaltigsten Sternbild gibt, der Milchstraße.

Sie heißt im Kinzigthal „die Jokumstraße“, d. h. Jakobsstraße. Jok gilt im dortigen Dialekt für Jakob. Wie und warum dieser Name? Im Mittelalter war die Hauptwallfahrt der Kinzigthäler Sankt Jakob de Compostela in Spanien und deßhalb dieser Name, als der Name der Haupt-Pilgerstraße. Am Rhein heißt sie die Kölner Straße. Die Slovenen und auch die Schweizer nennen sie Romstraße, die Türken „Weg der Waller“ nach Mekka und Medina. Wir sehen, wie das Volk überall vom gleichen, sinnigen, poesievollen Geiste geleitet ist bei Benennung jenes Sternbildes.

Das großartigste poetische Denkmal der ältesten deutschen Literatur, der Heliand, ist von einem Bauern gedichtet im 9. Jahrhundert, und mein Freund Erdrich, der Bur in den Buchen, kann ohne Uhr jede Stunde der Nacht bestimmen, wenn er den Sternenhimmel sieht. — Seine Lehrmeister waren alte Buren und zwei arme Schacher-Juden, die in seiner Knabenzeit auf seines Vaters Hof, auf den Mühlstein, kamen und um Gottes willen auf der Ofenbank Nachtquartier erhielten.

Diese Hebräer sagten auch, nachdem sie zu den Sternen geschaut, seiner Mutter, der Bäuerin jeweils, welche Hülsenfrüchte am besten in dem Jahre gedeihen und welche sie daher setzen sollte.

Aber große Astronomen lebten auch unter den Bauern der Thäler am Harmersbach selbst.

Da hauste, hoch oben unter dem „Regiliskopf", an den Quellen des Harmersbachs, der öfters im Jahr mehr ein Fluß ist, als ein Bach, droben „auf der Hark", im obersten Winkel des Reichsthales, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine Bäuerin. Sie war die Veleda der Buren der ganzen Gegend, die nach dem Dreikönigs-Tag eines jeden Jahres hinaufwallten auf die Hark und bei der Seherin das Programm holten über ihr Wohl und Weh' im neuen Jahr.

Die alte „Harkbüre", wie sie im Volke hieß, betrachtete von ihrer Bergeshöhe aus alljährlich zwischen Weihnachten und Dreikönig den Lauf der Sterne in mitternächtlicher Stunde, und dann verkündete sie den Buren, ob das neue Jahr gut oder schlecht ausfalle, Krieg oder Frieden bringe. Sie sagte die napoleonischen Kriege voraus, und ihre letzte Prophezeiung waren die Stürme der Jahre 1848 und 1849.

Sie meinte, wenn die Trabanten, die sie Knechte nannte, vor ihrem Herrn hergingen, gebe es Krieg, wenn der „Herren-Stern" aber dem Knecht vorausziehe, bleibe Frieden auf Erden.

Und als die Veleda auf der Hark selbst zu den Sternen gegangen war, da stund ein anderer Astrolog auf, tief unten im Thal, ein Bauer namens Andreas Rothmann, der Roth-Andres genannt.

Wie Wallenstein zum Sterndeuter Seni, so kamen die Bauern zum Roth-Andres. Nur stellten sie keine so kritischen Fragen an seine Sternkunde, wie einst der Friedländer sie an seinen Leib-Astrologen gestellt hat. Sie wollten nur wissen, wann und ob das Wetter gut würde zum Heuen und Ernten, und ob ein harter oder ein gelinder Winter ins Land zöge.

Wie Seni sprach der Roth-Andres: „Die Sterne lügen nicht." Drum glaubten auch die Buren alle an ihn, und an Sonntagen ging auf dem Kirchplatz und in der Wirthsstube die Frage um: „Was sagt der Roth-Andres vom Wetter?" Ließ er gar sich selber blicken, so umstellte ihn alles und fragte: „Andres, wie kommt's?"

Der Andres sagte den Schnee des kommenden Winters auf den Tag schon im Sommer voraus. „Der Schnee blüht im Sommer am Himmel," pflegte er zu sagen, und an gewissen Wolkenzügen am sommerlichen Firmamente wollte er dies ersehen.

Halbe Nächte verbrachte der vermögliche Bauer, der für seine Sterndeuterei keinen Pfennig nahm, unter den Bäumen im Feld liegend und betrachtete den Sternenhimmel. Wenn er Morgens heimkehrte, waren seine Kleider mit Thau-Schnecken übersäet, die an dem in Be-

trachtung des Firmaments versunkenen Andres hinaufgekrochen waren.

Es sind schon bald vierzig Jahre, seitdem der Roth-Andres auch das Zeitliche gesegnet hat. Die Bauern-Astronomen sterben aus. Unsere Zeit hat ihren Falb und ihre Zeitungen, die jetzt „das Wetter machen“, es aber mit aller Wissenschaft nicht weiter bringen, und es nicht besser errathen, als der Bauer, der in den Thauschnecken gelegen.

Nur mein Freund Erdrich treibt noch in elegischen, schlaflosen Nächten im Kinzigthal Astronomie nach alter Burenart und ist, wenn er auf dem Grat unter dem Kirschbaum sitzt, ein lebendiges Symbol der Volkspoesie, die in ihm eine der letzten Säulen besitzt.

Die Salon-Dame Kultur sorgt dafür, daß die Volkspoeten mehr und mehr aussterben, daß die Bauern kultivirt und innen und außen ebenso prosaisch, ledern und steif werden, wie die Kulturmenschen in den Städten.

Im „finstern, bornirten Mittelalter“, wo die Volkspoesie noch frisch quellte, wie alle Ideale der Menschheit, war man von der engen Beziehung des Menschen zur Natur noch so durchdrungen, daß die Menschen poesievoll in den Sternen ihre Geschicke geschrieben sahen.

Kaum war ein Mensch geboren, so wurde ihm, vorab, wenn er besserer Herkunft war, das Horoskop oder die Nativität gestellt nach den Sternen. Der Stern-Jahresregent und das Sternbild des Geburtstages gaben hiebei den Ausschlag.

Heutzutag suchen die Menschen das Horoskop nicht am Himmel, sondern auf Erden, und der Geldsack der Eltern, des Vaters Aemter und Titel geben den Ausschlag. Alle so gestellten Horoskope schlagen aber meist weit mehr fehl, als die von den Sternbildern genommenen.

Ich verkehrte im Frühjahr 1895 einige Zeit mit einem seltenen Manne, den ich voll mir neuer, tiefer Ideen fand über die Menschheit und ihre Zukunft. Es überraschte mich, aber nicht unangenehm, daß der Herr noch an das alte Horoskop nach den Sternen glaubte. Als Anhänger aller alten, poesievollen Anschauungen und Gebräuche bat ich ihn, auch mir die Nativität einmal zu stellen.

Mein Stern-Jahres-Regent ist der Merkur, und der deutet auf einen „guten Geschäftsmann". In der That haben mir schon viele Geschäftsleute, mit denen ich zu verkehren hatte, gesagt, ich hätte einen guten Handelsmann abgegeben, und andere meinten, ich hätte noch alles durchgesetzt, was ich unternommen.

Ich selbst aber bin, wie wir aus meiner Jugendzeit wissen, mit List meiner Großmutter entronnen, da sie mich zu einem Jünger des Merkurius machen wollte, und ich wäre nach meiner Ansicht längst bankerott und wegen schlechter Buchführung wahrscheinlich noch eingesperrt worden, wenn ich Kaufmann geworden wäre. Denn der Greuel aller Greuel von Schreiberei wäre mir die kaufmännische Buchführung, der ich das Steinklopfen am Rande einer sonnigen Landstraße weit vorzöge.

Und doch glaube ich mit dem Merkur, dem Gott des Handels, aber auch der Gauner und Spitzbuben, wie die alten Griechen und Römer annahmen, verwandt zu sein und zwar von meinem mütterlichen Großvater her. Der war Hausirer und später Krämer, und von dem hab' ich vieles geerbt, selbst die Gesichtszüge.

Das Sternbild meines Geburtstages ist kein geringeres als der — Löwe, und mein Astrolog wollte mir demgemäß alle rühmlichen Eigenschaften des Wüstenkönigs

zuschreiben, obwohl nur eine zutrifft, und diese ist nicht des Löwen schönste und nicht die gescheidteste.

Wenn diese Riesenkatze mit der goldenen Mähne zu brüllen anfängt, so läßt sie ihre Stimme in die Wüste hinein los ohne Rücksicht auf die übrige Thierwelt, auf Elefanten, Affen, Gazellen, Urochsen, Papageien, Kolibris, und wie sie alle heißen ihre Mitbewohner im Urwald, und sie überlegt nicht, ob diese etwa im Schlafe gestört würden. Aehnlich schreibe und sage ich, wie mir's ums Herz ist, ohne Rücksicht auf das, was meine lieben Nebenmenschen dazu sagen oder über mich denken.

Und wie es vom Löwen eine Dummheit ist, wenn er Hunger hat, zu brüllen und so seine Kollegen aufmerksam zu machen, daß er es auf einen von ihnen abgesehen, so ist es von mir schon oft unklug gewesen, alles niederzuschreiben, was mir in die Feder und in den alten Haslacher Kindskopf kam.

Drum hör' ich selten das Wort: „Gut gebrüllt, Löwe!"

Doch es muß auf Erden auch solche Käuze und Kindsköpfe geben; Duckmäuser, Blindschleichen, Maulhalter und berechnende Streber gibt's in unsern Tagen ohnedies übergenug. —

Wir sehen also, daß es mit dem Horoskop nach den Sternbildern nicht so ohne ist. Namentlich glaub' ich, daß es in unsern Tagen viele Leute gibt, denen man nach dem Sternbild des Wassermanns die Nativität stellen könnte. —

3.

Siebzehn Jahre alt war der Heider geworden als Hirtenknabe und Hirtenbub unter dem Nilkopf. Eben hatte er um Allerheiligen des Jahres 1883 seinen Hirtenstab niedergelegt, weil der Winter vor der Thüre stund, als seine Mutter den Berg heraufstieg und ihn seinem idyllischen Dasein entriß.

Sein älterer Bruder, der in Offenburg im „Zähringer Hof" Laufbursche und Kegelbub gewesen, war Soldat geworden, und die Mutter wollte den Heider an dessen bisherige Stelle bringen, weil diese weit mehr eintrug als das Hirtenamt in den Buchen und die gute Frau auf die Unterstützung ihrer erwachsenen Kinder angewiesen war.

Der sangreiche Hirte unterm Nilkopf brachte das Opfer, verließ seine Berge, zog hinab ins unaussprechlich langweilige Offenburg und wurde — Kegelbub.

Kegelbub und Hirtenknabe! Gibt es größere Gegensätze auf Erden, denn diese? Von den lichten Höhen, eine Welt zu ihren Füßen, aus dem Tannenwald, der von seinen Liedern erschallt', hinab in eine dunkle, staubige Kegelbahn, die zwischen den Hinterhäusern einer öden Stadt gelegen ist!

Und statt das liebe Vieh zu hüten, es an die Quelle zu treiben, von gefährlichen Felsen wegzutreiben, in den stillen Gassen einer Kleinstadt den Laufburschen machen, heißt ein König gewesen sein und zum Bettler werden.

Und statt in Gottes freier Natur und in seiner lieben Sonne seine eigenen Jodler und Lieder zu hören, in dumpfer Bahn das Gerassel fallender Kegel und das Krakehlen lärmender Kegler zu vernehmen und zu schweigen,

heißt aus dem Himmel der reinsten Poesie in die Hölle der trübsten Prosa fallen.

Das fühlte der Heider und er bekam nicht wenig Heimweh nach den Weideplätzen unter dem Nilkopf. Aber was will ein armer Teufel machen im Kampf ums Dasein? Er muß sich viel gefallen lassen um ein paar Batzen des Lohnes mehr.

Ist das „gemeine Volk“ nicht überhaupt der Kegelbub der menschlichen Gesellschaft? Was muß es sich gefallen lassen von seinen politischen Kegelschiebern, besonders wenn, um mit Goethe zu reden, „Knaben Herren der Bahn sind“! Wie oft wird nicht von solchen Kegelschiebern umgeworfen, was das Volk mit Mühe und Liebe aufgebaut, und wie oft, wenn die Könige gefallen sind, wie im Kegelspiel, sind's die Bauern gewesen, welche sie und ihren Thron wieder aufrichteten! —

Zwei Jahre setzte unser Heider den Herren von Offenburg, welche, um der Langweile ihrer Residenz zu entgehen, Kegel spielten, auf, was sie niederwarfen. Dann ward's ihm zu wenig und zu dumm, länger Kegelbub zu sein, und er suchte wieder hinauf ins Thal zu kommen.

Bauernknecht konnte der schmächtige, kleine Heider, der zudem etwas hinkte, nicht werden; denn dies Amt erfordert in den Bergen einen starken Mann. Dagegen spekulirte er auf den Posten eines Hausknechts in einem der vielen Wirthshäuser im obern Thal, wo Buren einkehren und aus- und einspannen lassen.

Es gelang ihm, und der Heider wurde Hausknecht und zwar an lauter renommirten Stationen; einmal in der „Stube“ in Nordrach, wo einst der „Hans und die Magdalene“ ihre Lieder sangen und die Reichs- und Klosterbauern des vorigen Jahrhunderts verkehrten; dann

beim Pflugwirth in Unter-Entersbach, der ein kurioser Heiliger und ein nervöser Kamerad ist, aber die besten Weine hat, von denen die Buren gerne trinken, wenn sie aus Zell heimkehren von den Wallfahrten; endlich in der Restauration am Bahnhof in Biberach, wo viel Verkehr sich abspielt. Hier fing Heiders Stern zu leuchten an.

Er ging abends manchmal hinein ins Dorf Biberach und besuchte im „Bären" seinen Amtsbruder, den Hausknecht. Im Bären kampirten nun eines Abends Zigeuner. Einer derselben offenbart dem kleinen Heider — ohne daß dieser eine Offenbarung wünscht —, er sei zum Arzt geboren und besitze die Gnadengabe der Heilung. Er gibt ihm auch ein Buch zur Einführung in die Heilkunst, und der junge Hausknecht mit dem guten Kopf macht sich ans Studium. Zu diesem Zweck verläßt er seinen dienstlich strengen Posten am Bahnhof und wird Hausknecht auf dem unweit davon entfernten, an einsamer Straße liegenden Gröbernhof, der von Alters her eine Wirthschaft hat, in der aber nicht jeden Tag Leute einkehren.

In dem Zigeuner-Buch findet er auch, daß er einen „Bergspiegel" haben müsse. Der Bergspiegel ist der Talisman des Sympathie-Doktors, in ihm sieht er alle Krankheiten, und das Volk glaubt an die Macht dieses Spiegels. Der Heider geht frisch ans Werk, einen zu bekommen. Wie? — das lernt er auch aus jenem Buch.

In einer mondhellen Nacht steht er mit den nothwendigen zwei Zeugen, die aber, mag kommen, was da will, und mögen sie was immer sehen, schweigen müssen — an der Kreuzstraße unweit des Gröbernhofs. Seine, des zukünftigen Sympathie-Doktors Aufgabe ist es, einen Spiegel an den vier Ecken mit Kreuzen zu bezeichnen, um Mitternacht, und ihn auf der Kreuzung der Straßen

zu begraben, bis drei Leichen darüber geführt oder getragen worden sind.

Eben schlägt es die zwölfte Stunde von der Pfarrkirche in Zell her, da beginnt der Heider sein Werk. Kaum hat er aber das erste Kreuz gemacht, so tost's in den Lüften wie das wilde Heer, Reiter und Kutschen nahen der Straße. Die erschreckten Zeugen rufen bestürzt: „Was ist das? Siehst Du dort den Reiter?" — und fliehen. Der Spuk ist aus und die Spiegelfabrikation zunichte, weil die Kollegen die Geister „beschrieen" haben. Mißmuthig geht der Heider heim.

Aber er gibt sein Vorhaben nicht auf und weiß sich zu helfen, klug wie er war und ist. Er sucht sich zwei Taubstumme aus, die leider in der Gegend nicht allzu selten sind. Die nimmt er mit auf die mitternächtliche Kreuzstraße. Bei ihnen ist er sicher, daß sie die Geister nicht beschreien und das wilde Heer nicht durch die Lüfte sausen hören und so erschrecken. Es gelingt. Die Stummen werden erst dann unruhig und fliehen, als sie über dem Haupt Heiders etwas hängen sehen wie einen Mühlstein und glauben, der Stein erschlage auch sie. Der Spiegelfabrikant arbeitet unentwegt weiter; die Zeichen sind gemacht und er vergräbt nur noch seinen Spiegel. Kaum ist er damit zu Ende, so fällt er um und liegt bewußtlos auf der Straße, bis der Morgenthau ihn weckt. —

So erzählten mir glaubhafte Buren und selbst ein Pfarrherr im Thale.

Jahr und Tag vergehen, bis die drei Leichen die Kreuzstraße passirt haben, denn die Unter- und Ober-Entersbacher, welche ihre Todten hier durchführen, sterben nicht gerne. Sobald aber sein Spiegel die letzte Weihe erhalten hat, fängt der Heider an zu „doktern". Die Geschichte

von seinem Bergspiegel, und wie es dabei herging, ist längst durchs Thal gegangen; das Volk glaubt deßhalb, daß der Knecht auf dem Gröbernhof einen solchen Spiegel habe, und kommt, sich von ihm Heilung zu holen.

Sobald unser Heider merkt, daß es Praxis gibt, verlegt er seinen Wohnsitz und wird Hausknecht im benachbarten Zell im „badischen Hof“, damit die Leute ihn leichter finden.

Die Kundschaft mehrt sich hier mit der Kunde, daß er dem und jenem, dieser und jener geholfen habe. Im Herbst 1893 hat er begonnen und im November des gleichen Jahres verschreibt er schon 230 Rezepte, mehr als die drei approbirten Aerzte im Städtle zusammen.

Der Sympathie-Doktor ist aber auch ein populärer Mann, er spannt den Buren erst ihre Pferde aus, füttert und tränkt dieselben und dann gibt er ihren Herren in einem „aparten Zimmerle“ Bergspiegel-Audienz in allen leiblichen Nöthen.

Es geht nicht lange, und sein Ruf dringt nach außen über die Berge des Kinzigthales hinaus. Schon im Frühjahr 1894 kommen Fremde, Herrenleute an am Bahnhof in „Biwere“, der Station für das im Seitenthale des Harmersbachs gelegene Städtchen Zell, und fragen nach dem „Professor Benz“. Sie staunen, daß niemand einen solchen kennen will, hören aber nach einigem Hin- und Herfragen: „Ja, des isch der Husknecht im badischen Hof in Zell, der heißt Benz zuom G'schlecht und isch Sympathie-Dokter.“

Einer, den man Professor nennt, kann nicht länger Hausknecht sein. Drum kündet der Heider dies Amt, macht die Hausmagd zur Doktorin und Professorin und gründet ein eigenes Heim. Aber sein „Sprechzimmer“ bleibt im

badischen Hof, denn der Badisch-Hof-Wirth verkauft manchen Schoppen und manche Bratwurst an die Klienten des Professors.

Der aber amtet, eingedenk seines bisherigen Standes, gelegentlich immer noch als Hausknecht. Er spannt, wenn sein Nachfolger gerade nicht da ist, heute noch Pferde aus und führt sie in den Stall, und dann ertheilt er Audienz.

An Samstagen, wo die Buren und Bürinnen und ihre Völker wallfahrten nach Maria-Zell, da ist der Professor stets präsent im badischen Hof, an den übrigen Tagen fischt er draußen an der Kinzig im „schwarzen Pfuhl“ am Reiherwald nach Hechten oder in den Thalbächlein nach Forellen, mit denen er auch bei Bedarf seine „Kollegen“ versorgt, die Aerzte im Städtle, die sonst allerdings nicht neidlos herabschauen auf den einstigen Hirtenbub und Zigeunerschüler. —

Es war ein heißer Juli-Tag des Sommers 1895, als ich, „vom Mühlstein“ herabkommend, am badischen Hof in Zell vorfuhr, um den Professor, den ich bisher nicht gekannt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Bei mir war der Bur, bei dem er Hirtenknabe gewesen.

Als wir anfuhren, stund ein kleiner, gesund aussehender, junger Mann im Hof und begann, nachdem er uns begrüßt, alsbald die Pferde auszuspannen. Es war der Heider, der zweifellos heute noch mehr einem propern Hausknecht gleicht als einem Professor der Heilkunst.

Wir nahmen ihn alsbald allein in ein Nebenzimmer, und ich befragte ihn über seine Kuren und deren Erfolge. Ueber den Bergspiegel gab er keine Auskunft; er antwortete geheimthuend und ausweichend, und ich wollte nicht weiter in ihn dringen, denn vielleicht muß der

Heider schweigen, um des Spiegels Zauberkraft nicht zu verscheuchen.

Aber Briefe wollte er mir vorlegen von Patienten, „vom Bauer bis hinauf zu den höchsten Ständen“, die sich bedanken für erfolgte Heilung. Ich verzichtete auch darauf, da ich kein Recht hatte, anderer Leute Briefe zu lesen.

Ich fragte ihn über sein Verhältniß zum Hättichsbur, dem berühmten, alten Sympathie-Doktor im Harmersbacher Thal droben, der jeden Sonntag nach Zell in die Kirche kommt. „Wir sind die besten Freunde, der Hättichsbur und ich,“ erwiderte mir der Heider. „Wir sitzen oft bei einem Schoppen zusammen und reden von der Sympathie.“

Da haben wir einen Beweis gegen die Worte Goethes:

> Lebst im Volke, sei gewohnt,
> Keiner je des andern schont,

und es freute mich, daß die zwei Volksärzte sich auch gegenseitig selbst Sympathie entgegenbringen und so ihrem Namen als Sympathie-Doktoren Ehre machen. Die approbirten Aerzte, so denselben Bezirk zur Ausübung ihres Berufes haben, stehen sich meist auf dem Fuße der Antipathie gegenüber.

Uebrigens bemerkte ich an dem jüngsten Sympathie-Doktor im Kinzigthal ein Paar „schelmizige“ Augen, und er scheint mir nicht allzu sehr Biedermann zu sein. Ich kann ihm dies aber nicht ganz verübeln in unsern Tagen, in denen im geselligen Leben und in der Welt das treffliche Wort unseres alten Dichters Logau gilt:

> Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich' Mann,
> Bleibt aber wo er ist, kommt selten höher an.

Wer's vom Hausknecht zum Professor bringen will, der muß dies Sprüchlein sich wohl merken, und das thut der Heider.

Völlig Biedermann ist der Hättichsbur, den ich wenige Monate darauf in Zell sprach, als des Erdrichs in den Buchen Tochter, die Zezil, Hochzeit hielt. Er geht noch in alter Tracht, ein geistreich ausschauender, bartloser, alter Bauersmann mit einem Blick voll Gutherzigkeit und Wohlwollen.

Er ist weit berühmter als der Heider; zu ihm kommen sie noch viel weiter her, er praktizirt aber auch schon viel länger. Der Hättichsbur gibt sich durchaus schlicht, einfach und bescheiden — aber was er spricht, zeigt den Mann, der seiner Sache sicher ist. —

Und nun, ehe wir zum Lorenz zurückkehren, noch ein Wort über Sympathie und Volksaberglauben[1]).

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gaben die Gelehrten der Pariser Akademie den Wahrspruch, es sei abgeschmackt und daher zu verbieten, an das Leuchten des Meeres zu glauben, weil Wasser und Feuer sich nicht vertrügen, also jenes Leuchten nicht existiren könne.

Diejenigen nun, welche damals an die Wissenschaft der berühmten Akademie glaubten, glaubten auch fortan nicht mehr, daß das Meer leuchte. Das Meer selbst aber war so frei, weiter zu leuchten, wie vorher, und leuchtet bis zur Stunde.

Aehnlich verkünden die Aufklärer unserer Tage, Sym-

[1]) In der neusten Zeit hat ein evangelischer Geistlicher, Professor Dr. Freybe in Parchim, Mecklenburg, eine Reihe von vorzüglichen Aufsätzen veröffentlicht unter dem Titel: „Der deutsche Volksaberglaube und seine pastorale Behandlung". Sie sind gedruckt in der zu Gütersloh erscheinenden Monatsschrift „zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit" und verdienten die weiteste Verbreitung als Separatschrift.

pathie sei Dummheit und Aberglauben, und die an diese Aufklärung glauben, folgen diesem Urtheilsspruch. Die Volksseele aber, die zurückgeht und zurückahnt bis zu den ersten Menschen, also so alt ist, als die Menschheit, lacht über diese Aufklärung und läßt in sich leuchten bis zur Stunde den „Wust des Aberglaubens“.

Die Volksseele ist eben von Gottes Gnaden, der das Leuchten des Meeres schuf, wie jene tiefe Sympathie zwischen allen seinen Geschöpfen, vom Stein und vom Wurm bis hinauf zum Menschen und zu den Cherubim und Seraphim in einer unsichtbaren Welt.

Alles, was Gott geschaffen hat, ist sein Kind, und deßhalb jedes seiner Kinder dem andern verwandt, weil vom gleichen Vater kommend. Darum lassen die Sänger des alten Bundes Berge und Flüsse und Bäume ihren Schöpfer loben und frohlocken über die Großthaten Gottes an den Menschen. So läßt Isaias „die Bäume in die Hände klatschen“ über die Segnungen, die der Herr den Menschen verheißt. Was ist das anderes als Sympathie, Theilnahme, Mitfreude?

Wenn nun umgekehrt der Mensch, der Naturmensch, das Volk den Thieren und Pflanzen in seinem „Aberglauben“ Mittheilung macht von Vorgängen im Menschenleben, wenn es an die Bienenstöcke klopft, die Stallthüren öffnet und den Thieren zuruft: „Euer Meister ist todt,“ und wenn es hinausgeht und an die Bäume schlägt auf dem Gute des Todten und auch ihnen diese Kunde zuruft, weil sie sonst auch sterben möchten aus Mitleid mit ihrem todten Herrn — ist das verwerflicher Aberglaube? Nein — sage ich — es ist die tiefste Religion und die herrlichste Poesie. Es ist dies die Sympathie aller Wesen, die Gott geschaffen hat, und entspringt durchaus ächtem

wahrem, innerem Glauben und entspricht der Thatsache der Schöpfung. —

Der Mensch, ursprünglich bestimmt zum Herrn der irdischen Natur, sank, wie das Christenthum uns lehrt, durch den Sündenfall unter die Knechtschaft der Sinnenwelt. Dem entsprechend finden wir im Heidenthum überall Anklänge der Gebundenheit des Menschen an die Natur, an Pflanzen und Thiere. Wir wissen, daß dem entsprechend Griechen und Römer ihr Schicksal weissagten aus dem Rauschen der Eichen und der Lorbeerbäume, aus dem Fluge der Vögel und aus den Eingeweiden der Thiere.

Die Volksseele vergißt Dinge, die Jahrtausende lang in ihr vorgingen, nicht; drum finden wir auch bei unserm deutschen Volke heute noch ähnliche Erscheinungen, die sich an das Begegnen mit Thieren knüpfen. Je nachdem einem ein Hase, ein Schaf, ein Schwein über den Weg läuft, bedeutet das Glück oder Unglück. Auf dem Hause krächzende Raben bedeuten einen Todesfall.

Ueberall erkennen wir hier die Sympathie, das heißt die Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und der Natur.

Ebenso finden wir auf der andern Seite bei allen Völkern und zu allen Zeiten den Glauben an das Gebundensein, an die Sympathie des Menschen mit einer überirdischen Welt, mit guten oder bösen Geistern. Ja, es gibt heute noch Völkerstämme, deren Religion einzig im Glauben an solche Geister beruht.

Es kam die Zeit der Erlösung. Christus, der Herr, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, wollte der Menschheit wieder zur Herrschaft helfen über die Natur und über die bösen Geister, indem er sie zu Gott, von dem sie abgefallen war, zurückführte und mit ihm vereinigte.

Er gab denen, die an ihn glaubten, Gewalt über die Natur, wie er sie selbst in göttlicher Kraft ausgeübt hatte. Sie heilten so in seinem Namen Krankheiten, befahlen den Fiebern, zu weichen, dem Blute, still zu stehen, den gelähmten Nerven, sich zu bewegen. —

Der Mensch hatte so die Herrschaft wieder über die Natur. Die Sympathie, die Wechselbeziehung zwischen beiden, war wieder die von Gott ursprünglich gewollte, nach welcher der Mensch Herr der Schöpfung sein sollte.

Und diese Gnadengaben (Charismata nennt sie die Kirche), von denen der heilige Paulus wiederholt redet, finden sich heute noch. Da lebt ein frommer Priester, dort eine entsagende Klosterfrau, hier ein gläubiger, alter Schäfer, dort ein schlichter Gottesmann und treibt Sympathie, d. h. sie heilen durch das Kreuzzeichen unter Anrufung der allerheiligsten Dreifaltigkeit und durch Gebet, stillen das Blut und die Fieber und nehmen den Brand.

Und der Sympathie-Doktor soll alles thun um Gotteslohn, d. h. er darf nichts fordern dafür, weil Gebet und Fürbitte aus Liebe (Sympathie) erfolgen sollen.

Und ich frage jetzt nochmals: Ist das Glaube oder Aberglaube? Oder sind das nicht vielmehr Heilungen von Gottes und darum von Rechts wegen?

Heilt denn Christus, der Herr, die Gebrechen unserer Seele in den heiligen Sakramenten anders als durch sichtbare Zeichen und durch das Wort Gottes? Aehnlich heilt auch der Sympathie-Doktor die leiblichen Gebrechen.

Und wenn wir Menschen alle im Glauben und Wandel inniger mit Christus und dem Vater verbunden wären, könnten wir alle heilen und brauchten selten oder

gar nie einen Arzt. Von den Aposteln hat man von keinem gelesen, daß er je krank gewesen, und von keinem Heiligen, daß er einen Doktor gerufen habe.

Und, abgesehen von des Glaubens Kraft, gibt es nicht manche Menschen, die besondere Gaben von Natur aus haben? Es gibt Leute, welche die wildesten Thiere zähmen, Männer, die eine magische Gewalt ausüben auf Frauenherzen. In jedem Dorfe lebt ein oder das andere „Wibervolk", das immer die schönsten Blumen hat und sie auch nicht anders pflegt, denn ihre Nachbarinnen. „Sie hat eine glückliche Hand", heißt's im Volk.

Ich hab' einen Mann gekannt, dem alle Vögel zuflogen. Aehnliche Erscheinungen begegnen uns im Leben der Heiligen.

So gibt es auch Menschen, die von Natur aus besondere Heilkraft und Heilkunst haben. So ist z. B. Pfarrer Kneipp zweifellos ein Naturarzt von Gottes Gnaden.

Und so hat es zu allen Zeiten unter dem Volke Naturärzte und „Sympathie-Dökter" gegeben und wird sie geben, so lange das Volk Volk bleibt, d. h. Naturkind. Und ich hoffe und glaube, daß die Kultur nie so weit um sich greift mit ihrem Aufkläricht, daß das Volk die glaubenstiefen, poetischen Züge der Volksseele als Dummheit und Aberglauben verlacht und verwirft. In dem gleichen Augenblick wird es dann auch den ächten, rechten Glauben wegwerfen und zum Unglauben überhaupt sich wenden. Dann wäre es um das Volksthum und damit um die ganze Herrlichkeit der Aufklärung geschehen. Dies erkannte schon ein klassischer Dichter, der mitten in einer Zeit der sogenannten Aufklärung lebte. Es ist Jean Paul. Der schrieb damals die trefflichen Worte: „Ich

möchte lieber in der dicksten Luft des Aberglaubens, als unter der Luftpumpe des Unglaubens leben; dort athmet man schwer, hier aber erstickt man."

Im Aberglauben liegt, wie wir gesehen haben, noch viel gesunder und tiefer Glaube. Und so lange unsere Bildung noch nicht so weit ist, Licht in all' die zahllosen Geheimnisse zu werfen, die uns umgeben, und alle Räthsel zu lösen, vor denen wir stehen, soll sie nicht spotten über „das dumme Volk mit seinem Aberglauben".

Einer der schärfsten und in Bezug auf positive Religion ungläubigsten Denker, Schopenhauer, schrieb: „Das Volk hat nie aufgehört, an Magie zu glauben. Ein Zweig der alten Magie hat sich unter dem Volke sogar offenkundig in täglicher Ausübung erhalten, nämlich die sympathetischen Kuren, an deren Realität wohl nicht zu zweifeln ist."

„Niemals," sagt Rocholl in seiner Geschichte der Philosophie, „hat der Unglaube den Aberglauben getödtet, und am Schlusse ihrer Fahrten durch die dürre Heide wird der Aufklärung klar werden, daß alle ihre Versuche, zu sein wie Gott, zu Wasser werden. Und aus dem Wasser wird dieser Irrthum ins Feuer taumeln. Die Mächte, welche der Unglaube tausendmal todt gesagt hatte, werden ihn wie Fieberfrost schütteln. Kant, der größte Denker unseres Jahrhunderts, glaubte an eine ‚unheimliche, uns umwitternde Welt'. Die Bildungswelt unserer Tage glaubt an nichts, folglich wird sie an orakelnde Tische und an klopfende Geister glauben."

Ja, dem Tischrücken, den Klopfgeistern und ähnlichen Dingen verfiel unsere ungläubige, gebildete Welt, die über Volksaberglauben spottet.

Mit Recht sagt der Dichter Geibel:

Glaube, dem die Thür versagt,
Steigt als Zauberei durchs Fenster.
Wenn die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster.

So wollen wir denn unserm Volke seinen tief poetischen und tief christlichen Glauben an die Sympathie lassen und meinen Kinzigthälern ihren Hättichsbur und ihren Heider. Und die geistlichen Herren auf den Kanzeln mögen sorgfältig umgehen mit dem „Aberglauben", sie könnten sonst leicht, um ein Wort des Heilandes zu gebrauchen, mit dem Unkraut den Weizen, d. h. mit dem Aberglauben den Glauben ausjäten.

4.

Während heute der ehemalige Hirtenknabe in den Buchen drunten im Städtle im badischen Hof als Professor fungirt, lebt immer noch unentwegt droben auf dem Hof Lorenz, der Oberknecht, still, ruhig, bescheiden und zufrieden.

Und während an Sonntag-Nachmittagen der Heider Audienzen ertheilt, sitzt der Lorenz in der Stube seines Bauern vor dem „Herrgottspfosten" und liest.

Dieser Herrgottspfosten an den Bauernhäusern des Kinzigthales ist „die Firstsul" der alten Germanen, der Eckpfosten des Hauses, aus der größten Eiche gezimmert, die der Bur bekommen kann.

Um ihn aufzurichten, sind 30 bis 40 Männerkräfte erforderlich. Ehe diese ihn heben, kommandirt der Zimmermeister: „Hut ab und drei Vaterunser gebetet!" Dann geht er auf die Höhe des Baues und erwartet die Auf-

richtung des Pfostens, um diesen, wenn er beim übrigen Gebälk angelangt ist, mit hölzernen Nägeln zu befestigen.

Sobald er den ersten Nagel geschlagen hat, rufen die Untenstehenden: „Verbrennt's oder fault's?" Wenn's nämlich recht kracht beim Nagelschlagen, so verbrennt das Haus. Treibt aber der Nagel noch Wasser aus dem Holz des Pfostens, so fault das Haus, d. h. es stirbt am Alter.

Ist der Bau fertig und das Haus wird eingerichtet, so kommen in die Ecke der Stube, wo der Haupt-Pfosten steht, das Kruzifix und das Hausaltärchen der Büre mit den Heiligenbildern. Deßhalb der Name „Herrgottspfosten". Hier umgeben das Volk die Bilder einer höhern Welt, die es erinnern sollen, daß es nicht nur auf Erden ist, um im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten und dann für immer zu sterben.

Nach den Bildern am Herrgottspfosten richten der Bauer und seine Familie ihren Blick beim Gebet, dreimal des Tages. Und ich frage auch hier wieder: Wo ist der wahre Mensch — in der Bauernstube oder im Salon unserer Gebildeten?

Hier kein Zeichen von Religion, kein Bild, das an eine andere Welt erinnert. Ja, man würde sich schämen eines Kruzifixes; alles mahnt im Bild an Welt, an Genuß, an Menschenthum und Menschenruhm — und Gott und die Ewigkeit sind hier verbannt.

Wer ist da, frage ich nochmals, gebildeter, vernünftiger, poesievoller und menschlicher — der Bauer oder der Herr?

Drum sag' ich immer wieder: wollen wir Gemüth, Religion, Gottvertrauen, ächte Menschlichkeit, Poesie sehen — wir müssen zum Volke gehen und nicht zu den Kulturmenschen; drum hass' ich die Kultur und liebe den Bur. —

In dem Herrgottswinkel sitzt beim Essen das Haupt der Familie, der Bur. Hier saßen an Winter-Sonntagen in meiner Knabenzeit noch die alten Buren und lasen den Kalender, die Zipfelkappe auf dem Kopf; hier sitzen die neuern Buren ohne Zipfelkappe und lesen dreimal die Woche — „'s Blättle“, d. i. die Lokalzeitung der Gegend.

Was ich an den heutigen Kinzigthäler Buren, die sonst in vielem noch dem Alten getreu sind, stark zu tadeln habe, ist das Aufgeben der Zipfelkappe.

Höchst selten sieht man noch einen alten Bauersmann mit dieser Kopfbedeckung, der herrlichsten, schönsten und praktischsten, die je getragen wurde in deutschen Landen. Die phrygische Mütze, die älteste und klassischste aller Mützen, war ihr Vorbild, sinnig angepaßt dem deutschen Gemüth.

Deutschlands einstige Zipfelkappe — was ist die Kaiserkrone eines Beherrschers aller Reußen gegen deinen Frieden, was der Fez des türkischen Sultans gegen deine Ruhe und deine Zuversicht!

So lange die Deutschen in ihrem Schatten ruhten, sangen sie Tag und Nacht ihre Nationalhymne: „Freund, ich bin zufrieden“, und es gab keine Parteien, keine Sozialdemokraten und keine Reichsfeinde. Als sie sich aber vor 100 Jahren nach Frankreich verzog und in die Jakobiner-Mütze verwandelte, Europa vom Absolutismus befreite und die bürgerlichen Freiheiten schuf unter Blut und Schrecken, von da ab ging sie in Deutschland, wo man jene Freiheiten mit Redensarten erkämpfen wollte, ihrem Untergang entgegen. Sie roch nach Blut, dem besten Kitt der Freiheit, und darum ward sie bei den unblutigen, deutschen Philistern und Bauern verpönt.

Mein Großvater, der Eselsbeck von Hasle, der größte und einzige Demokrat des Städtchens in den ersten 25 Jahren unseres Jahrhunderts, er vertheidigte ihre Existenz noch gegen die auftretenden Cerevis-Mützen der Kleinbürger und trug sie nicht bloß daheim, sondern auch öffentlich in den Wirthshäusern, wo er seine freiheitlichen Ideen vortrug, stets auf dem Kopf als seinen inspirirenden Geist.

Mein Vater schon trug ein Cerevis-Käppchen, und in meiner Knabenzeit sah man nur noch die Bauern und die Fuhrleute mit dieser edlen Kopfbedeckung, für die ich, offenbar vom Eselsbeck ererbt, von jeher eine große Vorliebe hatte.

„Sie richtet sich nach jedem Kopf," pflegte der Eselsbeck zu sagen, „und was sie über alle ihres Gleichen erhebt, man kann sie Tag und Nacht tragen."

Und ich sage, unter ihr steckten auch tüchtigere Köpfe, als unter den Tanzknöpfen von Hütchen und Käppchen, wie die Männer sie heute tragen.

Schiller schaute, die Zipfelkappe auf seinem Genie-Haupte, den Schlafrock am Leibe, in Jena und Weimar zum Fenster hinaus, und ich bin fest überzeugt, daß er sie aufhatte, da er seinen Tell schrieb, dieses Freiheitsstück inmitten despotischer Zeit.

Wenn heute ein gebildeter Mensch mit der Zipfelkappe zum Fenster hinausschauen würde in unsere modernen Straßen und auf unsere modernen Menschen, man würde den Zipfelkappen-Mann für närrisch halten, und doch ist seine Kopfbedeckung die Vernunft zu Pferde und die Mode-Kleidung die Narrheit auf einem Elefanten. Aber so ist die Welt. Sie liebt das Strahlende zu schwärzen und die Dummheit und Geschmacklosigkeit glänzen zu lassen.

Ich liebe die Zipfelkappe, und in meinem Nachttische findet sich ständig eine weiße ihrer Art nicht bloß zu platonischer Liebe, sondern ich trage sie auch oft abends und morgens. Und wenn ich sie manchmal „in Gedanken“ aufbehalte und in den unteren Stock damit komme, mahnt mich die Schwester, sie abzulegen, „weil das Dienstmädchen mich jeweils auslache“.

Ein Schiller konnte mit ihr noch zum Fenster hinausschauen, unsereiner wird verlacht, wenn er sie in der Morgenfrühe innerhalb seiner vier Wände trägt.

Die Rückkehr zur Zipfelkappe wäre meines Erachtens ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Und selbst wenn die Sozialdemokraten sie einmal wieder in eine Jakobiner-Mütze verwandelten, würde jene Frage erst recht gelöst werden. —

Ich hab's schon längst auf dem Herzen gehabt, einmal über meine Lieblingskappe was zu sagen; jetzt ist's geschehen auf Kosten des Lorenz, den wir indeß vor dem Herrgottspfosten sitzen und lesen ließen.

Der Bur liest heutzutag sein Blättle unter der Woche schon, drum hat am Sonntag der Oberknecht den Ehrenplatz zu seiner Lektüre. Und was liest unser Lorenz?

Er hält auf eigene Kosten das „Mainzer Volksblatt“, einst viel verbreitet in Baden, jetzt aber fast ganz eingegangen. Zu den wenigen ihm hier treugebliebenen Abonnenten gehört der Lorenz in den Buchen.

Ein zweites „Leses“, wie die Kinzigthäler sagen, das er sich zugelegt, ist das Blatt, welches der badische Militärverein für seine Mitglieder herausgibt.

Beide Blätter nimmt er an Sonntagen, wenn der Gottesdienst aus ist, mit in die Buchen, und sie zu lesen ist sein einziges Sonntag-Nachmittags-Vergnügen.

Nur an den höchsten kirchlichen Festen steigt er am Nachmittag nochmals zu Thal, um in die Vesper zu gehen. Und nachher trinkt er, was sonst nie geschieht, seinen Schoppen in Zell.

Die Liebe, die ihn einst angestoßen, wie fast jeden Menschen einmal im Leben, und von der ich oben eine leise Andeutung gemacht habe — läßt den Lorenz in seinen alten Tagen gänzlich in Ruhe.

Bauer kann er nicht werden, weil ihm die Mittel fehlen, heirathen und hinab ins Städtle ziehen und in der Fabrik oder im Taglohn arbeiten und ein hungeriges, armseliges Leben führen, das ist dem Lorenz zu dumm. Drum ging „er“ und ging „es“ jedes wieder seine eigenen, ledigen Wege.

Wenn die Knechte und Mägde auf dem Land nicht klüger und weiser wären, als unsere Ehegesetzgebung, die schrankenlos jeden heirathen läßt — und ledig blieben, so hätten wir bald überall, auch in den Dörfern, ein Proletariat, das mit Noth und Elend kämpfte.

Unserm Lorenz ist der wohl gedeckte Tisch bei seinem Buren ledigerweise lieber, als die Wassersuppe am eigenen Herd und die mageren Bissen, die er mit Weib und Kindern theilen müßte.

Wie manches Dienstmädchen oder manche Köchin in der Stadt hat die besten Tage bei ihrer Herrschaft! Aber es wird ihnen zu wohl, sie müssen heirathen, und bald ist der Schmalhans Küchenmeister und die stattlichen „Damen“ werden vor Elend zu Gespenstern.

Aber so ist der Mensch, und wer will's eigentlich diesen Leuten verargen, wenn das Herz, die größte Macht in uns, auch bei ihnen siegt über den Verstand, und Amor ihnen keine Ruhe läßt, bis sie im Elend sitzen?

Dieser boshafteste Genius des menschlichen Geschlechtes ist der größte Hypnotiseur desselben. Die Bosheit seiner Hypnose besteht besonders darin, daß die Leute bald daraus erwachen und sehen, wie er sie hinters Licht geführt hat.

Die vielen andern Hypnotisirungen, denen ein Menschenkind ausgesetzt ist von der Wiege bis zum Grabe, halten meist fürs Leben vor, und die meisten Sterblichen erwachen nie daraus.

Was sind unsere Erziehung und unsere politischen Meinungen anders als Hypnosen? Unsere Wissenschaft hypnotisirt ihre Jünger und Zuhörer, unsere Politiker ihre Parteigänger so, daß selten einer erwacht und die Hypnotisirten eben zeitlebens reden, denken, politisiren, wie die betreffenden Hypnotiseure es ihnen vorgemacht haben.

Die Mode hypnotisirt so, daß die Modekinder auf einmal das seither mit Liebe und Stolz Getragene häßlich finden, wegwerfen und dem Neuen nachjagen, wenn's noch so unschön ist, bis auch dieses einer andern Mode weicht.

Und die Kunst ist eine stets wechselnde Hypnose. Bald ist dieser, bald jener Styl Mode. Die Renaissance und selbst der Zopf hypnotisirten die Menschen so, daß sie die herrliche Gothik überall verkleisterten und verzopften. Jetzt schlägt man, wo es immer geht, die Verkleisterung wieder los. Man ist aus dieser Hypnose erwacht und jetzt, in Deutschland wenigstens, gothisch hypnotisirt.

Wer aber nicht mit der eben in Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Politik, Mode u. s. w. herrschenden Hypnotisirung geht, ist ein Sonderling, ein Narr, trotzdem die Vernunft meist auf seiner Seite steht. —

Und was treiben nicht erst Handel und Industrie für hypnotisirende Finessen, um ihre Waaren an den Mann zu bringen!

Sind Façon, Ausstattung, bemalte Schachteln, aufgeklebte Bilder etwas anderes als Hypnotisirungen?

Und erst die Reklamen in den Zeitungen! Da las man in den letzten zwei Jahren in allen Blättern immer und immer wieder, „Odol“ sei das beste Mittel zum Reinigen der Zähne. Diese Reklame wurde so lange wiederholt, bis Hypnose eintrat beim Leser, und jetzt findet man auf allen besseren Waschtischen jenes Zahnwasser.

Selbst was wir essen und trinken, beruht oft auf Hypnose. Man hört, das oder jenes sei gut zum Essen oder Trinken, flugs glaubt man's und findet's, weil hypnotisirt, ausgezeichnet.

So gibt's überall im Leben Hypnotiseure und Hypnotisirte. Die Frau übt dies Geschäft aus dem Mann gegenüber, der Minister hypnotisirt die Volksvertreter, der Advokat die Richter und — sagt mir hier ein Leser ins Ohr, der Pfarrer von der Kanzel aus seine Zuhörer.

Fehlgeschossen! Das Wort Gottes ist ewige Wahrheit, und die Prediger von den christlichen Kanzeln suchen die Menschheit zu gewinnen für die Worte desjenigen, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Das kann keine Wissenschaft und keine Philosophie und keine Politik von sich sagen, sie sei ewig wahr, die Wahrheit selbst und unvergänglich. Beim Christenthum sind nur die Irrlehrer Hypnotiseure, die ihre Meinung für die Wahrheit ausgeben.

Die katholische Kirche lehrt unverändert seit zwei Jahrtausenden die gleichen Wahrheiten. Wissenschaft, Politik und Kunstgeschmack wechseln ihre Lehren wie's Wetter.

Aber, so sagt man, die katholische Kirche nimmt die Sinne gefangen, hypnotisirt diese durch ihren Gottesdienst,

ihren Kirchenschmuck, ihre Ceremonien. Zugestanden! Aber es gibt keine schönere Aufgabe im Menschenleben, als die Sinne, die immer abwärts streben und die sonst alles, was auf sie wirkt, zur Erde und zur Materie ruft, gefangen zu nehmen für höhere, übernatürliche Dinge. Und das bezweckt die katholische Kirche durch die Aeußerlichkeiten ihres Gottesdienstes.

Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen sich vom wahren Christenthum „hypnotisiren" ließen. Das Erwachen aus dieser „Hypnose" heißt nämlich selige Unsterblichkeit. —

Wer am wenigsten hypnotisirt wird, das ist der Bauer, weil fern der Kultur. Ihn versucht bisweilen der Metzger, wenn er ein Stück aus dem Stall kaufen will, zu hypnotisiren. Aber der Bur fällt selten herein. Eher gelingt's noch dem Sohne Israels.

Hypnotisirt von der Kultur und vom Weltleben, kommen die Bauernburschen vom Militär heim, aber sie erwachen bald wieder in der gesunden Luft und gewöhnen sich ans Alte.

Auch unser Lorenz, der Held von der Lisaine, ist im Lauf der Jahre in seiner Buchhof-Einsamkeit wieder schüchtern geworden, wie ein Rekrut.

Ich war vor einigen Jahren an einem Herbsttag auf dem Buchhof und erfuhr, daß am andern Tage die reitende Batterie des Gottesauer Artillerieregiments unten im Thale durchziehe.

Ihr Hauptmann Ferdinand von Beck, ein guter Bekannter von mir, war als Leutnant bei des Lorenzen Feldbatterie gestanden und am gleichen Tage, wie dieser, verwundet worden. Ich rieth nun dem Lenz, den Offizier zu begrüßen, und gab ihm zu diesem Zweck einen Brief

an den Hauptmann mit. Der Lorenz ging hinab ins Thal, um wieder einmal Kanoniere zu sehen, meinen Brief aber gab er zur Post, ins nächste Quartier der Batterie adressirt, weil er nicht den Muth hatte, den Offizier anzureden, als der mit seinen Leuten unten im Thal Halt machte.

Als mich der Hauptmann am zweiten Tage in Hofstetten besuchte, fragte ich gleich, ob er den Helden und Kriegskameraden Armbruster gesprochen, und erfuhr zu meinem Staunen, daß mein Brief per Post gekommen und kein Lorenz gesehen worden war.

„Ich könnt' nimmer mit einem solchen Herrn reden," meinte der später entschuldigend mir gegenüber.

Daß der gute Lorenz wegen seiner Schüchternheit und wegen seines Mangels an hochdeutscher Beredsamkeit bei mir nichts eingebüßt, sondern gewonnen hat, versteht sich von selbst.

In unsern Dorfschulen — der T—f—l mag's ihnen danken — geben sich die Lehrer in neuerer Zeit alle Mühe, den Kindern die hochdeutsche Sprache beizubringen, weil es im Lehrplan heißt, die Kinder seien anzuhalten, sich sprachrichtig auszudrücken. Man kann jetzt solch' unglücklichen Geschöpfen von Schulkindern auf dem Schwarzwald massenhaft begegnen, mit ihnen reden, und sie antworten einem, nach des Lehrers Weisung, mit Fremden hochdeutsch zu reden, wie Automaten im reinsten aufgezwungenen, lächerlichsten Hochdeutsch.

Wahrlich, die Tannen und die Felsen unserer Berge und die Rinder und Schafe in den Matten würden lachen, wenn sie könnten, der Freund unseres Volksthums aber möchte weinen, wenn er diese zum hochdeutsch Reden abgerichteten keltisch-alemannischen Bauernkinder ihre Papagei-

Kunst herauswürgen hört; wie sie da Worte, wie: Haus, gewesen, gegangen — hersagen, wie aus einer Eismaschine herausgepreßt.

Namentlich werden die Kinder dressirt, eu ja recht deutlich zu sprechen und nicht ei daraus zu machen, also z. B. Föuer, aber ja nicht Feier zu lesen und zu reden, noch viel weniger „Für".

Kommt gar ein Kreisschulrath, so sieht der vor allem darauf, daß die Kinder schön hochdeutsch lesen und reden. Er schreit Lehrer und Kinder an, wenn diese nicht rein hochdeutsch sich ausdrücken, und manche Lehrer selbst fahren über die Kinder her, wenn sie ein Wort im Dialekt reden, als ob sie ein Majestätsverbrechen begangen hätten, während sein Verfahren ein wirkliches Verbrechen gegen das Volksthum ist.

Der Dialekt der Kinder wird als „wüst" und „ungebildet" in der Schule perhorreszirt, und die armen Kleinen glauben schließlich, es wäre eine Schande, bäuerisch zu reden. Drum, wenn sie größer geworden, schämen sich viele ihrer Sprache, ihrer Tracht, ihres Standes, ziehen in die Städte und verlumpen auf „hochdeutsch". Und das hat mit ihrem Singen die Kultur gethan.

Man hat auf diese Art bereits die schönsten, mittelhochdeutschen Wörter aus der Sprache des Volkes verdrängt. Ich will hiefür nur ein Beispiel von vielen bringen. In meiner Jugendzeit nannte das Landvolk ganz allgemein den Schmetterling Pfiffholter, vom mittelhochdeutschen Worte vivaltra (Zwiefalter). Heute kann man hundert jüngere Landleute fragen, sie kennen das Wort nimmer, noch seine Bedeutung.

Warum nicht? Weil der Lehrer schon längst den Pfiffholter als wüstes Bauernwort bezeichnet und den Schmetterling eingeführt hat.

Es ist mir jeweils interessant, aber weniger tröstlich, bei meinem Aufenthalt im Kinzigthale derartigen Dingen nachzugehen. Ich ärgere mich stets und sage mir oft: „Ist denn alles mit Blindheit geschlagen, daß man nicht sieht, wie Schritt für Schritt, im Großen wie im Kleinen, altes, ächtes, deutsches Volksthum vernichtet wird?"

Seit die Preußen die Hegemonie auch in Süddeutschland übernommen haben, wird dem alemannischen Dialekt, in welchem die größten Minnesänger ihre Werke dichteten, ein wahrer Krieg erklärt von vielen „Jebildeten". Der Bauernbursche wird beim Militär ausgelacht, wenn er in seinem Dialekt spricht, der Bauer bei Amt und Gericht angeschnauzt, wenn der Beamte, der nicht selten noch ein Preuße ist oder als Reserveleutnant bei den Preußen „jedient" hat, den Mann mit seiner Volkssprache nicht gleich versteht, und das Maidle, wenn es in die Stadt kommt als Magd, muß hochdeutsch oder preußisch reden, weil seine Herrin eine dumme Gans ist und meint, es gäbe nur ein Deutsch, das nämlich, welches sie auf der höhern Töchterschule genossen hat und in dem die dort verhimmelten Klassiker geschrieben haben. —

Aber auch anderwärts siegt der preußische Sprachgebrauch über altehrwürdige Namen in Süddeutschland. So hat man seit den vielen Jahrhunderten ihres Bestehens am Oberrhein die Kathedralen der Bischofsitze Straßburg, Basel, Konstanz und den Wunderbau in Freiburg „Münster" genannt in Stadt und Land, in Schrift und Wort.

Weil nun in Preußen und am Mittel- und Unterrhein jene Kirchen Dome heißen, soll auf einmal auch aus dem Freiburger Münster ein Dom gemacht werden. Und man spricht dieses Wort so ehrfurchtsvoll und vor-

nehm aus, als glaubte man, das Münster würde dadurch 100 Meter höher und noch berühmter.

Das gute Landvolk im Breisgau und auf dem Schwarzwald weiß gar nicht, was es sich denken soll unter dem Worte Dom, und wenn man's ihm erklärt, schaut es mitleidsvoll an dem Wunderbau hinauf, dem man seinen alten Namen nehmen will, schüttelt den Kopf und — das Münster thät' seine Pyramide auch schütteln, wenn es könnte — spricht: „So lang i leb, heißt's Münster; i will nichts wisse von dem dumme Wort Dom, des bi uns kei Mensch verstoht.“

Vielleicht wird diese Aenderung aber auch in den Schulen eingeführt und in fünfzig Jahren reden auch unsere Bauern von dem „jottvollen, jothischen Dom“ in Freiburg.

Vor einigen Jahren ist es gar einem preußischen Kultusminister, ich glaube Puttkamer hieß der verdienstvolle Mann, eingefallen, auf dem Weg der Verordnung die deutsche Schreibweise zu ändern, und flugs wird dieses preußische Reglement in allen Schulen, auch Süddeutschlands, nachgemacht, und wer nicht schreiben kann à la Puttkamer, ist ein ungebildeter Mensch. Ich meine aber, die Schreibweise einer Sprache entwickle sich naturgemäß aus dem Gang der Literatur eines Volkes und sei kein Ding, das man ministeriell kommandiren könne und kommandiren solle.

Allen Respekt vor den Haslacher Lehrern meiner Knabenzeit! Die lehrten uns hochdeutsch lesen, wie es im Buch stund, und verkehrten mit uns im Dialekt. Mein letzter Volksschul-Professor war der Oberlehrer Scherle. Der redete seinen Brisgäuer Dialekt, er war aus „Pfaffenwiler im Schneckenländle“ bei Freiburg, und wir Buben sprachen unser Haslacher „Ditsch“, das ich heute noch

ausschließlich rede im Verkehr mit meiner Schwester, die gottlob überhaupt nicht hochdeutsch sprechen kann.

Wenn heute ein Lehrer so dozirte wie damals, bekäme er eine schlechte Note und einen Rüffel vom Kreisschulrath.

Wahrlich, unser süddeutsches Volksthum ist ein großes Meer, und es geht lange, bis seine Wasser zersetzt oder ausgeschöpft sind; wenn aber unsere Kultur-Wütheriche noch lange in obiger und anderer Art hochdeutsch und preußisch hineinspucken und die seichten Bäche und Bächlein ihres Aufklärichts hineinfließen lassen, wird schließlich auch jenes Meer versumpfen und nicht mehr imstande sein, mit seinen frischen Wassern die blasirte Kulturwelt wieder zu erquicken und zu regeneriren. —

Im Frühjahr 1895, am gleichen Tage, da ich Martin den Knecht aufsuchte, sah ich den Lorenz wieder. In einem Buchwald an der Berghalde, die ich übersteigen mußte, um auf den Dierlisberg zu kommen, fällte er Holz. Er war älter geworden, als ich mir gedacht, und sieht jetzt mit seinem grau werdenden, kurzen Vollbart und seiner adelig gebogenen Nase aus wie ein älterer Offizier a. D. Er stammt, wie wir wissen, vom Vogt vom Mühlstein ab und hat Bauern-Adel in seinem Geblüt, daher sein interessanter Kopf.

Ich fragte ihn, wie es ihm gehe. „Gut," war die Antwort. „Ich bin gottlob g'sund und hab' Erwet (Arbeit) g'nug." Gesundheit und Arbeit sind also des wackern Mannes Maßstab für irdisches Wohlsein, und zwar harte Arbeit, Knechtsdienste, die er nun seit dreißig Jahren thut.

Nur über eines klagt er: sein Gehör nimmt ab, und es wird so noch einsamer um ihn, als es ohnedies in der Einsamkeit der Buchhöfe ist. „Bei dem Bombardement von Straßburg hat mir das ewige Schießen mein

Gehör verschlagen," meinte er, „und ich fürcht', ich verlier's noch ganz."

Sonst spricht aus dem Lorenz das Bild absolutester Zufriedenheit. Sein Bur aber, der mich bis in den Buchwald, in welchem ich den Lorenz traf, begleitet hatte, gibt ihm unentwegt das Zeugniß des brävsten und tüchtigsten Knechtes in Berg und Thal weithin.

Und er sagte mir noch was: daß der Lorenz von seinem ersparten Liedlohn auch den Armen gebe und ein barmherziger Mann sei.

Diese Barmherzigkeit nimmt mich mehr für ihn ein als sein Bravour-Stück an der Lisaine. Wahrlich, wenn ein Knechtlein, das selbst sein Geld sauer verdient, noch von diesem spärlichen Verdienst Almosen gibt, gleicht er der Wittwe im Evangelium, die mit dem letzten Groschen mehr gegeben hat, als die reichen Schriftgelehrten und Pharisäer alle!

Ueberhaupt kann man auch in diesem Stücke, wie in so vielen andern, wieder ein Beispiel nehmen an dem „ungebildeten Bauernvolk".

Auf dem Lande, an den Bauernhöfen des Schwarzwalds, findet sich nirgends angeschrieben: „Betteln verboten", wie an den Villen der reichen Stadtleute. Die Bauern und Bäuerinnen halten stets offenes Haus und offene Hand für die Ortsarmen, die Handwerksburschen, Stromer und Vagabunden. Essen und selbst Nachtquartier wird keinem versagt und jedem auch noch was auf den Weg mitgegeben.

Wenn wir Stadtmenschen gar noch vagabundirende Mitmenschen über Nacht behalten sollten, wie würden wir da Zeter-Mordio schreien! Die Bauersleute aber üben noch die Werke der Barmherzigkeit gerade so, wie

sie im Evangelium stehen. Ich bin aber auch der festen Ueberzeugung, daß es im Himmel dereinst viel, unendlich viel mehr Bauersleute geben wird als Herren und Stadtleute, und dies von Gottes und Rechts wegen.

Und selbst unser Lorenz ist in meinen Augen schon auf Erden in seiner Zufriedenheit und in seiner Knechtsgestalt weit höher zu schätzen, als manch einer, der in der Welt draußen glänzt in Aemtern und Würden und vierspännig fährt.

Was hält die Welt von einem armseligen, weltfernen Knechtlein? Nichts und abermals nichts. Bei ihr besteht der Werth des Menschen im Haben, im Wissen und im Scheinen, d. i. im Geldsack, in der Bildung und in der Stellung.

Wie das Geld verdient ist, ob ehrlich oder unehrlich, ist in der Welt gleichgiltig, wenn's einer nur hat, dann gilt er, und je mehr er hat, um so mehr gilt er, und wenn er seinem Charakter nach der größte Lump und Gauner wäre.

Und die Stellung, das Amt, der Titel entscheiden ferner bei der Welt, was einer in ihren Augen werth ist. Ist einer noch so dumm und bornirt, wenn er nur eine hohe Stellung einnimmt, die Welt liegt zu seinen Füßen. „Stupiditas victrix“, hat einer mit Recht gesagt, „ist ein Götzenbild, dem sehr viel und kostbarer Weihrauch gestreut wird.“

Ehrlichkeit und Geradheit, Talent und Arbeitsamkeit gelten in der Welt keinen Deut, wenn sie es zu nichts bringen.

Aber diese Welt ist es auch, der Christus den Krieg angekündigt hat, sein Gericht und seine Verachtung, ja seinen Fluch. 's muß auch so sein, sonst wüßte ein braver, ehrlicher Kerl, wie unser Lorenz, nicht, wozu er auf der Welt wäre.

„Bene vixit, qui bene latuit“, wer im Verborgenen, fern der Welt gelebt hat, hat gut gelebt, hab' ich zu Anfang dieser Geschichte gesagt und wiederhole es am Ende, weil diese Wahrheit in vollem Maße vom Lorenz in den Buchen gilt. Er ging nur einmal schüchtern, als weinendes Knechtlein in die Welt, er hat sich ihr als Held gezeigt. Dann ging er wieder heim, ward wieder ein armseliger Knecht, lebt als solcher glücklich in seiner Einsamkeit und wird als solcher sterben.

Vergessen braucht er von der Welt nicht zu werden, wie ihre Lieblingskinder, die in ihr leben, genießen und gelten — er ist schon im Leben vergessen.

Und wenn dermaleinst die Kinder des Buchhofbauern ihn im Sarg den Berg hinunterziehen ins Thal, auf den Kirchhof unter den Eichen, wo sein Ahnherr ruht, der Vogt auf Mühlstein und dessen Tochter, die Magdalene — dann werden die Leute drunten einen braven Menschen und Christen begraben haben, der besten einen von der Sorte Bauernblut. Der aber, um dessentwillen er barmherzig ist von seinem Liedlohn, wird dann sein Lohn sein, ein Lohn, den die Welt nie geben kann und nie verdient.

Der Vetter Kaspar.

1.

Hasle war zu meiner Knabenzeit ein „Bure-Städtle“, d. h. seine Bürger waren halb Bauern, halb Handwerker und arbeiteten bald auf dem Felde, bald in ihren Werkstätten. Bei der ersteren Arbeit waren Weiber und Kinder, Knechte und Mägde ihre Gehilfen, wie auf einem Bauernhof. Selbst die Handwerks-Lehrbuben mußten mit aufs Feld.

In jedem Haus gab es Kühe und Schweine, meist auch Hühner und Gänse, kurzum, es war ein „Bureleben“.

Heute ist das anders. Viele Bürger haben den Feldbau aufgegeben, ihre Felder verkauft oder verpachtet, und immer mehr rücken die umliegenden Landleute in den Güterbesitz von Alt-Hasle. Aus den Weibern und Maidlen, die zu meiner Zeit alle Dienste bäuerlicher Bevölkerung verrichteten, Kühe molken, Schweine fütterten, Heu machten — sind jetzt Frauen und Fräulein geworden. Sie sitzen bleichsüchtig daheim in den Stuben, treiben „weibliche Handarbeiten“ und halten, wo überhaupt noch Landwirthschaft getrieben wird, Mägde und Knechte.

Die einfachste Bürgerstochter wird jetzt auswärts in eine sogenannte Haushaltungsschule geschickt und

kommt nach Jahr und Tag als großstädtisch aufgeputztes und dressirtes Gänschen heim.

Bei der Gelegenheit möchte ich auch sagen, daß ich auf all' diese neumodischen Haushaltungsschulen, mögen sie von wem immer gehalten werden, nicht nur nichts gebe, sondern sie geradezu für das Volksthum und den Wohlstand schädigend erachte.

Die einfachste und beste Haushaltungsschule für die Mädchen ist das Vaterhaus und die beste Haushaltungslehrerin die Mutter. So war es in der guten, alten Zeit, in der die Menschen deßhalb zufriedener lebten, weil sie einfacher waren als jetzt.

Heutzutage muß jedes Mädchen, das nur 1000 Mark Vermögen zu erwarten hat, auswärts in eine bessere Schule, kommt dann heim mit allerlei neuen Ansichten, Speisen und Getränken. Die Küche daheim ist ihm zu finster, was darin gekocht wird, zu schlecht. Es geht nur ausnahmsweise hinein, um dem Vater Braten oder Cotelette zu präpariren; Gerichte, die früher nie gemacht wurden und Geld kosten.

Die übrige Zeit sitzt „das Fräulein" in der Stube und macht „Arbeiten" und läßt die Mutter, die dumm und schafig genug dazu ist, in der Küche das gewöhnliche Essen kochen und das Geschirr spülen.

Kommt's zum Heirathen, so will eine solche Gans, die in der Fremde war, keinen Bauer und keinen Schuhmacher und keinen ehrsamen Schneider mehr, sie heirathet lieber einen „Staatsdiener", und wenn er nur Gendarm ist, dann braucht sie nicht mehr im Feld zu arbeiten und kann in der Stube sitzen und Kaffee dazu trinken, wenn's auch nicht mehr zu Coteletten langt.

Wer aber an all' den Dingen schuld ist, das sind beileibe nicht die Mädchen, das ist unsere Kulturwuth

und die Dummheit der Eltern, die von ihr hypnotisirt sind. „Man muß die Kinder ausbilden lassen,“ ist dabei die stehende Redensart. Die Ausbildung besteht aber darin, daß die Kinder verdorben werden und in eine einfache, sparsame Haushaltung nicht mehr zu gebrauchen sind.

Die Menschheit unserer Tage, die Staatsweisheit voran, sucht das Glück in der „Bildung“, diese macht aber das Unglück der Menschen aus und nicht das Glück. Der Hirtenbub' auf dem Schwarzwald ist ohne Bildung weit glücklicher als der größte philosophische Denker im deutschen Reich.

Das Glück der Menschen ruht in der Zufriedenheit, und diese ist eine Tochter der Einfachheit, der Sparsamkeit und der Selbstverleugnung.

Jetzt sollen und wollen alle Stände an den Früchten der Kultur wenigstens „schlecken“. Sie bekommen damit aber nur das Verlangen, alle Genüsse und Annehmlichkeiten des Kulturlebens auch zu genießen, damit sie ebenso blasirt, skrofulös und elend werden, wie die kultivirten Stadtmenschen. — Hierin liegt das ganze soziale Unglück unserer Zeit.

So lange die Bauernmädle und die Bürgerstöchter in kleinen Städten Kühe melken, Schweine füttern, Gras holen und Heu machen, sind sie glücklich und zufrieden; sobald sie aber häkeln und sticken, Cotelette und Braten, Torten und Saucen machen lernen und machen wollen, sind sie unzufrieden und damit unglücklich.

Drum sind, wie gesagt, in meinen Augen die so vielgerühmten Haushaltungsschulen ebensoviele Schulen für Zerstörung der alten Einfachheit und des gesunden Volksthums.

Aehnlich, wie mit den Feldarbeiten, geht's z'Hasle im Städtle her mit dem Spinnen, dieser so wichtigen und nutzbringenden Arbeit für Wibervölker.

Zu meiner Zeit wurde in allen Häusern gesponnen, und von der Frau des Oberamtmanns Dilger angefangen bis hinab zur Taglöhnersfrau in der Vorstadt saßen Mutter und Tochter zur Winterszeit Tag und Nacht am Spinnrad. Heute könnte man abends in Hasle von Haus zu Haus gehen, man fände nirgends mehr eine Spinnerin. Höchstens, daß in der Vorstadt noch ein oder das andere alte Weibchen, vom Land hereingezogen, säße und spänne.

„Man kauft ja jetzt die Sachen billiger, es ist nicht mehr der Werth, daß man spinnt." Ja, man kauft Lumpenzeug, das jedes Jahr erneuert werden muß, und wirft so das Geld zum Fenster hinaus, während die selbstgesponnene Waare zwei und drei Generationen aushielt!

Ich bin heute ein alter Mann, aber ich habe noch Hemden wie neu, welche meine Mutter, die schon dreißig Jahre todt ist, gesponnen hat.

Alle Maschinenarbeit leistet nie und nirgends das, was die menschliche Hand leistet, die allein ihren Erzeugnissen Geist und Kraft beibringt.

Wie weit es Kultur und Bildung in der Richtung gebracht haben, selbst auf dem Lande und selbst im Kinzigthal, das zeigt die folgende, geradezu haarsträubende Thatsache:

Unsere Dorfgemeinden in Baden wurden, wie schon früher erwähnt, seit Jahren veranlaßt, ihre Industrie-Lehrerinnen nach Karlsruhe zu schicken. Dies geschieht in der Regel, und nun, nachdem diese akademisch gebil-

deten Lehrerinnen seit Jahren auch unter dem Landvolk im Kinzigthal wirken, höre ich von Bauern und Bäuerinnen, daß die Hälfte der jungen Mädchen, welche als Mägde gedungen werden, nicht mehr spinnen und ein Drittel keinen Strumpf mehr stricken könne.

Diese von neumodischen und staatlich gebildeten Lehrerinnen im „Normalstrumpf" unterrichteten Mägde schauen im Winter zu, wie die ältern Wibervölker spinnen, und lassen ihre eigenen Strümpfe von ärmern Weibspersonen stricken, da sie die Normalstrumpf-Mathematik vergessen haben und nun selbst keinen tragbaren Strumpf mehr stricken können.

Und das heißt man am Ende des zweiten Jahrtausends Volksbildung!! —

Also zu meiner Zeit war Hasle ein Bure-Städtle und seine Einwohner zählten zum Bauernblut. Drum kann ich auch meinen „Vetter Kaspar" unter diesen Titel einreihen.

Mein eigenes Bauernblut ist leider nicht mehr ächt, trotzdem ich in die Bure-Städtle-Zeit von Hasle falle. Bauernblut ist gesund und macht nervenstark; beides fehlt mir, aber ich weiß es zu erklären. Die alten Römer schon sagten: „Filii matrizant", d. h. die Knaben schlagen der Mutter nach, die Mütter aber ihren Vätern, so daß in der Regel die männlichen Enkel Gesundheit oder Krankheit erben vom mütterlichen Großvater.

Mein diesbezüglicher Großvater, der „Wälder-Xaveri" von Triberg, war aber ein geplagter Hausirer, der keine Feldarbeit kannte und der zudem seine Nerven ruinirte durchs Studium. Wir wissen aus seiner Biographie im „Eselsbeck von Hasle", daß er, so oft er auf einsamen Bauernhöfen sein Tagewerk endigte, Nachts, wenn alles

zur Ruhe gegangen war, eine mitgebrachte Unschlittkerze anzündete, sich an des Bauern Tisch setzte und las bis lange nach Mitternacht.

Ich sage, sein Licht brachte er selbst mit, denn in jener Zeit und noch in meiner Knabenzeit hatten die Bauern keine Beleuchtung, bei der man lesen konnte.

Damals stund noch am Abend in der Mitte der Burenstube der Spanstock und vor ihm ein Kübel voll Wasser, in den die abgebrannten Theile des brennenden Spanes hinein fielen. Um den Stock saßen die Wibervölker und spannen, während die Mannsvölker auf der Ofenbank saßen und rauchten.

Der Qualm in der Stube verzehrte damals die verschiedenen Krankheits-Bazillen, und die Leute waren gesünder als heute, wo man in jedem Burenhus theures Petroleum in schönen Lampen brennt. Das kostet Geld, während der Span nichts kostete, und der Bauer klagt über schlechte Zeiten, denkt aber nicht, wieviel er das Jahr über ausgibt für „Kultur", für Licht und viele andere Dinge, die früher nichts kosteten, weil man sie nicht brauchte.

In Hasle gar, wo man ehedem Unschlittlichter brannte, die mit Zunder, Feuerstein und Schwefelhölzle angezündet wurden, ist man bereits beim elektrischen Licht angekommen.

Wie friedlich still brannten die alten Stadtlaternen zu meiner Zeit, ein heimisches Halbdunkel verbreitend, in dem die alten Haslacher unbeschrieen durch die nächtlichen Straßen zogen, wenn sie aus dem Wirthshaus heimkehrten und ein oder das andere Mal zu viel hatten, und welches das unschuldige Rendezvous und den Abendkorso der Jugend so schützend bedeckte!

Jetzt sollen diese menschlichen Vorgänge alle tages-

hell beleuchtet werden, und wer in Zukunft seinen Zopf nicht will auf Straßenlänge beleuchtet haben, der muß nüchtern, oder wer am Abend nicht will auf der Straße gesehen sein, daheim bleiben.

So stirbt Alt-Hasle immer mehr aus, drum wohne ich auch seit Jahren, wenn ich ins Kinzigthal komme, bei den Bauern, um nicht auf Schritt und Tritt an den Städtle-Menschen und in den Straßen und Gassen die Kultur zu sehen. —

Also mein mütterlicher Großvater ruinirte seine Nerven durch Studium, der Mann konnte also kein Bauernblut an mich vererben.

Aber von meinem väterlichen Großvater, dem Eselsbeck, dem die Bauern viel lieber waren als die Herren, und der seine Lust darin fand, in seiner Stube Bauern um sich zu haben und ihnen zu erzählen, habe ich meine Liebe zum Bauernstand ererbt, meine Vorliebe für Volksgeschichten und mein ganzes, bäuerisches Wesen. Auch mein demokratisches Blut und der Mangel eines Organs für Servilismus und Liebedienerei nach oben stammt von ihm, und ich sage gottlob für diese Eigenschaften.

Der gleiche, satyrische, demokratische Eselsbeck, ein Meister im Erzählen und Räsonniren, hatte aber außer mir noch einen Enkel, der viel mehr von diesem Großvater hatte, als ich, weil er durch seine Mutter des Eselsbecken „Großkind“ war. Dieser Enkel aber ist der „Vetter Kaspar“, der als vollbürtiger Alt-Haslacher vollauf zum „Bauernblut“ gerechnet werden kann, nachdem er in den „wilden Kirschen“ keinen ganzen Platz gefunden hat, obwohl er zweifellos geistig die bedeutendste wilde Kirsche ist, die Hasle, das geistreiche, in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat.

Sein Geburtshaus steht ganz in der Nähe des meinigen. Einst Sitz eines alten Patriziergeschlechts, der Stähelin von Stockburg, war es schon im vorigen Jahrhundert in den Besitz der Bäckerfamilie Bosch gekommen.

In meiner Knabenzeit gab es unter den vierzehn Bäckern im Städtle zwei von der Familie Bosch, drei vom Geschlechte Fackler und gar vier vom Stamme Hansjakob. Heute, so geht die Zeit auch mit den Bäckern um, existirt kein Bäcker mehr in allen drei Familien.

Und was für Leute waren unter den vierzehn Teigmachern jener Tage! Man könnte ein ganzes Buch nur über sie schreiben. Ich will aber nur einzelnes andeuten, damit der Leser nicht zu sehr überrascht wird vom Vetter Kaspar.

Die Fackler: Sepp, Gast (Arbogast) und Toni, waren geniale Leute, der Sepp Bürgermeister und ein Talent ersten Ranges, seine Brüder vorzüglich musikalisch.

Unter den Hansjakoben war mein Vater ein hervorragender Erzähler und Unterhalter, wenn er dazu aufgelegt war, der Vetter Eduard, vulgo Kastenvogt, ein halber Advokat und in allen bürgerlichen Angelegenheiten ein geistreicher Rathgeber, und meines Vaters älterer Bruder Josef, der Schnauzbeck, in seiner Art ein Original, wenngleich ein ziemlich billiger Denker. Sein Vater, der Eselsbeck, meinte, der Sepp habe aus der Art geschlagen und sei der dümmste von seinen Buben, und doch hatte er Züge an sich, die mich heute noch freuen.

Er sprach meist in einem vornehmen, hohen Ton, den er aus der Fremde mitgebracht hatte, wie seinen Schnauzer; auch er erzählte gerne und nahm ebenso gerne das große Wort an den Wirthstischen.

Vornehme Redensarten und beschränkte Wortführer konnten die alten, besseren und demokratischen Haslacher nicht lange hören. Sie lachten deßhalb den Schnauzbeck aus und ließen ihn nie recht zum Wort kommen.

Da kam er auf eine geistreiche Idee, seine vom Vater ererbte Leidenschaft, andern zu erzählen, ausüben zu können; er gründete außerhalb des Städtchens, beim „Christle-Karle", einem Bierwirth, ein Kasino von lauter Bürgern dritten und vierten Ranges, dessen Präsident er wurde.

Diese Leute, meist Taglöhner und verarmte Handwerker, hörten ihm bei Bier und Schnaps andächtig zu, und das freute ihn. Als er später, ein vermöglicher Mann, sein Geschäft aufgab und privatisirte, saß er die meiste Zeit bei seinen Kasinesen.

Mit Vorliebe erzählte er von Amerika und drückte sich dann sehr gewählt also aus: „Ja, ja, der Kolumbus hat Amerika empfunden, und diese Empfindung war ein großes Glück für die Freischärler des Jahres 1848 und 49, denn sie konnten so sich retten und die Freiheit über Wasser halten. Ich wäre schon als junger Mensch gerne auch dahin gereist, aber die stürmische Feuchtigkeit des Ozeans hat mich abgeschreckt."

Solche und ähnliche Redensarten gingen vom Schnauzbeck im Städtle um, und mein Vater ärgerte sich oft über das dumme Geschwätz seines Bruders, den er selbst öfters bespöttelte ob seiner vornehmen Phrasen.

Sonst war der Mann äußerst gutmüthig und voll tiefsten Gemüthes. In den letzten Jahren seines Lebens, er starb 1856, litt er auch an unserem Erbübel, an der Krankheit des Gemüthslebens. —

Zu den geistig hervorragenden Bäckern meiner Knabenzeit gehörten noch zwei Brüder Neumaier, der Schlappen-

beck und der Storchenbeck, beide sehr durstig, aber dabei Satyriker ersten Ranges.

Der Vater des Vetters Kaspar, von der Lage seines Hauses am oberen Thore der obere Bosch genannt, und dessen Bruder am unteren Thore, der untere Bosch geheißen — waren die Barone unter den Bäckern, schöne, stattliche, wohlbeleibte Männer. In ihren glatten, vollen Gesichtern mit stolzen Zügen sahen sie aus wie Fürstäbte des Mittelalters.

Namentlich galt dies von des Kaspars Vater, der mit seinen blauen Augen so ernst und vornehm dreinschaute und so gemessen redete, daß man hätte glauben mögen, er wäre noch der alten Patrizier einer, die sein Haus gebaut hatten. Ich sah ihn nie lachen oder recht freundlich sein, nicht einmal am Abend vor dem Drei-Königs-Tag, wo wir Knaben, als Dreikönige ausstaffirt, vor seinem Hause, wie altherkömmlich, sangen und dafür mit Brezeln und Wein regalirt wurden.

Der Kaspar war sein einziger Sohn neben zwei älteren Mädchen. Des Knaben Unglück war der frühe Tod der Mutter. Er erinnert sich nur noch, daß sie ihn auf ihrem Sterbebett in die Arme nahm und sprach: „Liebes Kind, jetzt hast Du bald keine Mutter mehr.“ Und so geschah es; am Klaustag 1835 schloß sie die Augen für immer; der Kaspar war drei Jahre alt.

Sie war in der Blüthe ihres Lebens gestorben. Ein Jahr zuvor war ihr ein Kind, ein Mädchen, in den Bach, der am Hause hinfließt, gefallen; sie sprang ihm nach, und als sie es herausgezogen — „in ihren Armen das Kind war todt“. Der Schreck brachte ihr ein Siechthum, dem sie erlag.

Unser Kaspar bekam eine Stiefmutter, und er meint heute noch: „Wer sich einer Stiefmutter erfreut, dem braucht man sonst nichts Böses mehr zu wünschen.“

In der That sind Stiefväter meist weit ordentlichere Leute als die Stiefmütter. Allein es ist diesen nicht alles zu verübeln. Der Grund der Stiefmütterlichkeit liegt beim Weib meist in der Eifersucht. Diese ist aber ein Geschenk der Natur, dem weiblichen Geschlechte zur Ehre, ihren Männern und Stiefkindern aber oft zur Qual.

Der kleine Kaspar wurde das Aschenbrödel des Hauses: von der Stiefmutter, einer Bauerntochter, nicht geliebt, von den Schwestern, wie üblich, denunzirt und vom Vater sehr oft unschuldig durchgeprügelt.

Er hat später lose Blätter aus seinem Leben geschrieben, die mir jetzt vorliegen, und die einem Bäcker, der nur die Haslacher Volksschule besucht hat, inhaltlich und formell alle Ehre machen. In ihnen schreibt er aus der ersten Zeit seines Knaben-Lebens das Folgende: „Mit meiner Mutter hatte ich alles verloren, was mich an die Menschen fesseln konnte. Wo ich sonst hinkam, wenn mein Kinderherz etwas drückte, fand ich statt Theilnahme und Liebe kalte Zurückweisung, oft und zwar sehr oft noch statt Trost unverdiente Schläge. Mir sind im Leben schon manche Kränkungen von andern zu Theil geworden, welche ich alle wieder vergessen habe; aber wenn ich heute noch zurückdenke an jene Unbilden, die mir von meinen Angehörigen zu Theil wurden in meiner Kindheit, so zieht es mir das Herz zusammen mit unnennbarem Wehe."

„Von jener Zeit," so fährt er fort, „datirt mein verschlossenes Wesen. Ich mußte zu oft mein Leid in mein Herz verschließen, weil ich niemanden klagen konnte. Ich lernte dabei ohne Murren Unrecht dulden, aber es wurde später mehr und mehr durch diese Behandlung ein Hang zur Satyre in mir wachgerufen. Ich wurde als Kind schon ein Menschenfeind."

„Wie oft gab ich mir Mühe, meinen Vater durch gesittetes Betragen, durch allerlei kleine Dienste, die ich ihm als Kind leistete, zu einem Worte des Lobes gegen mich zu veranlassen, aber nie kam ein solches über seine Lippen! Gab es aber etwas zu tadeln an mir, so durfte ich auf den allerstrengsten Tadel rechnen. Kam ich z. B. einmal zu spät zum Essen, wies man mich kaltblütig vom Tisch weg, und ich bekam nichts. Mit der Zeit wurde ich derart abgestumpft, daß es mir ganz gleichgiltig war, ob man mich quälte oder in Ruhe ließ."

Nur eine Seele hatte der arme Knabe, die ihn bisweilen tröstete, eine alte Base, die auch ich noch wohl kannte. Sie war die Schwester von Kaspars Großmutter und wohnte in dem kleinen Häuschen auf dem Graben, das meiner Großmutter gehörte und unweit von dem großen Haus der obern Boschen lag.

Sie war eine wunderschöne Matrone, trug die goldene Kappe der alten Haslacher Tracht und war eine Freundin des Engels meiner Jugendzeit, der Lenebas, und wie diese eine alte Köchin, die von ihrem in langen Dienstjahren ersparten Liedlohn bescheiden lebte. Lange hatte sie in der Post in Schramberg gedient, von wo sie alljährlich zu ihrem Namenstag noch eine „Punschtorte" bekam, die „der Schramberger Marti", ein Bote, brachte. Diese Torte und die Trostworte der Base das Jahr über, begleitet von allerlei sonstigen Eßwaaren, gehörten zu den wenigen Glückssternen des kleinen Kaspars während seiner Knabenzeit. Die Base vermachte „ihrem Büable", wie sie ihn nannte, als sie 1850 starb, zum voraus fünfzig Gulden. —

Auch noch zu unserm gemeinschaftlichen Großvater, zum Eselsbeck, den ich nicht mehr kannte, da er starb, ehe ich geboren, kam der Vetter Kaspar noch als Kind. Er er-

innert sich noch, daß der alte Mann am Ofen saß und dürre Bohnen „ausmachte“, d. h. von ihren Hülsen befreite, und daß sein Dreispitz-Hut links neben der Thüre hing. Von diesem Großvater, der ein kleiner, breitschulteriger Mann war, ererbte der Kaspar nicht bloß die Satyre, sondern auch die Statur.

Es hat mich eigen angemuthet, da der Kaspar mir erzählte, er habe unsern Großvater beim Bohnenausmachen getroffen, eine Arbeit, die sonst nur Weiber und Kinder verrichten.

In seinen Mannesjahren hätte der energische Eselsbeck die Bohnen zum Fenster hinausgeworfen, wenn man ihm von solch einer Arbeit nur gesprochen hätte. Aber im Greisenalter wird der Mensch ein Kind und läßt sich wie die Kinder alles gefallen.

Wie manch einen hervorragenden Mann hab' ich schon gekannt auf dem Lande, der, ein Greis geworden, seine Enkel hütete und im Hause die Kindsmagd machte!

Drum ist nicht zu alt werden besser, um nicht kindisch zu werden. Und doch ist dieses Kindischwerden eine gute Gabe der Natur, man merkt weniger von den Folgen des Alters und noch weniger vom Tod. —

Als ich in die Haslacher Knabenwelt trat, war der Kaspar schon in der „oberen Schule“ und ging im Städtle um unter dem Namen „der Bosche-Kasper“. Er war klein, mit kleinen, schwarzen Augen, dabei still und wortkarg, und wenn er sprach, that er dies ruhig, wie ein älterer Mann. So ist er geblieben bis heute, nur daß jetzt noch in seinem Gesichte, das ein dünner, kurzer Vollbart umrahmt, ein satyrischer Zug sein Spiel treibt.

Ich beneidete ihn in meiner ersten Knabenzeit um zwei Dinge, um seine Tauben und um die kleinen, marmornen Kugeln, die er besaß.

Er hatte Tauben lange, ehe mir diese gestattet wurden, und wenn er mich bisweilen mitnahm durch die vielen Stockwerke seines Vaterhauses hinauf in seinen Taubenschlag, so war ich weit glücklicher, als wenn ich heute alle Fürstensäle der Welt durchwandern dürfte.

Und bei dem Lieblingsspiel unserer Haslacher Knabenwelt, dem „Kügeln", hatte er, der einzige, Marmorkugeln, die ihm eine Schwester seines Vaters, an einen fürstenbergischen Beamten verheirathet, geschenkt hatte. Eine einzige jener Kugeln, mir damals geschenkt, wäre mir lieber gewesen, als heute ein Ordenskreuz mit Brillanten besetzt.

Auch an das erinnere ich mich noch, daß der Vetter Kaspar die Flöte spielte.

Ihm gegenüber, nur durch die Gasse getrennt, wohnte Lambert, der Schmied, der Richard Wagner von Alt-Hasle, von mir schon anderswo gezeichnet, welcher, nachdem er den Tag über auf dem Ambos gehämmert hatte, am Abend zahlreiche Schüler um sich sammelte und auf allen Blech- und Blasinstrumenten Unterricht gab.

Er entdeckte in dem kleinen Nachbar, der, wie auch ich, oft als Zuhörer zum Schmied kam, Talent zur Flöte und setzte es bei dem harten Vater durch, daß er dies Spiel lernen durfte. Aber die erste Flöte mußte er leihen, da der Papa keinen Kreuzer dafür hergeben wollte; die zweite bekam er geschenkt. Diese begleitete ihn dann, wie wir sehen werden, auf seinen Lebensfahrten.

In der Schule, bei dem geistreichen Oberlehrer Blum, war der Bosche-Kasper bei weitem der erste von allen Haslacher Buben. Und wenn er hätte studiren wollen, wäre es ihm nicht gegangen wie mir, von dem der Nachfolger Blums behauptete, ich wäre dazu zu dumm. Es

dürfte demnach wohl richtiger gewesen sein, wenn der Vetter Kaspar studirt hätte und ich statt seiner Bäcker geworden wäre. Meine Antipathie gegen das Bäckerhandwerk war lange nicht so groß, wie bei meinem Vetter, und ich glaub', ich hätte einen bessern Bäcker abgegeben, denn er.

Es gibt kaum ein prosaischeres Geschäft auf Erden als die Bäckerei; der Kaspar aber ist, wie wir sehen werden, Dichter, wohl der einzige hervorragende dieser Art in seinem Stand, der nebenbei zu den mühseligsten des Lebens gehört, besonders in seinen Anfängen.

Es gibt, vorab in den Städten, kein geplagteres und doch unbeachteteres Geschöpf als ein Bäckerjunge. Wenn andere schlafen gehen, muß er aufstehen, und wenn er die ganze Nacht gearbeitet hat und die Gesellen die Ruhe aufsuchen, muß der arme Kerl von Lehrbub den Brodkorb oder Karren nehmen und bleich, frierend und schlafsüchtig durch die dunkeln Straßen ziehen und Brod austragen.

Dazu wird er von den Köchinnen in den Häusern noch geschimpft; der einen kommt er zu früh, der andern zu spät oder er läßt die Hausthüre offen, und es zieht in Folge dessen im Haus oder er schlägt sie zu und weckt den Herrn und die Frau.

Eine Gabe hat der liebe Gott den armen Burschen noch gegeben, das Pfeifen. Pfeifend und so ihr Elend vergessend, ziehen sie durch die Straßen; aber kein Stadtmensch, der behaglich an seinem Frühstück sitzt, weiß es zu würdigen, daß die Nachtruhe und die Morgenplage eines Bäckerjungen an den frischen Brödchen hängen, und denkt daran, ihm bisweilen ein Trinkgeld zu geben.

Hat der arme Junge ausgelernt, so wird er ein geplagter Geselle und ist bei all' seiner schlaflosen Arbeit noch schlecht bezahlt.

Und trotzdem sind sie friedliche Leute, die Bäckergehilfen; sie haben gar keine Zeit, über die Verbesserung ihrer Lage nachzudenken, und sind jedenfalls mit dem allergeringsten Prozentsatz bei der Sozialdemokratie vertreten.

So sehr ich aber Mitleid habe mit den Gehilfen der Bäckerei, ebenso wenig hab' ich, heutzutage, und obwohl aus ihrer Zunft stammend, Sympathie für die Meister. Denen würde ich, weil sie bei spottbilligen Fruchtpreisen theures und kleines Brod verkaufen, von Herzen wieder die alte, staatliche Brodtaxe gönnen.

In Sachen der nothwendigen Lebensmittel waren die vergangenen Jahrhunderte weit praktischer als unsere Zeit. Sie haben Brod und Fleisch unter Taxe gestellt, weil sie wohl wußten, daß Metzger und Bäcker ein weites Gewissen haben.

In unserer Zeit wäre dies doppelt nothwendig, weil in Geldsachen ein Krieg aller gegen alle geführt wird und „im Kampf ums Dasein" einer den andern übervortheilt, so gut er kann. Drum haben die heutigen Haslacher längst für unsere Zeit das Sprichwort erfunden:

Ehrlich währt am längsten
Und 's Betrüge geht am strengsten. —

Vetter Kaspar hatte, wie gesagt, eine weit unüberwindlichere Abneigung gegen das Bäckerwerden, als ich. Er wäre gerne Kaufmann oder Wirth geworden, aber sein Vater war stets dagegen und meinte, Bäckerei sei für ihn das beste, weil der Sohn eines Tages nur ins Haus und Geschäft des Vaters sitzen könne.

So mußte der Kaspar wohl oder übel in die väterliche Backstube. Sein Leid hierüber blies er in seine Flöte, und ich erinnere mich noch wohl, wie er an stillen

Frühjahrs- und Sommerabenden von seinem Kammerfenster herab in die Straße hinein flötete.

Nebenbei fand er bei seinem prosaischen Backstubenleben Trost im Lesen von Büchern, die er zwei Haslacher Genies verdankte.

Das eine derselben war der Sohn eines armen Maurers, der Straßenmeister Näher, welcher großes Talent fürs Ingenieurfach hatte. Er mußte aber Maurer werden und brachte es durch sich selbst zum Straßenmeister und technischen Berather aller mittleren Kinzigthäler. Mein Vater pflegte zu sagen, der Näher sei der Gescheidteste in Hasle.

Er starb noch in meinen ersten Knabenjahren, vor der Revolution, aber ich kann ihn mir noch wohl vorstellen: eine schlanke, rothbartige Gestalt mit großen, halbgeschlossenen Augen, aus denen Geist und Satyre blitzten.

Seine Frau überlebte ihn lang; sie war geisteskrank und streifte still und melancholisch durch Feld und Flur.

Aus dem Nachlasse Nähers erhielt der Bäckerjunge Kaspar eine Anzahl Bücher geliehen, namentlich Reisebeschreibungen, die ihn zu seinen späteren Reisen animirten.

Aber er verstieg sich in seiner Backstube noch zu Höherem, er studirte Schiller und — Shakespeare. Wer mir vor einem halben Jahr noch gesagt hätte, in Alt-Hasle sei vor fünfzig Jahren schon der große englische Dichter in der Backstube gelesen worden, den hätte ich ausgelacht und jede Wette eingegangen, daß Shakespeare damals in Hasle so wenig existirte, wie heute.

Erst als ich dem Leben des Kaspars im Detail nachforschte, erfuhr ich von ihm diese mir sehr erstaunliche Nachricht.

Und von wem hatte er die Dichtungen? Von des Dirholden Sepp. Der, einige Jahre älter als der Kaspar,

wollte, der Schule entlassen, Lehrer werden, fiel aber bei der Prüfung durch, weil er absolut keine Anlage zum Singen, sonst aber zweifellos Talent zum Wegwerfen hatte.

Jetzt wurde der Sepp Aktuar beim Oberamtmann Dilger und als solcher zugleich der größte Spaßvogel und der Erfinder und Ausüber aller lustigen Streiche der „goldenen Jugend“ von Hasle. Sein Kanzleichef, der Oberamtmann, übersah ihm das alles, weil er ihn sehr gut brauchen konnte und selbst eine Freude hatte an den tollen, aber keineswegs schlechten Streichen.

Der Sepp trieb aber auch ernstere Dinge, er kaufte sich den Schiller und führte den Shakespeare in Hasle ein. Von ihm nahm unser Kaspar den Dichterfürsten in seine Backstube.

Ich las in meiner Backstubenzeit Rittergeschichten, von den Haimonskindern, vom Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel u. a., und hörte von Shakespeare erst in den oberen Klassen des Gymnasiums — und las ihn ganz erst als Pfarrer am Bodensee — während der Bosche-Kasper ihn als Bäckerlehrling in sich aufnahm.

Seitdem ich das weiß, hab' ich vor ihm und des Dirholden Sepp einen gewaltigen Respekt. Der Sepp muß aus Shakespeare viel gelernt haben, denn er spielte seine Rolle in alleweg trefflich, selbst in großen Gefahren.

Dichter reden viel von Freiheit, und Schillers Tell begeisterte den Sepp vorab für die Revolution der Jahre 1848—49. Drum war er, obwohl des konservativen Amtmanns Schreiber, mit Leib und Seele Freischärler. Er wurde Fähndrich beim „ersten Aufgebot“ und war als solcher die Seele des ganzen Corps. Was die Haslacher an lustigen und revolutionären Thaten in jenen Tagen leisteten, war von ihm arrangirt.

Und als die Preußen kamen und alle andern Haslacher Freiheitsmänner flüchteten, blieb der Sepp, der Rädelsführer, ruhig daheim und spielte die Unschuld so meisterhaft, daß er frei ausging, während andere im Ausland leben oder im Kerker büßen mußten.

Selbst den Staatsdienst verließ er keine Stunde und starb anfangs der siebziger Jahre als Amtsrevident in Schwetzingen. Ehre seinem Humor, seinem Talent und seiner Kühnheit! —

Beim Vetter Kaspar sind seine überraschenden Leistungen in Poesie neben der Anlage sicher in seinen Studien bei Schiller und Shakespeare zu suchen.

Vier Jahre mußte er aushalten unter des Vaters Bäcker-Meisterschaft, bis dieser ihn 1851 in die Fremde ließ. Ich war damals noch in der Volksschule und erinnere mich wohl, wie der Kaspar und sein Vetter, der Sohn des untern Bosch, genannt „der Bosche-Sepp", in den Omnibus stiegen und landabwärts fuhren, noch in guter alter Art ausstaffirt mit Felleisen und blauen Blousen.

Unser Kaspar hatte fest vor, die badische Welt nur zu sehen auf seiner ersten Reise und nirgends Arbeit zu nehmen, eben weil das Handwerk ihm zuwider war und er glaubte, das, was er als seines Vaters Nachfolger brauche, bereits gründlich zu kennen.

In Rastatt, 15 Stunden unterhalb Hasle, machten sie zuerst Halt und rückten unter dem Staunen aller derer, die sie sahen, in die Festung ein. Sie hatten nämlich außer ihren Blousen, der Uniform der eben niedergeworfenen Freischärler, auch noch jene Hüte auf, die man Robert Blum-Hüte hieß und die vor den Heckerhüten des Jahres 1849 in Hasle und anderorts vielfach getragen wurden als

Zeichen der Erinnerung an den großen Barrikadenhelden und Buchhändler Robert Blum, der, wie ich in dem Buch aus meiner Jugendzeit erzählt, in Hasle begeisterte Verehrer hatte.

Diese Hüte von grauem Filz und mit hohem cylinderartigem Gupfen wurden in Hasle von jung und alt getragen. Ich selbst hatte mit Stolz als Schüler der obersten Volksschulklasse einen solchen auf meinem jungen Freischärler-Haupt und erinnere mich noch lebhaft des Vergnügens, das mich erfaßte, als die Mutter mir Erlaubniß gab, einen Robert Blum-Hut beim Hutmacher Nikolaus Kilgus zu bestellen.

Mit solchen Hüten zogen die zwei Bäckergesellen von Hasle in Rastatt ein, wo eben Hunderte von Freischärlern, unter ihnen auch Haslacher, in den Kasematten schmachteten. Alles staunte über die Kühnheit; die Träger der verfehmten Hüte aber bekamen erst Aufklärung über dies Staunen, als der Polizeiaktuar Kuder sie beim Visiren ihrer Wanderbücher anfuhr: „Wo kommt Ihr her, Ihr Freischärler? Ich hätt' gut im Sinn, Euch in die Kasematten zu schicken. Wenn Ihr Euch noch länger blicken laßt auf den Straßen mit Eurem Freischärlers-Anzug, so geschieht's."

Mit dieser Warnung entließ er die beiden, die eiligst ihre Hüte in ihre Blousen wickelten, sich staatsungefährliche Mützen kauften, den Staub Rastatts von ihren Füßen schüttelten und weiter zogen.

Nach überstandener Gefahr freuten sie sich aber, für Robert Blum, den unser Haslacher Volksredner, Wunibald, der Schmied, bei einer Leichenfeier auf dem Gottesacker zu Hasle vor Gesammt-Hasle als Märtyrer der Freiheit gepriesen hatte, etwas gelitten zu haben.

Und ich lasse mir diesen Robert Blum aus Köln heute noch nicht schelten. Er hatte sich vom Gürtler-

gesellen durch den Theaterdiener hindurch zum Schriftsteller und Reichstagsabgeordneten herauf gearbeitet, war ein ehrlicher Demokrat und starb für seine Ueberzeugung muthvoll und als ein guter Christ. So er heute noch lebte, wäre er sicher Sozialdemokrat, aber auf christlicher Basis.

Er ist der erste Politiker, von dem ich in meinen Knabenjahren gehört habe, drum vergesse ich ihn nie. Vielleicht sind aus seinem Hut und aus der Lobrede des Schmieds Wunibald auf den Märtyrer Robert — die ersten Wurzeln der Demokratie in mich eingezogen, Wurzeln, die heute noch treiben und mich schon in verschiedener Richtung zum Freischärler gemacht haben.

Ich wollt' aber gar nicht, daß ich in meiner Denkungsart anders wäre. Schablonenmenschen mit Kadavergehorsam, servile Knochenseelen und Byzantiner, Streber und Heuchler gibt's genug auf der Welt — es muß auch Freischärler und Demokraten geben. Es sind dies meist dumme, aber ehrliche Leute, die da in ihrem Idealismus und in ihrem Sanguinismus meinen, sie müßten für andere Leute die Kastanien der Freiheit und Unabhängigkeit aus dem Feuer holen, aber vergessen, daß jene anderen Leute weder frei noch unabhängig sein wollen, sondern sich ganz glücklich fühlen, Knechte zu sein und nur das zu sagen und zu denken, was andere ihnen vorsagen und vordenken und was nach oben beliebt macht.

Dumm sind jene Leute auch deßwegen, weil die Ideale, für welche sie eintreten, sich nie realisiren, eben weil die meisten Menschen nicht allein laufen und nicht allein denken können und wollen. —

Ueber Karlsruhe ging die Reise der zwei Bäcker nach Heidelberg. Hier an den Grenzen des badischen Reiches kehrten sie um und fuhren mit der Bahn direkt nach

Freiburg. Da nahm der Bosche-Sepp Arbeit und hier, in der Salzgasse, ich weiß das Haus heute noch, besuchte ich den Sepp einmal von Hasle aus.

Der Kaspar will noch weiter an den Bodensee, erhält aber in Donaueschingen die Kunde, daß der Kronenwirth von Ohlsbach im Kinzigthal, der einen Sohn in Besançon hatte, ihm durch diesen eine Stelle verschafft habe in der gleichen Stadt. Freudig eilt er heim, packt seine sieben Sachen um und zieht nach Besançon, wobei ihm „die Fremde", nicht sein Handwerk, die Hauptsache war.

Er staunt, als er jenseits der Vogesen alles welsch findet bis auf einen Charcutier[1]), einen Kinzigthäler aus Wolfach, Namens Neef, lernt aber bald auf französisch Brod backen und parliren. Zwischenhinein stiehlt ihm ein Franzose seine Baarschaft, die ihm der Charcutier aber wieder verschaffte.

Jetzt geht der Kaspar einen Schritt weiter und wird nochmals Lehrling bei einem Konditor, einem Graubündner, der zugleich Patissier[2]) und Cafétier ist. Der Kaspar mochte bei seiner Vorliebe für eine Wirthschaft denken, einmal Cafétier in Hasle werden zu können. Er dachte wohl nicht daran, daß wir in Alt-Hasle schon einmal einen solchen hatten, der aber Bankerott machte. Er hieß Zachmann, war ein Vetter meines Vaters und Bäcker, hatte eine stolze, schöne Frau, eine Kehlerin, die, von Straßburg her großstädtisch angesteckt, ihren Mann zu einem Feinbäcker und Cafétier umgestaltete. Er hielt auch ein Billard. Für diese Dinge hatten aber gottlob die alten Haslacher keinen Sinn, keine Zeit und kein Geld, weder zum Kaffeetrinken außer dem Haus und noch weniger zum Billardspiel.

---

[1]) Wurster. [2]) Pastetenbäcker.

In meiner Knabenzeit lebte dieser erste Cafétier als armer, brodloser Mann uns gegenüber beim Nachbar Strumpfwirker in Miethe.

Die Neu-Haslacher hätten eher Sinn für ein „Café national“ oder so was. In Ermanglung eines solchen halten sie jetzt ihre „Kaffeetage“ bei den verschiedenen Wirthen ab, einstweilen mit Kartenspiel und ohne Billard.

In drei Monaten war unser Kaspar ein flotter Patissier, sprach perfekt französisch und wurde jetzt mit Lohn engagirt von einem Landsmann seines Lehrmeisters, der in Vesoul Confiseur[1]) war.

Hier trifft ihn die Nachricht, daß er heimkommen müsse „zum Spielen“ als Rekrut.

Er will aber Frankreich nicht verlassen, ehe er Paris gesehen hat, und reist für vierzehn Tage dahin, mit klugen Augen all' dessen Herrlichkeiten betrachtend.

Seine eigenthümliche Rückkehr ins heimathliche Städtle schilderte er auf einem seiner losen Blätter poetisch also:

„Ein angenehmer Sommerabend neigte sich hernieder auf Berg und Thal. Die Sonne zuckte in ihren letzten Strahlen, und alles schien sich zu erheben und neu aufzuleben von der drückenden Hitze des Tages. Eine freundliche Stille herrschte ringsum in der ganzen Natur, welche nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde durch einzelne Gruppen Lustwandelnder, die sich fröhlich scherzend in der kühlenden Abendluft ergötzten.“

„Doch wenn wir unsere Aufmerksamkeit weiterhin richten, so bemerken wir einen jungen, wohlgekleideten Wanderer, ermüdet und bestäubt, jedoch muthig voranschreitend, die Landstraße daherkommen.“

„Auf einmal hemmt er seinen raschen Lauf, wendet sein freudestrahlendes Gesicht gegen die, aus dem Abenddunkel

[1]) Zuckerbäcker.

hervorragenden Häuser einer kleinen Stadt, trocknet sich den Schweiß von der glühenden Stirne, und die Hand auf das klopfende Herz legend rief er aus: ‚Sei gegrüßt, liebe Vaterstadt!‘ und mit verdoppeltem Schritte setzte er seinen Weg fort.“

„Nicht weit war er gegangen, als ihm das vom Mondlichte beschienene Thürmchen einer Kapelle hinter den Bäumen hervor in die Augen blinkte, und gleich darauf befand er sich in der Nähe des Friedhofs. Durch diese Ansicht ein wenig in eine traurige Stimmung versetzt, nahm er seinen Hut ab, gedachte seiner lieben Mutter, welche schon seit vielen Jahren hier ruhte, im stillen Garten des Todes, öffnete das kleine Gitterpförtchen und ging hinein, um ihr eine stille Thräne des Wiedersehens zu weihen. Er durchwandelte die vom blassen Mondlichte erhellten Reihen der Abgeschiedenen, von Zeit zu Zeit einen düstern Blick auf dieses oder jenes Grab werfend, mit den Worten: ‚Hier ruht auch einer meiner Jugendfreunde, welcher schon längst eingegangen ist in die Ewigkeit; Gott gebe ihm selige Ruhe.‘“

„In solche Betrachtungen versunken, durchlief er den ganzen Friedhof, und schon wollte er sich wieder umwenden, als er in geringer Entfernung durch das Halbdunkel ein wie ihm schien frisch aufgeworfenes Grab bemerkte, welches mit Blumen und Kränzen üppig geschmückt war; er drehte sich noch einmal um und flüsternd: ‚Hier ruht gewiß auch noch ein mir bekanntes, eben erst dahingeschiedenes Wesen, laß sehen, wer es ist‘, näherte er sich demselben; doch, o Schrecken! auf dem schwarzen Kreuze war ein mit weißen Buchstaben eingegrabener Name zu sehen. Ach, ein verhängnißvoller Name, welcher ihn schaudern und beben machte.“

„An der Seite des Grabes hingesunken, keiner Thräne mächtig, starrte er ununterbrochen auf das unheimliche Kreuz, welches den Namen seiner — theuern Schwester trug."

Seine Schwester Elisabeth war in den letzten Tagen gestorben, und so traf er unversehens auf ihr Grab.

Hatte die todte Schwester ihm auch manchmal beim Vater ungerechte Strafe verschafft, ihr früher, schneller Tod versöhnte alles, und der Schmerz gewann die Oberhand.

In diese Zeit fallen des Kaspars erste Lieder. Sie sind der todten Schwester geweiht. Hören wir nur eines:

Leiden waren dir beschieden
Unten hier im Jammerthal,
Droben geb' der Herr dir Frieden,
Wonne, Freude — ohne Zahl.
Irdisch Glück war niemals dein,
Größer wird es jenseits sein.

Im Spätherbst 1852 wird er durch eine hohe Nummer frei vom Militär, aber ich glaube, auch ohne diese wäre der kleine Kaspar nicht Soldat geworden. Den Winter über macht er des Vaters Bäckerknecht, und im Frühjahr trat ein Ereigniß in die Haslacher Welt, das des Kaspars Wanderlust eine neue Richtung gab.

2.

Es waren schon viele Haslacher in Amerika gewesen und wieder heimgekommen, aber noch keiner aus den kalifornischen Goldminen. Die Revolution hatte Manche von Hasle nach der neuen Welt getrieben, die einen aus Furcht, die andern, weil die Freiheit ihren Tod gefunden. Unter den letzteren waren auch zwei vom Färber-Geschlechte der Hansjakob, der Bernhard und der „Fidele", der erstere ein Färber, der letztere ein Bäcker.

Mit Geld heimgekommen war aber noch keiner als des Kreuzwirths Adolf, ein Bierbrauer seines Zeichens, der sich bis in die Minen gewagt und ächtes Gold aus Kalifornien mitgebracht hatte.

Er begeisterte durch dasselbe wieder verschiedene Haslacher Idealisten für Amerika, unter ihnen den Poeten Kaspar, der eben, in der Maienzeit, seine ersten Liebeslieder losgelassen hatte. Hier ist eins:

Ein kleines Lichtlein brennt an dunkler Stelle,
Bald leuchtet düster es, bald brennt es helle,
Bald flammt es lichterloh, bald glaubt man, es vergehe;
Oft schimmert's weit entfernt, oft ganz in unsrer Nähe.
Wer nicht dies Lichtlein kennt, kennt nicht die Wonne,
Die der nur fühlt, dem scheint der Liebe Sonne.

Und da gleich noch eins, das er in seines Vaters Garten gedichtet:

An einem schönen Frühlingsabend
Bei der Sonne Untergang
Ging, an ihrem Blick mich labend,
Ich dem Blumenbeet entlang.

Wohlgerüche stiegen leise
Aus der Sträucher jungem Grün,
Und mit zauberischer Weise
Zogen Zephir' drüber hin.

Alles hauchte frohes Leben
Mir entgegen voller Lust.
Ein unbekanntes süßes Beben
Zitterte durch meine Brust.

Stummes, seliges Verlangen
Machte wallen mir mein Blut,
Färbte meine blassen Wangen
Mit der Rosen Purpurgluth.

Ich gedacht' der süßen Wonne,
Die ein fühlend Herz erfreut,
Wenn ihm scheint die Frühlingssonne,
Reiner Liebe Seligkeit.

Welche Haslacher Schöne damals ihm diese Lieder entlockt, wollt' ich wissen. Sie galten aber, wie ich nachforschend erfuhr, keiner solchen — denn die sind rar in Hasle —, sondern einer Emilie Rheinbold aus Sinzheim bei Baden, die im „Kreuz" kochen lernte und später einen Apotheker in dem ihrem Geburtsort nahen Steinbach geheirathet hat.

Doch auch den Haslacherinnen machte er damals auf Wünsche Akrosticha, die, wie er sagt, „oft sehr verliebt lauteten, weil es sich sonst nicht reimen wollte".

Sein Vater war gegen eine Reise nach Amerika, da nur solche Leute dahin gingen, die eine Existenz suchten, die hätte aber der Kaspar schon als sein Nachfolger. Die Fahrt nach Frankreich hatte der Papa gebilligt, denn er selber war einst lang im Welschland, in der Stadt Nancy, gewesen als Bäckergeselle und sprach französisch. Mich redete er stets an als „Vetter Henri". Daß der Kaspar noch besser französisch sprach als er selber, freute den alten Bäckermeister. Aber auch romanisch hatte der Enkel des „Eselsbecks" gelernt von seinem zweiten Meister aus Graubünden, und das imponirte dem Vater noch mehr.

Jetzt wollte sein Sohn aber auch englisch lernen und sprach in seinem „Amerika-Fieber" nur von dieser Reise. Die Stiefmutter, welche ihn nicht ungern scheiden sah, verschaffte ihm schließlich beim Vater die Erlaubniß. Im Mai 1854 fuhr er hoffnungsvoll mit dem Segelschiff „Tell" von Havre ab und kam 38 Tage später in

New-York an. Mit ihm hatten ein Haslacher und zwei Burschen aus benachbarten Dörfern die Heimath verlassen.

Die andern haben, drüben angekommen, ihren Bestimmungsort und ziehen dahin; der Kaspar muß ihn erst suchen. Wenn aber für einen Menschen Amerika nicht das Land war, zu etwas zu kommen, so war der Mensch unser Kaspar. Er, ein Dichter, ein grundehrlicher Kerl, abhold jedem Vordrängen und jedem Schwindel, dazu viel mehr Phlegmatiker als Sanguiniker — war zu einem richtigen Amerikaner absolut nicht geschaffen.

Dichter sind Kinder, und Kinder bekommen gerne Heimweh, eine Krankheit, die den Haslacher leicht befällt. Drum suchen sie sich in der Fremde gerne auf. In New-York lebten zwei halbe Haslacher, der Philipp und der Karl Maier[1]), der eine Sänger, der andere Pianist, beide berühmt in Alt-Hasle, weil sie daselbst, auf Besuch bei ihrem Großvater, ihre Kunst öfters hören ließen.

Die suchte der junge Haslacher Bäcker und Poet in Amerika zuerst auf und holte ihren Rath für eine Reise nach Cincinnati, wo des Kaspars Vetter, Bernhard, der Färber, lebte und bei dem er die erste Hilfe erhoffte.

Er fährt den Hudson hinauf und gelangt über Albany, Buffalo, den Eriesee und Cleveland nach Cincinnati, wo er den Vetter trifft. Der aber ist ein ächtes Kind seiner Heimath und seines Geschlechtes, dem ja auch ich angehöre, und hat seine Sach' auch in Amerika auf nichts gestellt; er kann drum nicht helfen und ist später froh, den Krieg von 1860—64 mitmachen zu können, um auf seiner Kriegsdotation von 160 Acres 1879 selig zu sterben.

---

[1]) Beide zogen sich später als Rentiers nach Freiburg zurück, wo Karl, der jüngere, heute noch lebt.

Ein Wolfacher, Jean Armbruster, Konditor in der Hauptstadt von Ohio, gibt dem Kaspar kurze Zeit Arbeit, aber lang genug, um diesem sein Amerika-Fieber zu heilen. Ueberall trifft er Leidensgefährten, meist von der Revolution verschlagene Kinzigthäler, unter ihnen den einstigen Apotheker von Hornberg, unfern von Hasle, der als Holzmacher sein amerikanisches Leben fristet.

Bald schüttelt der backende Dichter den Staub Cincinnatis wieder von seinen Füßen und schaut sich nach einem andern Haslacher um.

Im Staat Kentucky wohnt der Vetter „Fidele"[1]), der Bäcker; er ist Hofbäcker in einem Frauenkloster Nazareth. Dorthin gehen des Kaspars Schritte und mit Erfolg. Der Fidele weiß ihm einen Platz in dem unfernen Jesuitenkolleg zum hl. Josef in der Stadt Bardstown.

Hier läßt der Poet sich als Klosterbäcker nieder. Die Patres sind meist Belgier, aber der Kaspar spricht so gut französisch, wie sie, und zum Deutschreden findet er im Kloster drei Landsleute und Ordensbrüder: einen alten 80jährigen Gärtner, einen Hessen, der noch in den Befreiungskriegen von seinem Landesherrn an die Engländer nach Amerika verkauft worden war; dann einen Schwaben, aus Tettnang, den der Sonderbundskrieg 1847 sammt seinem Orden aus der Schweiz vertrieben hat, und endlich den Bruder Schreiner, Blasius Winterhalder aus Kirchzarten bei Freiburg.

Der Schreiner studirt nebenher, um später Priester zu werden. Als der Bäcker von Hasle auf den Namenstag des Rektors einen großen Kuchen gebacken und

---

[1]) Der Fidele kam Mitte der fünfziger Jahre wieder heim, blieb zwei Jahre, zog dann wieder nach Amerika und wurde Bäcker in dem Priesterseminar St. Thomas in der Diözese Louisville, wo er nach wenigen Jahren starb.

einen französischen Vers darauf gemacht hatte, wollen die Väter auch ihn einladen zum Studiren.

Der Kaspar will aber lieber Bäcker bleiben, als Jesuit werden, und er hatte — recht; denn die Bäcker sind in der Welt, vorab in Deutschland, beliebter, als die Jesuiten, weil der öffentlichen Ruhe und Ordnung und der Dummheit weniger gefährlich.

Er bäckt ruhig sein Brod, hält in der Backstube eine Anzahl großer, zahmer Schlangen, die ihm die Mäuse fangen, wofür er sie mit Milch füttert, bläst in freien Stunden seine Flöte oder sitzt beim alten Bruder Gärtner oder unterhält sich mit den Niggers, deren 20 als Sklaven in der Anstalt dienen.

Jetzt wieder in einem Nest, regt der Vogel seine Dichterschwingen und schreibt schon im Juni seinen Eltern einen Brief in „gebundener" Sprache:

Es wundert Euch wohl mein Befinden,
Ich will es kurz Euch verkünden,
Wie mir's wohl in der neuen Welt,
Im Heiligthume hier gefällt:
Es ist, was man auch hievon spricht,
Im Ganzen gar so übel nicht.
Am Essen leid' ich keine Noth,
Ich backe mir ja selbst das Brod.

In diesem Style schildert er dann weiter sein Tagewerk. Von der Stadt Bardstown singt er:

Bardstown ist eine schöne Stadt,
Wenn es lange nicht geregnet hat,
Dann darf man sich wohl untersteh'n,
Zu Fuße durch die Straß' zu geh'n.
Doch möcht' ich es an Regentagen
Nicht gern auf einem Pferde wagen.

Doch auch ernstere Saiten stimmte er in dem Briefe an — sein Heimweh nach Hasle. Er meint, die Seinigen sollten ja nicht glauben, als ob er sich nicht nach der Heimath zurücksehnte:

Doch still — urtheilt nicht so vermessen,
Denn wie könnt' Hasle ich vergessen,
Wo ich das Licht der Welt erblickte
Und manche Freud' mein Herz entzückte,
Wo man von seinen Bergeshöhen
Das ganze Thal kann übersehen,
Wo seiner Wälder grüne Hallen
Von frohen Liedern laut erschallen,
Wo seine schönen Rebenhügel
Sich schauen in des Flusses Spiegel,
Wo auf dem frischen Wiesengrün
Vergißmeinnicht in Fülle blühn,
Kurz, wo es jedem Herzen scheint,
Als hätt' sich die Natur vereint,
Zu bilden und zu bauen dort
Dem wahren Glück ein' Zufluchtsort!

Die Schönheit der heimathlichen Natur ließ ihn die Härten des Vaterhauses vergessen.

In dieser Sehnsucht nach Hasle korrespondirte er mit allen Haslachern in Amerika und lud sie, wenn es nicht zu weit war, ein nach Bardstown. Auch ihnen schrieb er meist in Versen. Bei einem, dem er größere Intelligenz zuschrieb, glaubt er sich deßhalb entschuldigen zu müssen und schreibt am Schluß seiner Reime:

Du lächelst wohl über mein Versmaß und Styl,
Denkst, solche Poeten, wie der, gibt's noch viel.
Ganz recht so, mein Freund, es muß solche geben,
Damit man geschicktere erkenne daneben.

Dieser Freund war unseres alten Oberlehrers Fritz aus dem reichbegabten Geschlechte der Blum von Hasle. Ihr Stammvater war dahin gekommen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als „Musterlehrer“ und stammte aus Oberschwarzach bei Würzburg. Sein Sohn Ludwig Bernhard Blum, mein späterer Lehrer, war sein Nachfolger, und dessen Frau, die Mutter der talentvollen Knaben, des Stadtmüllers Klausmann Tochter. Ihre Söhne waren — einen ausgenommen — ächte, rechte Haslacher, Idealisten, unbekümmert um den folgenden Morgen und leichten, heitern Sinnes in des Weltalls Kümmernissen und Sorgen. Sie waren alle viel älter als ich, hab' aber alle noch gar wohl gekannt und weiß, welch' Leben sie in die Haslacher Fidelität der vierziger Jahre gebracht haben. Sie alle waren hochbegabt und sind es werth, daß ich sie unter den alten Haslachern nicht vergesse.

Der älteste war der August. An ihm entdeckte der schon genannte Straßenmeister Näher großes Talent zum Zeichnen. Dreizehn Jahre alt, kommt er ans Polytechnikum nach Karlsruhe und ist bald der beste Schüler im Architekturzeichnen. Er wirft sich auf die Gothik, zeichnet in den Ferien alle gothischen Kirchen des Landes und wird ein so vorzüglicher Architekt, daß er als Lehrer am Polytechnikum in Aussicht genommen war, wenn er — das Examen hätte machen wollen.

Dazu war er aber nicht zu bringen, Dinge aufs Examen zu studiren, die ihm nicht behagten. Er wird Privat-Architekt, baut Villen in Baden-Baden, hat hohes Ansehen als Künstler, aber selten Geld, weil er nur arbeitet, wenn ihn sein Genius treibt. So lebt er, solid, ledig und arm, trinkt meist nur Kaffee, raucht Cigarren

und bummelt in Gottes schöner Natur. Hat er Geld, so kommt er von Zeit zu Zeit nach Hasle, besucht seine Schulkameraden und streift durch Berg und Thal.

So wird er ein Fünfziger und stirbt 1876.

Ihm folgte im Alter der Ludwig. Er sollte ob seines Talentes studiren und kam elfjährig ans Gymnasium nach Freiburg, aber schon in der dritten Klasse zeichnet er seine Lehrer und Mitschüler nach der Natur viel besser, als er Latein lernt. Der Vater muß ihn heimnehmen, bringt ihn dann auf die Kunstschule nach Karlsruhe, wo er unter den Professoren Heßlöhl und Koopmann Maler und Kupferstecher wird. Als letzterer zeichnet er sich sehr aus und sticht, kaum achtzehn Jahre alt, Bilder aus dem Leben Josefs II.

1842, zwanzig Jahre alt, kommt er nach Hasle zurück als Künstler. Hier macht er dem „närrischen Maler“ Konkurrenz im Porträtmalen und malt im genannten Jahre auch mich als Knaben, ein Bild, das ich heute noch besitze.

Er war ein kleines, feines Männlein mit spitziger, großer Nase und schönen, großen Augen.

Die Revolution macht ihn brodlos, er sitzt in Hasle beim Vater und freut sich, ein kränklicher Mann, der Freiheitsbewegung im Städtle. Nach der Revolution malt und sticht er in Heidelberg und in Baden-Baden als Künstler von Namen. Er stirbt, kaum ein Dreißiger, an der Schwindsucht.

Gesünder war der Fritz, den der Bosche-Kasper in Amerika angesungen. Er wurde Zimmermaler, lernte in Kehl, bildete sich aus in München und kam 1848 nach Alt-Hasle, nimmt Abschied und zieht nach Amerika, malte in Louisville Fresken und Glas für Kirchen und lebt heute dort, ein Siebziger, als reicher Mann.

Auch der Gustav, im Lebensalter ihm folgend, freut sich heute noch des Lebens. Er ist am wenigsten Haslacher. Ruhig, still und zufrieden — hat er Haupteigenschaften, die sonst nicht im Lebensbuch eines richtigen Haslachers stehen.

Er sollte in Offenburg Gürtler werden, kam aber zu einem Meister — Tritschler war sein Name —, der, wenn er nachts betrunken heimkam, mit dem Lehrbuben beginnend, Gesell, Magd und Frau durchprügelte. In der ersten Nacht, da er seine Gewohnheit an dem Gustävle probirte, brannte der alsbald durch und rannte mitten im Winter sechs Stunden Wegs Hasle zu.

Jetzt thut ihn der Vater zu einem Uhrmacher, Fahrländer, nach Gengenbach, und er lernt bei dem dieses zeitmessende und zeittödtende Gewerbe.

Als die Revolution 1848 losbricht, arbeitet der Gustav in Karlsruhe, er eilt der Vaterstadt zu, kommt aber nur bis Rastatt, wo er en passant umschaut, Arbeit erhält beim Uhrmacher Schwan und hier bleibt, bleibt, bleibt — als Arbeiter bis anno 1878 und von da an als Meister bis zur Stunde.

Erst als niemand mehr von der Familie seines längst todten Meisters das Geschäft will — wird der Gustav Meister und reparirt heute, 1896, noch Uhren in der gleichen Stube, in welcher ich als Rastatter Gymnasist ihn besuchte.

Wenn je einmal einer von Hasle unter die Heiligen versetzt werden sollte, keiner würde es mehr verdienen als der demüthige, stille, sanfte, immer noch ledige Gustav, der im Leben noch keinem Kinde weh gethan und keinen anderen Menschen — was sonst bei keinem Haslacher vorkommt — je beleidigt hat.

Rudolf heißt der Fünfte von den Sechsen, hat viel Talent und kommt ans Gymnasium nach Freiburg, studirt gut, zeichnet aber noch besser. Er will Maler werden, doch der Vater, erbost, daß keiner studiren und alle seine Buben malen wollen, schickt ihn zu einem Gärtner nach Baden-Baden. Hier muß er Kohl setzen, Salat begießen und mit den Gemüsen seines Meisters hausiren gehen in die Hotels der Stadt. Das hält ein Talent nicht lange aus. Der Rudolf, ein bildschöner Mensch mit Schillerkopf, brennt der Hortikultur durch und geht zu seinem Bruder Ludwig nach Karlsruhe. Der nimmt sich seiner an, unterrichtet ihn und läßt ihn die Fachschule besuchen, und Rudolf malt bald gute Porträts. Nebenbei treibt er eifrig Musik.

Da kommt die Revolution, er freischärlert in Hasle, wird Tambour beim Aufgebot, muß nach dem Sturm als Rekrut zum Militär, wird hier Trompeter und stirbt, kaum entlassen, in seiner Vaterstadt am Auszehren.

Das jüngste Blümchen, der Emil, ein kleines, niedliches Männlein, wird Kaufmann, ist aber nebenher Virtuos im Klavierspiel. Er lebt einige Jahre in Köln, das Heimweh nach Hasle treibt ihn dahin zurück, und er stirbt, wie seine zwei Brüder, in jungen Jahren an der Krankheit, die sie von der früh verstorbenen Mutter ererbt.

Der greise Vater muß dreien seiner Söhne ins Grab schauen. Er wird, weil er für die Freiheit geschwärmt und uns Buben in diese hatte einweihen lassen, wie ich in dem Buch aus meiner Jugendzeit erzählt, auf ein elendes Dörflein versetzt, Baierthal bei Weinheim. Hier schulmeistert er noch bis in sein 76. Lebensjahr. Pensionirt, zieht er 1862 nach Hasle zurück, aber er konnte, wie er sagte, „das Krakehlen der Haslacher“ nimmer vertragen,

schüttelte den Staub von den Füßen und zog hinab in die Stadt Bühl, wo er 1871, ein Achtziger, sein Leben beschloß.

Er war ein ernster, helldenkender Mann, zu Höherem und Besserem geboren, dem aber die Sorgen des Lebens wahrlich nicht erspart blieben. —

Nicht umsonst suchte der Kaspar von Bardstown aus den Fritz Blum in Louisville auf und der ihn im Jesuitenkolleg. Beide wollten vom unvergeßlichen Hasle reden und, fern davon, der lieben Heimath gedenken.

Unser Klosterbäcker konnte bald so gut englisch, daß er auch in dieser Sprache Verse machte, und unter seinen Papieren findet sich noch ein oder der andere derselben.

Ein Jahr war er bei den Jesuiten gewesen, als ein Ordensbruder im Kloster eintrifft, der die Bäckerei versteht, und nun bekommt der poetische Bäckergeselle seinen Abschied nebst einem brillanten Zeugniß.

Er hat aber während des Jahres so viel gelernt, daß er einsieht, Amerika sei kein Land für Poeten von Hasle; drum beschließt er, wieder heimzukehren, dorthin, wo

Man von Hasles Bergeshöhen
Das ganze Thal kann übersehen,
Wo seiner Wälder grüne Hallen
Von frohen Liedern laut erschallen.

Aber seine Poesie läßt es ihm nicht zu, Amerika zu verlassen, ohne den Lorenzo-Strom und die Niagara-Fälle gesehen zu haben.

Ueber Bremen kehrt er heim, ärmer an Geld, als da er fortging, und der alte Realist, sein Vater, schimpft, daß sein Kaspar schon wieder komme und ohne Geld. Er hatte gerechnet, wie so viele, daß man übers große Wasser

nur gehe, um Geld zu machen. Der Dichter ertrug auch dies, um so lieber, als der alte Bosch nach Weggang des Sohnes die Bäckerei aufgegeben hatte und dieser, heimgekehrt, nicht backen mußte, was er so ungern that.

Er arbeitet auf den väterlichen Aeckern und Wiesen, bricht Aepfel und Birnen und Kirschen, bläst seine Flöte und zieht an Sonntagen durch die Wälder der Heimath.

Als er sich Jahr und Tag wieder satt gesehen an ihrer Schönheit, zieht er im September 1856 abermals in die Fremde. Zunächst nach Besançon, wo er seinen alten, ersten Meister besucht und bei ihm Arbeit nimmt, aber nicht allzulang. Es treibt ihn weiter; erst in Marseille macht er Halt, trifft aber schlechte Arbeit und geht bald zu Schiff nach Genua.

Es ist Winter, kurz vor Weihnachten, da der Bosche-Kasper in Genua ankommt, und er fühlt sich doppelt fremd, weil er mit seinem Romanisch die Genuesen gar nicht versteht. In der Herberge überkommt ihn am Morgen nach seiner Ankunft tiefe Schwermuth in seinem Kämmerlein. Da greift er zu seiner Flöte, um sie fortzublasen.

Die Elegie seines Pfeifens ergreift einen Zimmer-Nachbarn, der ihn dann in der Wirthsstube freundlich genuesisch anredet. Da unser Poet von Hasle nichts davon versteht, probirt er eine französische Antwort. Jetzt fällt der Genuese in der gleichen Sprache ein, und dem Kaspar ist geholfen. Der Mann ist ein genuesischer Schiffer, der auch nach Marseille fährt, daher der französischen Sprache mächtig ist.

Er nimmt sich nun des Fremdlings an, geht mit ihm von Bäcker zu Bäcker und von Konditor zu Konditor, bis sie eine Stelle finden bei einem Süßbäcker aus Grau-

bünden, der einst in der Küche des Königs Louis Philipp funktionirt und mit diesem Frankreich verlassen hatte.

Der Kaspar ist gerne bei ihm, denn der Meister weiß viel zu erzählen von Paris und macht so das Backgeschäft unterhaltend. Trotz seines ehemaligen Hofdienstes ist der Graubündner Konditor Demokrat und schwärmt namentlich für den großen Botaniker und Demokraten Raspail in Paris, von welchem er dem jungen Haslacher immer wieder erzählt und dem zu Ehren er einen Liqueur fabrizirt mit dem Titel: „Lebenselixir Raspail".

In freien Stunden geht unser Dichter auch hinab an den Hafen, sucht seinen Freund, den Schiffer, auf und lernt von diesem den genuesischen Dialekt, während er mit seinem Meister französisch spricht.

Weder der Liqueur zu Ehren des Raspail noch sein und seines Gehilfen Fleiß retteten aber den ehemaligen Hofkonditor vor den Schulden seines Sohnes, der verthat, was der Vater verdiente.

Nach einem halben Jahre mußte dieser seinen Gesellen entlassen, weil sein Geschäft niederging. Unser Kaspar konnte jetzt italienisch, hatte einiges Geld verdient und beschloß nun, zu Fuß zu wandern, bis er kein Geld mehr hätte.

So zog er nach Pavia, nach der Certosa, nach Mailand, nach Turin, über Susa und den Mont Cenis nach Genf und von Genf nach Bern. Hier ging ihm die Münze aus, er nimmt Arbeit, und nachdem er auch hier Stadt und Land gesehen, zieht er weiter — wieder Hasle zu.

Lang hat's der Kaspar in der Fremde nie ausgehalten, Hasle hatte es ihm zu sehr angethan, und des Dichters Heimweh trieb ihn immer wieder ins Kinzigthal zurück.

Er hat jetzt auf seinen Wanderfahrten das Alter erreicht, um selbständiger Bäcker zu werden. Drum gibt ihm der Vater bei der Heimkehr Haus und Hof, er macht das Staatsexamen bei der Zunft in Hasle und wird ein ächter, rechter Bäcker und Halbbur in der Vaterstadt.

In dieser und der nächstfolgenden Zeit verstummte, wie es scheint, seine Leier fast ganz, wenigstens find' ich nichts in seinen losen Blättern. Die Gründe sind mir aber leicht erfindlich. Einmal lag der tägliche Mehlstaub seiner Backstube, die ihm ein Gefängniß war, auf seiner Seele, und dann heirathete er auf Drängen seines Vaters eine junge und schöne Haslacherin aus angesehener Familie.

Bäckermeister sind an sich nicht gerade zur Poesie besonders aufgelegt, und — so erzählten mir schon oft Freunde — mit dem Heirathen gehe jene Himmelstochter vielfach auch von dannen.

Mit Sehnsucht blickte der Kaspar auf die Zeit seiner Wanderfahrten zurück. Nach Jahr und Tag sollte sich ihm willkommene Gelegenheit bieten, wieder die große Welt zu sehen. Er wird 1867 Besitzer eines Hammerwerks in Roveredo im Kanton Tessin. Welcher Dichter hätte nicht Sinn für die Poesie einer Hammerschmiede, besonders wenn sie in einem so herrlichen, halbitalienischen Thale liegt, wie in dem der Moësa, des klassischen Bergstroms!

Zwei Haslacher Schwärmer für Poesie kamen zu gleicher Zeit auf die Hammerschmiede im Tessino. Der eine war der praktizirende Dichter, unser Kaspar, der andere der große Recitator von Schillers Gedichten unter uns Knaben, Mede (Nicodemus), der spätere Hammerschmied.

Droben, oberhalb Hasle, in Husen hatte der Fürst von Fürstenberg sein Hammerwerk aufgegeben und die

Hammerschmieds-Gesellen waren ins Tessin verschlagen worden. In Hasle auf der Hammerschmiede aber saß der Mede als Geselle und wartete auf eine eigene Hammerschmiede, um Meister werden und eine Enkelin des Eselsbecks heimführen zu können.

Das wußten die Gesellen im Tessin und schrieben eines Tages dem Mede, in Roveredo sei eine rentable Schmiede zu verpachten. Der Mede geht zum Kaspar, der kapitalkräftig und sprachmächtig ist. Dem Dichter leuchtet es ein, es müßte gar schön sein, wenn er bisweilen von Hasle weg käme, fort aus der Backstube und aus dem Ehehimmel und hinüber über den Bernhardin ins Thal der Moësa, wo die Pfirsiche blühen, während im Kinzigthal noch Eiszapfen an den Tannen hängen.

Drum wird er Kompagnon des Mede, reist mit ihm nach „Rovreit", nimmt noch einen Romanen, Namens Zoppi, in die Gesellschaft auf, stellt das nöthige Kapital und macht den Mede zum Meister in der Schmiede.

Der holt jetzt seine Nanne und läßt sich häuslich nieder in Roveredo.

Alljährlich geht der Bäckermeister von Hasle ein oder das andere Mal hinein, rechnet ab und erholt sich in der schönen Gottesnatur. Das Geschäft rentirt sich, Mede ist fleißig, Zoppi ehrlich, und jedes Jahr wird Geld vertheilt. Aber — der Nanne gefällt es nicht, sie hat vom Eselsbeck gar nichts ererbt, drum lernt sie die Sprache nicht, und wo Weiber nicht mit andern Weibern schwatzen und streiten können, halten sie es nicht aus. Drum will die Nanne fort um jeden Preis, fort aus dem welschen Land, und der Schiller-Schwärmer Mede ist ein friedliebender Mann; er weiß aus Schillers Glocke, daß Weiber zu Hyänen werden können, und sagt seinen Kompagnons

die Meisterschaft auf. Damit ist die Seele, der Hammerschmied, fort; die Gesellschaft löst sich im Frieden auf, und der Tessiner Mittheilhaber übernimmt das Geschäft allein.

Heute sitzt der Mede im malerischen Gutachthale unweit Hasle, und der Hammer, der Tag und Nacht unterm Farrenkopf hintönt, ist sein Eigenthum. Der Mede aber macht in Gutach den Haslacher Eigenschaften alle Ehre, er ist Sprecher in allen Gesellschaften und sagt namentlich derbe Worte den vielen Malern, die ins Gutachthal und in seine Schmiede kommen, um Studien zu machen.

Der lange, hagere, alte Hammerschmied mit dem Knebelbart und der Brille auf der Nase stellt sich in seinem Schurzfell in der Regel hinter die Künstler, schaut ihnen zu, schüttelt den Kopf und bricht endlich los: „Des isch bigott au a elends Handwerk, so a Moler. Die sin wia Studente, die nichts g'lernt henn (haben)." Dann spricht er von Schmiererei, Zeittodtschlagen, Tagdieberei. Keiner der Künstler nimmt ihm aber was übel, sie wissen, der Mede hat die Eigenschaft aller Haslacher, er meint's gut.

Während der Hammerschmiederei in Roveredo hatte der Kaspar seinen Pegasus wieder bestiegen. Die Reisen ins Land der Sonne und das große, deutsche Jahr 1870 hatten seine Leier wieder besaitet und erklingen machen.

3.

Ganz war Kaspars Dichtergenius nie verstummt, auch nicht in der ausschließlichen Backstubenzeit als Bäckermeister zu Hasle. Die Fastnacht machte stets auch ihn mobil und seine Leier, und zu den „Morithaten", welche die Haslacher alljährlich aufführten, dichtete er jeweils den Text.

Aber als der Krieg losbrach, und Sieg auf Sieg auch nach Hasle vermeldet wurde, da fing Kaspar wieder recht zu singen an, und er war unter den vielen Sängern jener Zeit sicher der schlechtesten keiner, jedenfalls aber der einzige Bäckermeister seines Volkes, der zur Leier griff. Ich will nur drei Lieder aus jenen Tagen hier anführen.

Gleich nach Sedan sang er voll bitteren Humors:

Daß die Franzosen Gourmands sind,
Braucht man nicht erst zu sagen,
Man braucht nur ihren alten Koch,
Dezember-Louis zu fragen —

Der schon so manches Leibgericht
Für sie zu Stand gebracht,
Mit Cayenne-Pfeffer stark gewürzt,
Mit Lorbeer angemacht.

Pasteten à la Malakoffe,
Die machten einst Furor,
Dann kamen Solferino-Würst
Für ein'ge Zeit in Flor.

Hernach die Sauce von Mexiko
Mit spanisch Petersil,
Hielt auch für eine kleine Weil
Die Leckermäuler still.

Doch da sie allg'mach sauer wird,
So muß was and'res her,
Das wieder ihren Gaumen reizt,
Der lechzt nach Ruhm und Ehr.

Um was Pikantes zu serviren,
Da denkt er her und hin —
Auf einmal jauchzt er: „Ja, ich hab's!
Mir kommt etwas in Sinn.

Einbrocken will ich eine Supp'
Für meine grande Nation,
Wie sie noch nie gekostet hat,
Der ganzen Welt zum Hohn.

Eine ächte deutsche Prügelsupp'
Hab' ich für sie gespart,
Und mache mich dann aus dem Staub,
Denn ich bin Bon-à-parte."

Und an der kommenden Fastnacht spielten die Haslacher die Franzosen. Sie gingen mit einem großen Guckkasten um, in dem alle wichtigen Persönlichkeiten und Städte Frankreichs zu sehen waren. Dazu wurde ein Lied gesungen, das der Bosche-Kasper gemacht hatte. Im Eingang hieß es:

Herbei, herbei, ihr lieben Leut,
Zu seh'n manch große Neuigkeit.
Ich zeig euch hier für wenig Geld
Die neuste Rarität der Welt.

Ich führ zuerst euch an den Rhein,
Wo ruhig schlief der Michel fein.
Er wär' bis heute nicht erwacht,
Hätt' Galliens Hahn kein Lärm gemacht.

Der kräht ihm in das Ohr hinein:
Der Rhein ist mein, darf dein nicht sein!
Darauf der Michel schnell ergrimmt
Und seither sich als Held benimmt.

Vom Schlafen ist die Red nicht mehr,
Er zeigt sich jetzt mit starker Wehr,
Er reißt dem Hahn die Federn aus
Und jagt ihn aus dem eignen Haus.

Dann folgt die Schilderung der Einzelheiten. Von Paris heißt es in dem langen Guckkastenlied:

Paris, Paris, du stolze Stadt,
Ein Kaiser dich verlassen hat.
Ein Kaiser ziehet wieder ein,
Doch muß es jetzt der deutsche sein.

Und in der gleichen Fastnachtszeit sprangen „Hansele“ durch alle Straßen des Städtles und sangen das folgende Lied ihres poetischen Bäckermeisters:

Die Franzosen, sagt er,
Das sind Leut', sagt er,
Wenn man dran denkt, sagt er,
Ist's a Freud, sagt er.
Machen gern, sagt er,
Viel Geschrei, sagt er,
Wenig Woll, sagt er,
Ist dabei.

Und bei Sedan, sagt er,
Haben's kriegt, sagt er,
Für den Kaiser, sagt er,
Republik, sagt er.
Jeder wollt, sagt er,
An die Spitz, sagt er,
's ist nit Platz g'nug, sagt er,
Auf ei'm Sitz.

In Paris, sagt er,
Sein's verruckt, sagt er,
Lügen thun's, sagt er,
Grad wie druckt, sagt er.
Bringen sich, sagt er,
Selber um, sagt er,
Das Vergnügen, sagt er,
Wär' mir z'dumm.

Herr Gambetta, sagt er,
Der war g'scheidt, sagt er,

Möchte fortgeh'n, sagt er,
Vor 's ihn reut, sagt er.
Doch zu Fuß, sagt er,
Kann's nicht sein, sagt er,
Sitzt in Ballon, sagt er,
Das war fein.

Und der Michel, sagt er,
Hat 'nen zeigt, sagt er,
Daß sie tanzen, sagt er,
Wie er geigt, sagt er.
Hat 'nen g'hörig, sagt er,
Aufgespielt, sagt er,
Daß sie's bitter, sagt er,
Haben g'fühlt.

Doch den Spiellohn, sagt er,
Sind's noch schuldig, sagt er,
Drum wird Michel, sagt er,
Ungeduldig, sagt er.
Die Milliarden, sagt er,
Müssen raus, sagt er,
Sonst geht Er, sagt er,
Nicht nach Haus.

Wie sehr die Bürger von Hasle nach diesen Leistungen wachsenden Respekt bekamen vor ihrem Poeten, geht sonnenklar daraus hervor, daß sie ihn im Februar 1872 zum Bürgermeister erwählten. Er hatte kurz vorher auch in seine Saiten gegriffen, um Mißstände auf dem Rathhaus zu geißeln. Der Stadtrath hielt nämlich einen „Stadtboten" in Person eines Küfers, der nichts zu schaffen hatte, weil er lieber im Wirthshaus als in der Werkstatt war. Er trug wegen seines komischen Auftretens den Spottnamen „der Staberle" und zeichnete sich trotz seiner blauen, rotheingefaßten Uniform durch größte Un=

reinlichkeit in dieser seiner Staatskleidung aus. Schmutzig und zerlumpt zog der Staberle durchs Städtle und reizte des Bosche-Kaspers Satyre, und der sang:

Ich kenn' ein' Vogel selt'ner Art,
Doch ist er nicht weit her.
Und dennoch gibt's im ganzen Land
Kein' zweiten so wie der.

Gefiedert ist er dunkelblau,
Mit rothen Streifen dran;
Doch meist so sehr mit Schmutz bedeckt,
Daß man's nicht kennen kann.

Den Schnabel hat er überall,
Wo's ihn nichts angeht, drin;
Doch auf den Füßen ist er nichts,
Er wackelt her und hin.

Die Flügel läßt er hängen stets,
Wie ein gerupfter Hahn,
Drum ist es zum Verwundern nicht,
Daß er nicht fliegen kann.

Was mag das für ein Vogel sein?
Es ist gewiß kein Schwan,
Und jedenfalls kein Papagei
Und auch kein Auerhahn.

Ein Storch, das kann es auch nicht sein,
Auch keine wilde Ent';
Ein paspolirter Dreck-Spatz ist's,
Nun hat das Lied ein End. —

Also Bürgermeister in Hasle wurde der Bosche-Kasper. Wir wissen aus den Tagen des Eselsbecks, daß Bürgermeister in Hasle sein keine Kleinigkeit ist. Die von Hasle sind an und für sich keine großen Verehrer der Herren; nach dem Herrn aber, der Fleisch von ihrem

Fleisch und Bein von ihrem Bein ist, dem Bürgermeister, fragen sie erst recht nichts. Ein solcher ist der rücksichtslosesten Kritik ausgesetzt, und nicht bloß im Wirthshaus, auch in seiner Amtsstube muß er sich oft die bittersten Vorwürfe gefallen lassen.

Muß er gar einen Bürger strafen wegen nächtlichen Uebersitzens, so ist der Teufel ganz los.

An allem, was Krummes vorgeht im Städtle, hat er die Schuld. Ist zu viel oder zu wenig Wasser im Stadtbach und die Wiber können nicht waschen; brennen die Stadtlaternen bei Vollmond und streiken sie in finstern Nächten; wird das Bürgerholz zu spät ausgetheilt und gefällt nicht jedem — an allem ist „der Burgemaischter schuld, der Fullenzer und Esel".

Hat ein solches Oberhaupt Nerven, so kann er's nicht prästiren. Wir wissen aus den „Schneeballen", daß den genialsten Bürgermeister von Hasle in diesem Jahrhundert, Seppen-Toni II, der Zorn umgebracht hat.

In der Hinsicht paßte der Kaspar gut. Er ist eine seltene Paarung, Dichter und Phlegmatiker zugleich. Er verliert seine Ruhe nie. Niemals, so lange ich ihn kenne, hab' ich ihn aufgeregt oder in der Hitze gesehen. An ihm liefen deßhalb die bissigen Redensarten seiner Bürger hinunter wie salziges Meerwasser an einem Felsenriff.

Ruhig, sachlich, still und einförmig waltete er seines Amtes auf dem Rathhaus. In seinem ganzen Aeußern blieb er der Alte. Einen großen Filzhut auf dem Haupt, beide Hände in den Hosentaschen, präsentirte er sich ohne jedes Kompliment, selbst wenn die größten Herren im Städtle waren.

Die ersten Jahre seines Konsulats fielen in die Zeit des Kulturkampfs. Die „bessern" Bürger von Hasle

glaubten, wie so viele im deutschen Reich, der Nationalliberalismus habe allein alle Siege des Jahres 1870 erfochten, sie wurden nationalliberal und Kulturkämpfer. Unter denen, die nicht mitthaten in der wüsten Agitation und Hetze, war der Bosche-Kasper. Weit entfernt, ein „Schwarzer“ zu sein, verließ ihn seine Ruhe auch in jener Zeit nicht. Dagegen wehrte er sich mit Ernst und Spott gegen die Angriffe, welche während seiner Amtszeit ein Stück Volksthum in Hasle erfuhr, der in meiner „Jugendzeit“ geschilderte Storchentag.

Man sieht jetzt mählig in höhern Regionen ein, daß man das Volksthum erhalten müsse, so gut es geht, in Tracht, Sitten und Gebräuchen. Leider fast zu spät. Jahre lang hat man in mancher Gegend alte, volksthümliche Sitten bureaukratisch verfolgt, ihre Abhaltung von polizeilicher Genehmigung abhängig gemacht und damit dem Volke jede Freude daran verdorben.

Vieles haben auch die staatlich einstudirten Industrie-Schullehrerinnen gesündigt und sündigen noch gegen alte Mode und damit gegen Volksthum. Erst in letzter Zeit hörte ich, daß im heimathlichen Kinzigthale eine Art Kreis-Schulräthin für Industrieschulen auf den Dörfern herumreist und nachsieht, ob die Mädchen auch die Hemden nach der neuen Mode schneiden und nähen, und sie warnt, beim Nähen „keine Bauernstiche“ zu machen. Ein solches Weibsbild gehört meines Erachtens von den Bauernweibern mit Besen aus dem Dorf gefegt — aber statt dessen höre ich, daß Bäuerinnen, die sich weigerten, ihre Leinwand dem neumodischen Schnitt und Stich auszuliefern, amtlich vorgeladen und unter Strafandrohung vermahnt wurden, es doch zu thun.

O, dieser „Bauernstich“ — der hält nicht bloß die

Leinwand, er hält schließlich die ganze staatliche Ordnung zusammen und sollte deßhalb respektirt werden wie ein Heiligthum! —

Unter Kaspars Regierung wollte ein Gendarm einschreiten gegen den „Storchentag" und gegen das „Klappern" der Buben an Fastnacht. Der bürgermeisterliche Poet ging nicht bloß zum Amtmann, um Verwahrung einzulegen, es sangen auch bald die empörten Haslacher ein Lied, dessen Verfasser wir unschwer errathen. Es lautete:

Hier ist's nimmer auszuhalten,
Denn die Jungen wie die Alten
Aergern mich auch gar zu sehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Klapperbuben, Storchenpeter,
Deckelbläser, Schnapstrompeter,
Machen mir den Kopf so schwer!
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Meine Uhr ist abgelaufen,
Niemand zahlt mir mehr zu saufen,
Und sie klappern immer mehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Das Geschäft als Storchenfänger
Kann ich nicht mehr treiben länger,
's gibt nicht viel Diäten mehr.
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

Drum will lieber fort ich gehen,
Als noch länger Spott ausstehen,
Meld mich sofort ab, auf Ehr!
Gelt, du meinst, ich sag dir, wer?

So sangen sie, die Jungen und die Alten, und der Storchentag blieb erhalten bis zur Stunde. Schade, daß

nicht überall so schneidige Dichter und Sänger sind, die losschlagen, so oft's an ein Stück altes Volksthum geht!

Ein andermal zeigte sich der satyrische Konsul von Hasle als Philosoph. Als das Freizügigkeitsgesetz ins Leben trat, zogen manche ärmere, im Taglohn arbeitende Leute vom Land ins Städtle. Der Gemeinderath oder, wie er in Hasle auch heißt, „der Senat von Madrid" beeilte sich nun, den zuziehenden fremden Leuten, in denen die Stadtväter lauter Lumpenpack sahen, das Kommen zu erschweren, indem sie den Hauseigenthümern verbieten wollten, solche Leute in ihre leeren Wohnungen aufzunehmen.

Wer allein gegen diese Maßregel stimmte, das war der Bürgermeister, der die folgenden philosophischen Gedanken, die seinem Bäckerherzen alle Ehre machen, als Protest niederlegte:

„Laß einen Armen nie fühlen, daß er arm ist. Behandle ihn nie lieblos und hartherzig, wenn er dich um etwas anspricht, und selbst dann nicht, wenn du weißt, daß er durch eigene Schuld ins Unglück gekommen ist. Um so mehr ist ein solcher zu bedauern, indem sein eigenes Gewissen ihn schon daran mahnt und ihn sein Unglück doppelt schmerzlich fühlen läßt. Gebe lieber zehn Unwürdigen Almosen, als daß du es einem Bedürftigen versagst. Stelle dich in seine Lage, und denke, wie schmerzlich es dich berühren würde, wenn du, um ein Almosen bittend, kalt und herzlos abgewiesen würdest."

„Verzeihe dem Armen, wenn er etwas thut, das du als einen Fehler ansiehst, und bedenke, daß jedes Menschenherz, es schlage unterm Kittel oder unter Ordenssternen, seine Wünsche hegt, und je dürftiger die Ver-

hältnisse desselben sind, desto bescheidener sind auch die Ansprüche an das Leben.“

„Wie wenig bedarf es, das Herz eines Armen zu erfreuen, und warum soll ein solcher nur sein trauriges Dasein fristen, um der ganzen übrigen Welt zum Anstoß zu dienen, und von allen Ansprüchen an die Welt ausgeschlossen sein? Dies ist jedenfalls der Wille desjenigen nicht, der die Geschicke aller Menschen leitet, und einem jeden das Gefühl für Recht und Unrecht, wie auch für Freude und Schmerz ins Herz gelegt hat.“

„Läßt sich daher einmal ein Armer im Drange seiner Gefühle hinreißen, etwas zu thun oder zu lassen, das vor den Augen der Welt Tadel verdiente, o so verzeihe ihm, und bedenke, daß die größten Fehler nur von denjenigen gemacht werden können, welche die Mittel dazu besitzen! Schaue unparteiisch in dein Inneres, und du wirst vielleicht finden, daß dein Thun weit tadelnswerther wäre, als dasjenige, über welches du zu richten dir erlaubst.“

Neben diesen philosophischen Exkursen buk der Bosche-Kasper alltäglich vor Mitternacht sein Brod und seine Lebkuchen; denn er hatte sich auch als Konditor aufgethan.

In der Frühe besorgte er seine Amtspflichten, der Nachmittag aber gehörte dem Wirthshaus, wo er seine Kundenschoppen trank, wie die anderen Bäcker auch. Während aber andere Haslacher lebhaft diskurrirten beim Wein und Bier, saß der Bosche-Kasper still bei seinem Viertele und machte höchstens eine oder die andere trockene, satyrische Bemerkung.

So zog er von einem Wirthe zum andern, unterwegs friedlich vor sich hinschauend und die Hände im

Hosensack; am Abend war er aber trotzdem so nüchtern, wie am Morgen, und sicher hat ihn noch nie jemand mit einem Zopf gesehen, was man sonst keinem Haslacher nachsagen kann. Seine Ruhe und sein Phlegma trugen dazu zweifellos viel bei. Kein Fremder aber hätte in dem kleinen, trockenen, unscheinbar gekleideten Mann den Bürgermeister von Hasle, noch viel weniger einen Dichter und Philosophen geahnt.

Und doch hat er selbst als Bürgermeister von Hasle die Lust nicht verloren, bisweilen ein lyrisches Gedicht mit Bleistift auf ein Blatt Papier zu werfen.

Ich führe nur eines davon an, das er gemacht, als er eines Tages im Schnee Veilchen gefunden, während er, wie Dichter es lieben, trüben Sinnes war.

Oft in des Winters Mitte
Beschenkt uns die Natur
Mit ihren schönsten Gaben,
Mit Blümlein auf der Flur;

Mit Blümlein, ach, so lieblich,
So schön und wunderhold!
Dem, der sie weiß zu schätzen,
Sind mehr sie werth als Gold.

So geht es auch im Leben
Uns Menschenkindern oft,
Wenn 's Herz vor lauter Trübsal
Verzweifelnd nichts mehr hofft.

Wenn Unglück uns bedrohet,
Von allem Trost entblößt,
Sich nirgends Hilfe zeiget,
Selbst Freundschaft uns verstößt —

Wie wohl thut dann dem Herzen
Ein heit'rer Sonnenblick
Aus tiefbewölktem Himmel
Wie nie geahntes Glück!

Die Hoffnung kehret wieder
In unsre kranke Brust,
Wir kämpfen dann aufs Neue
Mit frischer Lebenslust.

Wir danken dann dem Himmel,
Der immer unser Hort;
Denn wo die Noth am größten,
Stets Hilfe kommt von dort.

An trüben Gedanken hatte unser Poet keinen Mangel. Er hatte seinem Schwiegervater, einem unternehmenden und geistreichen, aber unglücklich spekulirenden Kaufmann, unter die Arme gegriffen und mußte bald ein großes Anwesen desselben ganz übernehmen. Es war die einstige Mühle, in welcher ich den Vater des „Wendels auf der Schanz" besucht, aber umgebaut und fabrikmäßig vergrößert.

In dieses Geschäft steckte der Kaspar den größten Theil seines nach Haslacher Begriffen nicht kleinen Vermögens und, wie es sich bald herausstellte, à fonds perdu, zu deutsch auf Nimmerwiedersehen.

Poeten sind keine Geschäftsleute, taugen also nicht zu Bäckermeistern und nicht zu Müllern, auch die Bürgermeisterei in Hasle ist nichts Poetisches — drum kam unser Kaspar nirgends auf einen grünen Zweig.

Alle namhaften, dummen Streiche im Großen und im Kleinen werden in der Regel nur gemacht von gescheidten Leuten mit poetischem Talent, weil bei Dichter-

gemüthern die Phantasie die Hauptrolle spielt, und diese ist bekanntlich die größte Verführerin zu dummen Streichen, weil sie das ruhige Denken vollständig über den Haufen wirft und in die Tiefe ihrer Gebilde begräbt, wie ein Meer Goldkörner.

Wäre der Bosche-Kasper nicht Poet gewesen, so wäre ihm die Goldgrube in seiner Backstube gelegen, aus der auch sein Vater Gold genommen; und ein tüchtiger Bäcker, der zugleich Bürgermeister ist, hat doppelt leicht sein Brod zu verkaufen. Aber weil unser Kaspar Poet war, suchte er das Geld abermals — man sollte es nicht glauben — in Amerika.

Nahezu zwölf Jahre war er Bürgermeister gewesen, als ihm in den Dichtersinn kam, nochmal aufs Eis zu gehen und sein Glück in Amerika zu versuchen.

Am 14. November des Jahres 1883 amtet er noch als Bürgermeister, backt noch in der Nacht sein Brod — und am 15. November morgens heißt's im Städtle, der Bürgermeister ist fort — nach Amerika — ohne jeden andern Grund, als den, sein Loos zu verbessern, und wenn er dies in der neuen Welt erreicht hat, seine Familie nachkommen zu lassen.

Alles staunt, alles räsonnirt über den unklugen Mann — keiner aber denkt daran, daß ihr Fastnachtsdichter und Liedermacher ein Poet ist und daß derlei Leute nichts dafür können, wenn sie dumme Streiche machen, weil ihr Genius sie dazu treibt, jener Genius, der für ihre Besitzer ein Unglück ist in dieser Welt, die keine Träumer und keine Wolkensegler, keine Idealisten und keine Gemüthsmenschen brauchen kann.

Zudem stammt, wie schon der Grieche Antipater sagt, ein Dichter von mehreren Müttern ab, hat also allerlei Eigenschaften. —

4.

Wenige Wochen später, und unser Poet arbeitet enttäuscht — als Geselle in einer Backstube zu Brooklyn, und in seinem Kalender steht von seiner Hand geschrieben:

Morgenroth, Morgenroth,
Abends voller Sorg und Noth,
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute aller Glanz verflossen
Mir und manchem Kamerad.

Das Wörtlein mir hat er dick unterstrichen, er mochte wohl denken, gestern noch Bürgermeister und Bäckermeister in Hasle — und heute in Amerika — Bäckergeselle.

Daß er dieser Stellung so bald als möglich wieder entfloh, versteht sich von selbst, und im Frühjahr 1884 treffen wir ihn in Philadelphia, wo er eine Konditorei gepachtet hat. Ihre Spezialität war Eis. Unser Kaspar, allzeit ein Pechvogel in irdischen Dingen, trifft es aber gerade, daß Frühjahr und Sommer des genannten Jahres sehr naß und kalt sind in Amerika — und niemand will Eis essen. Da saß dann der Poet einsam in seinem „Store", 4426 Lancaster Avenue, und wartete auf Eisgäste, die nicht kamen.

Wie sehr er mit Humor begabt blieb in dieser brodlosen Eiszeit, ersehen wir daraus, daß er den kalten Sommer besang beim Wasserkrug. Es ist dies die einzige Probe seiner Poesie aus diesen zweiten Tagen in Amerika und lautet:

Im Januar, da gehen wir
Vergnüglich auf das Eis,
Zum Schlittenfahren ist es Zeit,
Der Schnee macht uns das weiß.

Im Februar, da geht es fort,
Gerade wie vorher;
Das Wetter ist nicht aufgethaut,
Drum friert's uns um so mehr.

Im März, da hofft man warme Tag',
So geht es bis April,
Und als sie noch nicht kommen woll'n,
Friert man und schweiget still.

Im Mai, da hat man gerne kühl,
Und dies bewährt sich jetzt:
Von Wärme ist die Rede nicht,
Die Kält' ist 's erst und 's letzt.

Im Juni fängt der Sommer an,
Mit ihm die warme Zeit;
Doch hat bis jetzt vergebens man
Sich darauf hin gefreut.

Im Juli gibt's Gewitter oft,
Die Hundstag' müssen sein;
Ein Hundewetter hatten wir,
Und öfter schlug's auch ein.

August ist erst der rechte Held,
Der zeigt, was er vermag;
Erdbeben bringt er anfangs schon,
Was weiter? — ist die Frag. —

Wenn's jetzt kein schönes Wetter gibt,
Wo bleibt der Sommer dann?
Dann bleibt er im Kalender steh'n,
Und außen denkt man dran.

Doch halt! Urtheile nicht so schnell!
Die Hitze fängt jetzt an;
Und zwar, daß man für's ganze Jahr
Genug noch schwitzen kann.

Da wird so mancher schöne Durst
Am Wasserkrug gestillt,
Weil Niemand uns nach unserm Wunsch
Das Bierglas immer füllt.

O weh! Der Jubel war zu früh,
Die Hitz ist schon verraucht,
Und rauhes Wetter wieder da,
Als hätte man's gebraucht.

Jetzt glaub' ich, daß der Winter wird
Dies Jahr neun Monat währ'n,
Und drei Monate kalte Zeit:
Mehr kann man nicht begehr'n.

Dies ist, wie gesagt, das einzige Lied, welches unser Poet bei dieser zweiten Fahrt ins Land seiner Träume gesungen. Aber eine andere Seite seines Talents entwickelte sich bei ihm — die Philosophie, die alte Trösterin der Betrübten. Einsam in seiner Bude sitzend, philosophirte er, und in einem Taschenkalender vom Jahre 1884 stehen die folgenden Worte:

„Zeit ist Geld, heißt das Sprichwort in Amerika, welches allgemein als richtig anerkannt wird. Bei mir hat es sich bis jetzt nicht bewährt, denn ich hätte Zeit genug, um etwas Nützliches zu schaffen, aber keine Gelegenheit dazu; dabei ist das Geld das Wenigste, was ich besitze. Könnte ich meine übrige Zeit in Geld umwandeln, so hätte ich es in den paar Monaten, in denen ich hier bin, schon viel weiter bringen können."

Wir werden bald noch mehr von ihm hören als Ausfluß philosophischer Betrachtung.

Als der Winter kam und erst recht niemand mehr Eis von dem armen Konditor in der Lancaster Avenue haben wollte, schloß er seinen Store und verließ die undankbare Stadt.

Arm, wie eine Kirchenmaus, kam er zurück nach Brooklyn. Ohne einen Pfennig Geld pachtete er auf Zureden badischer Landsleute eine Wirthschaft von einem Rheinbaiern namens Buchheid, der sie dem Haslacher Dichter auf sein ehrlich Gesicht hin gab ohne jede sonstige Garantie.

Zu einem Wirth paßte aber unser Poet noch weniger als zu einem Konditor und Bäcker. Ein Wirth muß, wie schon der alte Horatius sagt, ein „geriebener Kunde“ sein, ein mundfertiger Mann, der unter Umständen auch seinen Gästen Muth macht zum Trinken, und sie zu unterhalten und dadurch hinzuhalten weiß.

Unser Kaspar aber ist, wie wir wissen, ein wortkarger, stiller Mann, blutehrlich und phlegmatisch. Er würde eher Hunger leiden, als durch übliche Wirthskniffe sein Bier und seinen Schnaps zu verkaufen. Doch die Noth lehrte den Poeten von Hasle, auch einmal als Wirth sein Glück zu versuchen. Seine besten Gäste waren die Haslacher in und um Brooklyn, die kamen, 12—15 Mann hoch, allsonntäglich zum Kaspar, um hinter verschlossenen Thüren nach deutscher Art zu kneipen.

Die erste philosophische Betrachtung, welche der neue Wirth in dem „Pirmasenz“ genannten Stadttheile niederschrieb, galt dem Sonntagsgesetz, das ihn verurtheilte, am Sonntag seinen Store geschlossen zu halten und nur heimlich Bier auszuschenken.

„Ein sonderbares Land, dieses Amerika," so schreibt er in seinen Kalender, „in welchem auf alle mögliche Art und Weise die Extreme sich so auffallend und schroff gegenüber stehen, daß selbst der schlichteste Mensch bei einigem Nachdenken veranlaßt wird, Betrachtungen und Vergleichungen hierüber anzustellen."

„Anerkanntermaßen werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika am freiesten und unabhängigsten regiert, und dennoch wird in keinem Despotenstaate der Welt der intelligentere Theil des Volkes an seinen Erholungen und Vergnügungen nach wochenlanger, harter Arbeit mehr verkürzt und beeinträchtigt als in der freien Republik Amerika, durch die leidigen Sonntagsgesetze, durch welche das Muckerthum und die Temperenzler Hand in Hand, von oben herab durch widersinnige Gesetze unterstützt, die Berechtigung haben, den aufgeklärteren Theil der Bevölkerung zu tyrannisiren."

„Erfahrungsgemäß hat kein Land im Verhältniß zur Einwohnerzahl mehr Säufer und Trunkenbolde aufzuweisen, als die Vereinigten Staaten, und die Mehrzahl der Unglücksfälle, Verbrechen und Selbstmorde entstammen diesem Laster. Dies sind lauter Früchte von der Aussaat der Mäßigkeitsapostel."

„Gestern war wieder einmal ein Sonntag, wie sie das Temperenzgesetz mit sich bringt. Die Wirthslokale von außen hermetisch verschlossen, und innen der Wirth, mit seinen Augen ängstlich die von der Seitenthüre eintretenden Gäste musternd, ob nicht ein Temperenzspitzel sich einschmuggle."

„Herrliche Zustände für ein freies Land, deren sich weder der König von Dahome noch der Schah von Persien zu schämen brauchten, um sie in ihren Ländern einzuführen!"

„Ein Mann, welcher in meine Wirthschaft kam, um Bier zu holen, fragte beim Eintreten: ‚Darf man es wagen?‘ worauf ich erwiderte: ‚Wir wollen es riskiren, es wird nicht so schlimm ausfallen.‘ Dann sagte er weiter: ‚Ja, es gibt kuriose Zustände in diesem Lande; Millionen stehlen ist erlaubt, aber Sonntags Bier trinken wird bestraft.‘ Traurig, aber wahr!“

Es muß eine gemüthliche Gesellschaft gewesen sein, wenn die Haslacher in dunkler Stube beim Kaspar saßen in seinem „Saloon“, 282 Power Street, und haslacherten, d. h. von Hasle erzählten und sich so das Heimweh stillten, denn also singt ein neuerer Dichter in seinem Lied „Zu Hasle“[1]):

Und wem die Wiege dort gewest,
Will dort sich auch sein Grab,
Haslacher Wurzeln halten fest
Gar noch den Wanderstab.
Wer fort gemüßt, besinnt sich
Auf Hasle an der Kinzig.

Die Woche über nimmt sich der Amerikaner nicht viel Zeit zum Trinken, und Stammgäste hatte unser Bierwirth außer seinen Haslachern keine. Die Bewohner des Stadttheiles scheinen ihn ziemlich ignorirt zu haben. Er schreibt in seinen Kalender: „In dem Stadttheile, in welchem ich wohne und der, außer anderen Merkwürdigkeiten, auch den Namen Pirmasenz trägt, muß dereinst das Paradies gestanden sein, weil jeder dritte Mensch Adam oder Eva heißt und sich neben diesen ziemlich viel Schlangengezücht eingenistet hat.“

„Dabei sind die Leute noch so wenig von der Kultur beleckt, daß es ihnen gar nicht einfällt, nach einer andern

[1]) G. v. Oertzen, „Auf Schwarzwaldwegen“.

Bildung zu trachten, als nach der Einbildung, welche sich bei der Mehrzahl derselben in einem sehr hohen Grade ausgebildet hat.“

Der Wirth in der Power Street blieb in seiner Bude jedem Treiben außerhalb derselben fern, und machte nur den trockenen, satyrischen Beobachter über die Leute, die an ihm vorüberzogen. So lesen wir bei ihm weiter:

„In diesem Lande ist man gewohnt, sich über europäische Gebräuche und Sitten lustig zu machen, besonders über den Adel und die Ordensverleihungen u. dgl., wie sie drüben bestehen und üblich sind, an welchen zwar, nebenbei gesagt, mancher gute Deutsche auch keinen Gefallen findet.“

„Kein deutscher Fürst ist aber eingebildeter auf seine Abstammung, als der geborene Amerikaner, und kein deutscher Ordensträger ist stolzer auf sein Kreuz oder den Stern, den er auf der Brust trägt, als der Amerikaner, wenn er eine Auszeichnung an der Weste oder im Knopfloch stecken hat, gleichviel, welchen Zweck oder Werth dieselbe hat.“

„Diese Eitelkeit ist keineswegs die geringste von den vielen schwachen Seiten, die denselben zieren, und daß die Deutschen kein geringes Kontingent stellen in Bezug auf diese Liebhaberei, ist Thatsache. Der Nachahmungstrieb, den viele in staunenswerther Weise entwickeln, ließe manchmal auf die Richtigkeit von Darwins Lehre schließen.“

„Ebenso haben die Amerikaner eine kindische Freude am Soldätlesspielen, was am besten in die Augen fällt, wenn die politischen Vereine (Klubs) zu einer Parade ausrücken. Da will jeder der Bunteste sein, und an Flitter, Borten und Tressen wird nicht gespart, so zwar, daß man eine solche Parade eher mit einem Fastnachtszuge mit lauter

Harlekins, als mit einer politischen Demonstration im ernsten Sinne vergleichen möchte."

Nichts entging dem satyrischen Philosophen in dem Store zu Pirmasenz; selbst über das Tabakkauen der Amerikaner weiß er treffende Bemerkungen seinem Kalender einzuverleiben:

„Das Tabakkauen ist der Mehrzahl der Amerikaner sozusagen zur zweiten Natur geworden, und eine große Zahl Deutscher bildet sich nicht wenig ein, diese reizende Gewohnheit anzunehmen und nachzuäffen, manche selbst auf Kosten ihrer Gesundheit."

„Stellt man hierüber im Stillen Betrachtungen an, sei es, wo es wolle, in der Kirche, im Wirthshaus, auf der Straße, auf der Eisenbahn, auf dem Dampfer oder zu Hause, wie die Leute so stillvergnügt ihre Kinnladen anstrengen, um dem edlen Geschäfte des Tabakkauens mit einer Aufmerksamkeit, die eines schönern Zweckes würdig wäre, obzuliegen, so findet man sich unwillkürlich versucht, sie in die Klasse der Wiederkäuer eintheilen zu sollen."

„Wenn man betrachtet, mit welchem Wohlbehagen sie das edle Kraut im Munde herumwälzen und den braunen Saft mit nicht geahnter Fertigkeit auf gewisse Punkte hinzuspucken verstehen, fühlt man sich veranlaßt zu glauben, das Glück und Wohl ganzer Völker hänge von der richtigen Besorgung dieses Geschäftes ab."

„Man meint überhaupt, diese Menschen wären unfähig, vernünftig zu denken ohne den obligaten Chique im Munde."

Interessant ist auch, was er über Zeitungen, über Bildung und namentlich über Rechtszustände in Amerika philosophirt, der ehemalige Bäckermeister von Hasle:

„Die Zeitung spielt eine große Rolle in diesem Lande, aber leider entspricht sie ihrem Zwecke in vielen Fällen nicht."

„Unter allen Ständen, vom Millionär bis zum Lumpensammler, trägt jeder seine Zeitung mit sich herum. An allen Orten, selbst in der Kirche (wie Schreiber dieses aus eigener Beobachtung weiß), wird die Zeitung gelesen, und wie viele ungelesen den Weg alles Vergänglichen wandern, ist schwer zu bestimmen. Es gehört allgemein zum guten Ton, überall eine Zeitung nachzutragen; man sieht den Straßenkehricht-Fuhrmann auf seinem Karren sitzend die Zeitung lesen, wie den nobelsten Kapitalisten in seinem Buggy."

„Hier muß das Volk gebildet sein, denkt der Neuling, wenn er seine Betrachtungen hierüber anstellt. Doch wird er leider nur zu früh enttäuscht, wenn er mit den Leuten in Verkehr und Berührung kommt. Gebildet sind sie und zwar nur zu sehr eingebildet. Sie bilden sich zu viel ein auf ihr reiches, gesegnetes Land und ihre Freiheit, welche sie aber nur für sich und ihre Interessen beanspruchen."

„Es ist eine allgemeine, auf Erfahrung begründete Thatsache, daß, je freier ein Land regiert wird, um so herrischer, anmaßender und rücksichtsloser ist sein Volk seinen Nebenmenschen gegenüber. Das Geld ist in Amerika der Inbegriff von Gesetz, Recht und Freiheit."

„Wer Geld hat, besitzt die Macht zu thun, was ihm gefällt. Er darf ungestraft morden und stehlen. Das Gesetz resp. seine Vollstrecker sind käuflich von oben herab."

„In keinem Despotenstaate wird willkürlicher und gewaltthätiger gehandelt als hier. Kein Unbemittelter darf sich einbilden, einem Reichen gegenüber Recht zu finden, auch wenn dasselbe sonnenklar auf der Hand liegt. Das Gold besitzt alle Gewalt, und Gewalt geht vor Recht."

Je mehr unser Kaspar Zeit hatte zu derlei Betrachtungen, um so weniger verwandelte sich ihm diese Zeit in Geld, und wenn er auch sein leidlich Auskommen fand mit seiner Schenke, vom Geldverdienen in dem Sinne, um auch nur seine Familie nachkommen lassen zu können, war nicht die Rede, und so sah er denn bald abermals ein, daß Amerika nicht für Dichter eingerichtet sei.

Rings um ihn befanden sich Haslacher in behaglichen Lebensstellungen, als Schuhmacher, Schneider, Schlosser; Leute, die an Talent dem Kaspar nicht bis an die Kniee reichten, die aber keine Poeten waren, sondern realistische Geschäftsleute.

Drei Viertel Jahre treibt er die Wirthschaft in Pirmasenz-Brooklyn, verkauft sein Bier und seinen Whiskey und philosophirt nebenher auch über das Glück des Menschen, über Hoffnung und Genügsamkeit. Diese Betrachtung ist die größte und letzte, die er seinem Kalender in Amerika anvertraute. Sie macht seiner Philosophie hohe Ehre und lautet:

„Ueberall findet man Stoff zu Betrachtungen. Sieht man sich das rastlose Treiben und Mühen der verschiedenen Menschenklassen an, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf: ‚Wie viele von allen diesen, dem vermeintlichen Glücke nachjagenden Menschen erreichen wohl ihr Ziel?‘ Antwort: ‚Keiner von allen, so lange er lebt.‘“

„Das Wörtchen Glück ist der Inbegriff alles menschlichen Strebens und dabei so dehnbar, daß es alle Schichten der menschlichen Gesellschaft durchzieht und überall, wo es vermeintlich einkehrt, Enttäuschung und unbefriedigte Sehnsucht zurückläßt.“

„Der menschliche Geist strebt stets nach Höherem, und wenn er wirklich glaubt, das sich vorgesteckte Ziel

erreicht zu haben, so tritt ihm wieder etwas anderes in den Weg, das seine Zufriedenheit stört und ihn anfacht, noch weiter zu streben."

„Das Menschenherz ist nie zufrieden, so lange es schlägt."

„Wohl dem, der seine Hoffnungen auf ein besseres Jenseits setzt und hier stets so handelt, daß er vor keinem Nebenmenschen zu erröthen braucht."

„Was ist das Leben? Antwort: Ein stetes Ringen und Kämpfen nach dem Unerreichbaren."

„Unser Herz ist nie zufrieden mit dem, was ihm gewährt wird. Geht ihm ein Wunsch in Erfüllung, so folgt schon wieder ein anderer, und ruhelos strebt es weiter, ohne je befriedigt zu werden, bis es aufhört zu schlagen. Glück und Zufriedenheit sind zwei schöne Worte, welche aber in Wirklichkeit niemals existiren ohne das kleine Wörtchen ‚Wenn‘!"

„Das menschliche Leben ist ein steter Wechsel zwischen getäuschten Hoffnungen und ungestillter Sehnsucht."

„Blickt dann und wann ein Sonnenstrahl des Glückes durch die finstern Wolken des Verhängnisses auf uns nieder, so macht er uns alles gehabte Leid vergessen und belebt uns wieder zu neuen Hoffnungen und Wünschen; doch sobald wir uns am Ziele wähnen, greift das Schicksal wieder mit rauher Hand ein und vernichtet alle unsere Pläne. Ob es uns zum Glücke oder Unglücke ist, vermögen wir nicht zu beurtheilen, wir sehen nur mit tiefstem Schmerze auf unsere gestörten Erwartungen."

„Wir ermannen uns wieder, fangen von neuem an, uns mit frischen Plänen und Hoffnungen die Zukunft auszumalen, um abermals getäuscht zu werden. So geht es fort, bis wir am Grabesrande auf unser verfehltes

Leben zurückblicken und die Hoffnung aufs Jenseits richten. Werden wir dort auch getäuscht werden?"

„Hoffnung ist der Anker, die Kette, das Tau, der Faden, der Strohhalm — an den sich der Mensch anklammert, und der ihn festhält, um alle Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen und überdauern zu können."

„Wehe dem, der in der Hoffnung keinen Halt mehr findet! Er fällt der Verzweiflung anheim, wird entweder zum Selbstmörder oder Geistesnacht überwältigt seine Sinne, und fühl- und reizlos schleppt er sein unglückliches Leben dahin, bis der Tod sich seiner erbarmt und seinem elenden Dasein ein Ziel steckt."

„Hoffnung ist der Stern, der uns auf dem Lebenswege stets voranleuchtet, uns in verlockendem Glanze das Ziel unserer innigsten Wünsche in unabsehbarer Ferne beleuchtet, aber selten erreichen läßt."

„Gelingt es uns wirklich, dasselbe zu erreichen, so sind wir gewöhnlich nur um eine Enttäuschung reicher, und unsere Wünsche konzentriren sich wieder auf einen andern Punkt, der von den Strahlen der Hoffnung so lebhaft beschienen wird, daß wir uns selbst glauben machen, in Erreichung desselben liege allein unser wahres, ungetrübtes Glück."

„Was anders ist es, als abermals Täuschung?"

„So lassen wir uns gängeln und führen durch dieses Traumgebilde, bis wir an den Pforten der Ewigkeit angelangt sind und der Wahn des Menschenherzens sein Ziel erreicht hat." —

„Willst du lernen genügsam sein, so schaue nur stets auf die, welche vom Schicksale weniger begünstigt sind als du, und du wirst darin Trost finden, daß es

noch viele gibt, die schwerere Kämpfe zu bestehen haben, als diejenigen sind, welche dich belasten."

„Siehst du auf jene, welche nach deiner Meinung in glücklicheren, sorgenfreieren Verhältnissen leben, dann wird nie Zufriedenheit in deinem Herzen einkehren; denn der blasse Neid und die häßliche Mißgunst werden dasselbe beherrschen und es nie zur Ruhe kommen lassen, wenn du nicht soviel Selbstbeherrschung erlangst, dich vor diesen Lastern zu bewahren."

„Der Schein trügt. Wie viele Menschen, denen ihre Verhältnisse gestatten, sich mit allem Luxus und Komfort zu umgeben, und die deßhalb von ihren Mitmenschen als glücklich angesehen und beneidet werden, sind, wenn der Schleier ihres innern, häuslichen Lebens gelüftet wird, viel unglücklicher, als der Arme, welcher morgens nicht weiß, womit er sich den Tag über sättigen will, und dabei ein ruhiges Gewissen hat!"

„Der niedrigste Arbeiter, selbst der ärmste Bettler, hat seine Neider. Wie oft kommt es vor, daß ein Armer um eine Gabe anspricht bei einem Reichen, welcher durch eigene Schuld ans Krankenbett gefesselt ist infolge Mißbrauchs seiner Glücksgüter, und von diesem um seine Gesundheit und um seinen Hunger beneidet wird!"

„Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß Menschen, welche die niedrigste Arbeit um geringen Lohn thun, von andern beneidet werden, weil sie doch ihren Lebensunterhalt verdienen, was jenen zur Zeit unmöglich ist, da sie weder Arbeit noch Verdienst haben und am Hungertuche nagen müssen."

Diese Betrachtungen finden sich in den Kalendernotizen vom Juli 1885. Die Elegie, welche an einzelnen Stellen daraus hervorklingt, zeigt uns, daß der Kaspar seine

Hoffnung, in Amerika das Glück zu finden, aufgegeben hatte. Ende Juli kommt einer zu ihm in die Bude von amerikanisch Pirmasenz und erbietet sich, in die Pacht des Poeten einzutreten. Der schlägt in den Handel ein, und am 22. August betritt er wieder Europas Boden in Rotterdam.

Wenige Tage später ist er in Hasle und fortan ein armer Mann. Selbst das Haus seiner Eltern und Vorfahren muß er veräußern und in eine kleine Miethwohnung ziehen in der „vordern Gasse".

Sein Vater war 1879, neunzig Jahre alt, gestorben, aber der harte Realist hinterließ seinem poetischen Kaspar, der ihm allzeit zu wenig auf Geld sah, von dem Seinigen so wenig als möglich.

Es war die erste Zeit nach der zweiten Heimkehr aus Amerika die härteste für den idealen Bäcker, aber seine Ruhe verließ ihn auch jetzt nicht. Nie klagte er, er darbte und duldete wie ein ächter Philosoph. Immer härter drang die Noth des Lebens an ihn heran. Wie sie vertreiben? Da wurde er, eingedenk seiner Federgewandtheit und seiner langjährigen Praxis als Bürgermeister — Geschäfts-Agent oder wie die Leute in meiner Knabenzeit von diesem Metier sagten — Winkeladvokat.

Diese Winkeladvokaten sind auch ein Stück alten Volksthums wie die Volksärzte und die sogenannten Kurpfuscher. Wie die Bauern in leiblichen Nöthen gerne zu einem Sympathie-Doktor gehen, so suchen sie in amtlichen und gerichtlichen Bedrängnissen den Winkeladvokaten auf; beides aus dem gleichen Grunde, weil sie billiger wegkommen. Aerzte und Advokaten gelten beim Volke, wie der Kinzigthäler sagt, als „dürlöhnig" [1]), drum sucht es,

[1]) Theuerlöhnig.

wenn möglich, zunächst billigere Intelligenzen auf, besonders in Rechtssachen. Mißtrauen gegen die juristisch gebildeten Advokaten ist beim Volk Tradition. Es kommt dies vielfach daher, weil eben der Gegner auch einen Advokaten hat, und der klagende Landmann so stets einen Advokaten sich feindlich gegenüberstehen sieht. Daß die Patrone der streitigen Parteien unter sich gut stehen und nach der Verhandlung miteinander reden und speisen, macht die Bauern mißtrauisch gegen beide. Ein Bauer wird nach einem gerichtlichen Termin nie in dem Wirthshaus einkehren, in welchem er seinen Widerpart weiß, drum begreift er nicht die Sympathie der beiderseitigen Rechtsvertreter.

Daß die Rechtsanwälte von den Prozessen leben müssen, ist ein weiterer Grund des Mißtrauens. So kommt es, daß beim Volk das Sprichwort geht: „Einem Advokaten ist nie zu trauen."

Und doch sind die Advokaten sicher nicht die schlechtesten Freunde des Volkes unter den Gebildeten. Ihre Unabhängigkeit vom Staat hat ihnen zu allen Zeiten Gelegenheit gegeben, zu Gunsten der Freiheit des Volkes ein Wort zu reden. Advokaten haben politisch schon viel Unheil angerichtet, aber auch schon der Freiheit viele Wege bahnen helfen. Unter den Führern der französischen Revolution, der Großmutter unserer heutigen bürgerlichen Freiheiten, waren viele Advokaten. Advokaten waren es auch vorzugsweise, die in Deutschland die Fahne des ächten Liberalismus in den zwanziger und dreißiger Jahren hoch hielten.

Selbst unser badischer Advokat Hecker, der Achtundvierziger, war ein durchaus offener, ehrlicher Volksmann, aber ein Idealist und Wolkensegler. —

Der berüchtigtste Winkeladvokat in meiner Knabenzeit war der „Pappenheimer" von Husen. Sein Geschlecht stammte offenbar von einem richtigen Pappenheimer des dreißigjährigen Krieges ab. Er war allgemein gefürchtet, weil zu allem fähig; dabei ein Mann von elegantem Auftreten und feinem Benehmen, der sich überall einzuschmeicheln wußte. Er trieb das Geschäft eines Rasirers und nebenbei eines Winkeladvokaten und Maklers.

Im Jahre 1868 wurde der Pfarrer Keller, ein braver, rühriger Mann, den politischen Gegnern in Husen verhaßt, todt in der Kinzig gefunden. Man wollte ihn noch gehört haben, wie er nachts rief: „Laßt mich doch gehen! Was hab' ich denn Euch gethan?"

Der Rasirer war einer der Hauptgegner des Pfarrers gewesen und flüchtete bald darauf nach Amerika. Er kehrte nach Jahr und Tag zurück, ging wieder, kam wieder, irrte im Thal umher und erhängte sich eines Tages in Donaueschingen.

Merkwürdig war, daß in diesen Mord nie Licht kam; aber er geschah zu jener Zeit, da man allgemein gegen die Pfaffen hetzte.

Ein anderer Gegner des Pfarrers und der Nachbar des Pappenheimers, der damalige Bürgermeister und Gerber von Husen, kam in den siebziger Jahren oft zu mir an den See, die Geige unterm Arm, und bat um Kleidungsstücke. Er hatte, einst ein angesehener Mann und Sprecher seiner Partei, alles verloren und zog jetzt mit der Geige im Land umher, machte Musik in Wirthschaften und verdiente sich so sein Brod.

Ich hatte jeweils Mitleid mit dem Mann und eine gewisse Achtung vor der Zufriedenheit, mit der er seine armselige Existenz ertrug.

In einem Bauernwirthshaus, in welchem er am Abend zuvor aufgespielt hatte, fand man ihn eines Morgens todt im Bette.

Ich erinnere mich noch wohl, wie er, im eleganten Pelzrock, in meines Vaters Wirthsstube erschien und den Bauern liberale Vorträge hielt über Religion.

Ich hab' aber auch schon öfter im Leben die Beobachtung gemacht, daß Leute, welche in ganz gläubigen Gegenden und Dörfern mit ihrem Indifferentismus prahlen, viel eher sichtbar heimgesucht werden, als solche, die das Gleiche thun in Städten.

Einen andern Grund für diese Thatsache weiß ich nicht anzugeben als den, daß die ersteren weit mehr Aergerniß geben. —

Zu einem Volksadvokaten paßt unser Kaspar auch nicht, wenigstens nicht zu seinem Interesse. Er ist zu solch einem Geschäft zu hochgradig ehrlich, zu bescheiden in seinen Ansprüchen für geleistete Arbeit und verschmäht es, aus dem Unverstand der Leute Geld zu schlagen oder sie durch allerlei verlogene Redensarten hinzuhalten und zu beschwindeln.

Ein ganz ehrlicher Mann kommt aber heutzutag in der Welt, die noch nie mehr angelogen sein wollte, als in unserer Zeit, auf keinen grünen Zweig, auch nicht als Winkeladvokat.

Im Jahre 1888 ernannte die Stadt ihren einstigen Bürgermeister zum Waldmeister mit einem kleinen Gehalt von einigen hundert Mark. Dies Dienstlein thut aber dem genügsamen Poeten finanziell und psychisch gut. Es verbessert seine Bezüge als Rathgeber der Bauern und gibt ihm Gelegenheit,

von Hasles Bergeshöhen
das ganze Thal zu übersehen —

und der Zeit zu gedenken, da er die Wälder der Heimath besang von Amerika aus — und in den „grünen Hallen", die von „Liedern erschallen", zu vergessen, wie das Leben ihm mitgespielt hat.

Der Kaspar ist auch in seiner jetzigen, ziemlich prekären Lage ein stiller Mann geblieben, der niemanden klagt und äußerlich nie verräth, was in seinem Innern vorgeht. Heute noch, wie ehedem, sitzt er, ruhig vor sich hinschauend, bei seinem Schöpple im Wirthshaus und macht seine sarkastischen, aber seltenen Bemerkungen.

Einmal eines jeden Tages wird man ihn beim „Kanonenwirth" finden, seinem Schwager, der Wirth und Maler zugleich ist und einst die „Morithaten" für die Haslacher Fastnacht malte, die der Kaspar besang. Beide sind noch die einzigen Säulen aus der lustigen Zeit von Alt-Hasle, nur hat es der malende Künstler im Leben viel weiter gebracht, als der dichtende — er ist ein wohlhabender Mann, weil Realist, während der Kaspar Idealist war und blieb.

In einem aber hat sich der letztere geändert, er macht längst keine Gedichte mehr und philosophirt auch nimmer über das menschliche Dasein auf Kalenderblättern. Es ist ihm das alles vergangen. Des Lebens Noth hat ihm das Singen und das Sinnen vertrieben, und wenn er sinnt, muß er sinnen, woher Brod nehmen zum Leben. Philosophiren, sagt schon Schopenhauer, sei nur dann gut, wenn man an nichts Noth leide. Und Poesie und tägliche Sorge hausen auch nicht zusammen. Dem Vogel, auf dessen Käfig eine Katze sitzt, ist's gewiß nicht ums Singen, und dem Poeten, dem des Lebens Kummer und Sorgen täglich ins Herz scheinen, ist's sicher nicht ums Dichten.

Die schwersten Sorgen sind dem Kaspar übrigens abgenommen. Seine drei Buben sind im Stande, ihr

Brod selbst zu suchen. Der älteste, den er auf seiner zweiten Fahrt nach Amerika mitnahm, ist Goldgräber in „Wild-West“, im Staate Idaho, der zweite ist Mechaniker und arbeitet in Rosenheim, und der dritte funktionirt als Koch in Genf. Mögen sie mehr Glück haben im Leben als ihr Dichter-Vater!

Ich fragte diesen vor kurzem, ob er denn keine Lieder mehr loslasse, und er meinte trocken: „Ich singe nur noch eine Strophe, die des Valentin im ‚Verschwender‘: ‚Da leg' ich meinen Hobel hin und sag' der Welt ade.‘“

Der Kaspar geht der Mitte der sechziger Jahre zu und er wird seinen Hobel bald hinlegen können, falls er nicht so alt wird wie sein Vater. Seine poetischen Papierschnitzel und die philosophischen Kalenderchen hätten nach seinem Tod sicher nicht mehr lange gelebt, und die Nachwelt hätte in wenig Jahren nicht mehr gewußt, daß Alt-Hasle auch seinen Dichter hatte.

Drum ließ ich ihm keine Ruhe, bis er mir jene Blätter auslieferte — ihm zu Ehren und zu Ehren unseres Großvaters, des Eselsbecken, von dem der kleine Kaspar sicher mehr geerbt hat, als ich, der lange Heiner.

Ihn selber aber, den Vetter Kaspar, will ich trösten mit den Worten eines jüngst verstorbenen sozialdemokratischen Dichters (Leopold Jacoby), der in indischer Art zu reden sagt:

Dem Dichter hat Brahma für sein Leben
Das bittere Geschick gegeben,
Daß ihn, der alle Welt entzücke,
Kein Schmuck, kein Reichthum selber schmücke
Und Lebensfreude nicht beglücke,
So wie Zuckerrohr ist der Früchte bloß,
Wie der Sandelbaum ist blüthenlos.

Stund an war mein Interesse für den Mann gewonnen; durch die Theologen verschaffte ich mir seine Schriften, die ich nach und nach alle las. Damals waren sie nur im badischen Ländle verbreitet, aber so, daß fast in jeder Familie sich die eine oder andere fand neben den Kalendern von Alban Stolz. Als aber später die „Wilden Kirschen" und die „Schneeballen" erschienen, da drang der Name des Freiburger Pfarrers weit über die rotgelben Pfähle hinaus, und heute zählt „Hans am See" zu den besten Volksschriftstellern, dessen Erzählungen eine unterhaltende und erfrischende Lektüre für jeden bilden, der Lust hat, das unverdorbene Volksleben der „guten, alten Zeit" und die knorrigen, wetterfesten, manchmal dabei auch verschmitzten und neuerungssüchtigen Bauerntypen des Schwarzwaldes kennen zu lernen. Hansjakob weiß ihre Freuden und Leiden so anschaulich zu schildern, daß man mitten unter ihnen lebt." K. Hoeber.

Schlesische Volkszeitung: „Nur selten widerfährt dem modernen Rezensenten die Freude, etwas so, in der vollen Doppelbedeutung des Wortes, die reinste Natur Athmendes, so durch und durch Kerngesundes und so meisterlich in Form Gebrachtes der Leserwelt anzeigen zu können. Ueberall Ursprünglichkeit, Originalität, herzerfreuende Frische, Geist, Humor, Gefühlstiefe! Man beachte u. A. die Episode vom Sterben des Hermesbauers. Unsere volkstümliche Litteratur, einschließlich der Namen Alb. Stolz, Anzengruber, Rosegger, hat nicht viel Aehnliches dem an die Seite zu stellen. H. besitzt alle Vorzüge Roseggers ohne dessen Fehler. Ja, wir haben noch Volkserzähler, katholische Volkserzähler, deren Schriften ein Labsal und Heilmittel für Geist und Herz unseres Volkes sind."

Kölnische Volkszeitung: „Originell, wie die Begründung des Titels, mit dem der Verfasser Bauern des schneereichen Schwarzwaldes und vom Bodensee bezeichnen will, sind auch die Erzählungen selbst, in denen er seine ihm ans Herz gewachsenen Bauern in ihrer Sonderart schildert, wie sie in seiner Jugend lebten und zum Teil heute noch leben. Man folgt dem geistreichen, mit einem offenen Auge für der Bauern Vorzüge und Schwächen begabten Erzähler mit steter Aufmerksamkeit, mag er nun seine wuchtigen Seitenhiebe auf moderne Verhältnisse führen, die Poesie des Sauhändlers oder den Bauern als Prügeljungen der Menschheit schildern; mag er uns in die armselige Karfunkelstadt, der er römischen Ursprung vindiziert, oder zum Wendel auf der Schanz, oder ins Harmersbacher Thal führen, um uns hier den letzten Reichsvogt zu zeigen. Immer machen wir die Bekanntschaft urwüchsiger Menschen, werden angenehm unterhalten und um ein gut Stück Volkspoesie und kulturgeschichtlicher Kenntnis bereichert."

Deutsches Volksblatt (Stuttgart): „Die Schilderungen des Lebens, Arbeitens, Sorgens, Leidens und Entbehrens, aber auch der Freuden, der Unterhaltungen und der Späße des Volkes, die Zeichnungen der markigen, ausgeprägten Charaktere, die Erzählungen der oft ergreifend schönen, oft tieftragischen, oft herzerfrischend fröhlichen Schicksale und Erlebnisse dieser Menschen sind von einer Feder geschrieben, welche diesen Stoff in einer Weise beherrscht und meistert, wie wohl kaum es so vollendet ein zweitesmal vorkommen mag. Da ist auch gar nichts Erund Gekünsteltes von Anfang bis zu Ende; alles weht den Leser so herzerfrischend und erquickend an, daß man nicht aufhören mag zu lesen."

Dresdner Journal: „Unter den Schriftstellern, die in den letzten Jahren, ohne gerade auf die Massen zu wirken, doch ein immer größeres Publikum für sich gewonnen haben, nimmt der Stadtpfarrer von Freiburg im Breisgau, Heinrich Hansjakob, eine eigentümliche Stellung ein. Er gehört zu der nicht allzu zahlreichen Gruppe katholischer Autoren, die niemals nach den Vorbildern der italienischen und spanischen Litteratur hingeblickt haben, er ist von der Romantik und dem ekstatischen Wesen der spanischen Dichtung nie berührt worden, er hat alle seine Wurzeln im deutschen Heimatsboden und ist eine so echt süddeutsche Natur, als nur eine in unserer Litteratur sich regt und geltend macht. Ein kräftiger Erzähler und Skizzenzeichner, der in näherer Verwandtschaft zu unseren Dorfgeschichtenschreibern oder zu H. W. Riehl und zu Bogumil Goltz und L. Steub steht, dabei dennoch ein treuer und gelegentlich auch streitfertiger Sohn und Diener seiner Kirche, erfreut und ergreift Hansjakob zunächst durch die lebensvolle Wärme seiner Schilderungen. Nach der künstlerischen Seite hin läßt der Wechsel von erzählendem, kulturgeschichtlichem und autobiographischem Vortrag, in dem sich der badische Pfarrer gefällt, manches zu wünschen übrig. Aber der frische Anteil, mit dem er der Wirklichkeit, allen Lebenserscheinungen, wie der Natur seiner heimatlichen Gegenden gegenübersteht, der kräftig gesunde Humor, mit dem er die Menschengestalten und Schicksale aus der Gegenwart und noch lieber aus einer nicht allzu weit zurückliegenden Vergangenheit darstellt, die auch ihm die goldene Zeit, die „gute alte Zeit" ist, die energische Deutlichkeit und Gegenständlichkeit der Bilder helfen über den wunderlichen Wechsel von persönlichen Eindrücken, Familienüberlieferungen und historischen Erinnerungen hinweg, der in Hansjakobs Büchern vorwaltet."

Das Land: „Das Köstliche an der Hansjakobschen Darstellungsweise sind die packenden, gemütreichen und humorvollen Charakterschilderungen aus dem süddeutschen Landleben, die zugleich ein hohes kulturhistorisches Interesse beanspruchen dürften. .... Die Volksbibliotheken, und nicht bloß die katholischen, mögen ihre Bücherbestände durch folgende Werke auffrischen: „Wilde Kirschen" u. s. w. Hoffen wir, daß er uns noch oft mit Schwarzwälder wilden Kirschen und Schneeballen beschenkt!"

Neues evangel. Gemeindeblatt (Berlin): „Der Verfasser oder vielmehr der Dichter ist katholischer Geistlicher, Centrumsmann und kein Feind der Jesuiten. Aber gottlob, die Dichtkunst ist interkonfessionell. Wir müssen diese prächtigen Schilderungen aus dem badischen Schwarzwald aus voller Ueberzeugung empfehlen. Hansjakob ist ein badischer Rosegger und mehr als dies..... Wer aber Sinn für die Poesie und den tiefen Humor des gewöhnlichen Alltagslebens hat, dem wird dieses Buch (Wilde Kirschen) ein wahres Labsal sein, wie ein Trunk frischen Quellwassers in heißen Sommertagen. Das Buch wiegt ganze Berge der Modelitteratur auf."

Neues evangel. Gemeindeblatt: Es ist eine herzerfreuende Thatsache, daß es in unserem Dekadence-Zeitalter noch Männer wie Hansjakob giebt. In diesem Dichter ist nichts von Mache, von Sensation, von Koketterie, von Frivolität oder gar von Servilismus. Er ist eine grundehrliche Haut, tüchtig und gesund bis ins Mark, ein Poet von kraftvoller Ursprünglichkeit. Er ist auch ein deutscher Mann, denn weltverklärender Humor bricht aus dem warmen Herzen dieses redlichen Volksmannes hervor. Scharfgeschnittene Charakterköpfe aus dem „niederen" Volk giebt uns der Dichter, der selbst „ein Sohn des Volkes" ist und mit schwärmerischer Liebe

an den kraftvollen Naturmenschen des Schwarzwaldes hängt. Bald wird der Leser tief ergriffen von dem harten Geschick eines armen Schluckers, der ein Cato im Bettelrock ist, bald gewinnen ihm die Thorheiten eines lustigen Bauernburschen oder hungrigen Schneidermeisters ein herzliches Lachen ab. Referent hat seit langem keinen lieberen Reisegefährten als eines der Werke dieses Volksdichters, der einen Rosegger an Echtheit weit überragt.

Der Kirchenfreund (Basel): „Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß H. einer unserer originellsten neueren deutschen Schriftsteller ist. Ich ziehe ihn Rosegger und ähnlichen weit vor. Zwar ist in seinem Wesen Vieles, was einem widerstrebt. Katholischer Geistlicher u. s. w. u. s. w. kommt auch in seinen Schriften eine oft seltsame Mischung von hübschen Gedanken, originellen Ideen, feinen Beobachtungen und zweifelhaften Einfällen heraus. Ich lese sie meistens unter heftigem Widerspruch, aber leidenschaftlich gern. Was ihn anziehend macht, ist neben der Frische, Natürlichkeit und Anschaulichkeit seine große Unbefangenheit und Offenherzigkeit, die ihn manches ehrlich herausplaudern läßt, was andere verhüllen, und daß er namentlich die einfachen, geringen Leute seiner Heimat durch und durch kennt."

Schweizerisches Protestantenblatt: „Das Büchlein (Aus meiner Studienzeit) ist eins von denen, die mir ganze Bibliotheken aufwiegen, weil sie nicht aus anderen Büchern zusammengeschrieben sind, sondern ursprüngliche Offenbarung eigenen, echten Seelenlebens enthalten. Mit einer Offenheit, die sich nur eine kerngesunde und edle Persönlichkeit erlauben darf, erzählt da der Priester seine Bildungsgeschichte."

In gleichem Verlage ist erschienen:

Heinrich Hansjakob,

Aus kranken Tagen.

Erinnerungen.

Geheftet 3 Mk. 20 Pf., elegant gebunden 4 Mark.

Schwäbischer Merkur: „Dieselbe Frische, Wärme und Feinsinnigkeit der Darstellung, dieselbe auf jede Besonderheit eingehende, vergleichende Beobachtung, dasselbe freimütige, treffende Urteil — alle diese Vorzüge finden wir vereinigt in diesem neuesten Werk, wie sie uns entgegengetreten sind in den früheren Erzählungen Hansjakobs. Ein ernster, trauriger Zug geht freilich durch diese Erinnerungen aus kranken Tagen, Betrachtungen über all das, was ein ruheloses, gequältes Menschengemüt bewegt. Und doch, auch hier blickt überall der gesunde Kern durch, frommer Christenglaube, der Hauch echter Poesie, ein unter Thränen lächelnder Humor; und diese Eigenschaften, wir fühlen es, werden im Stande sein, dem beliebten Volksmanne die volle Gesundheit zurückzubringen."